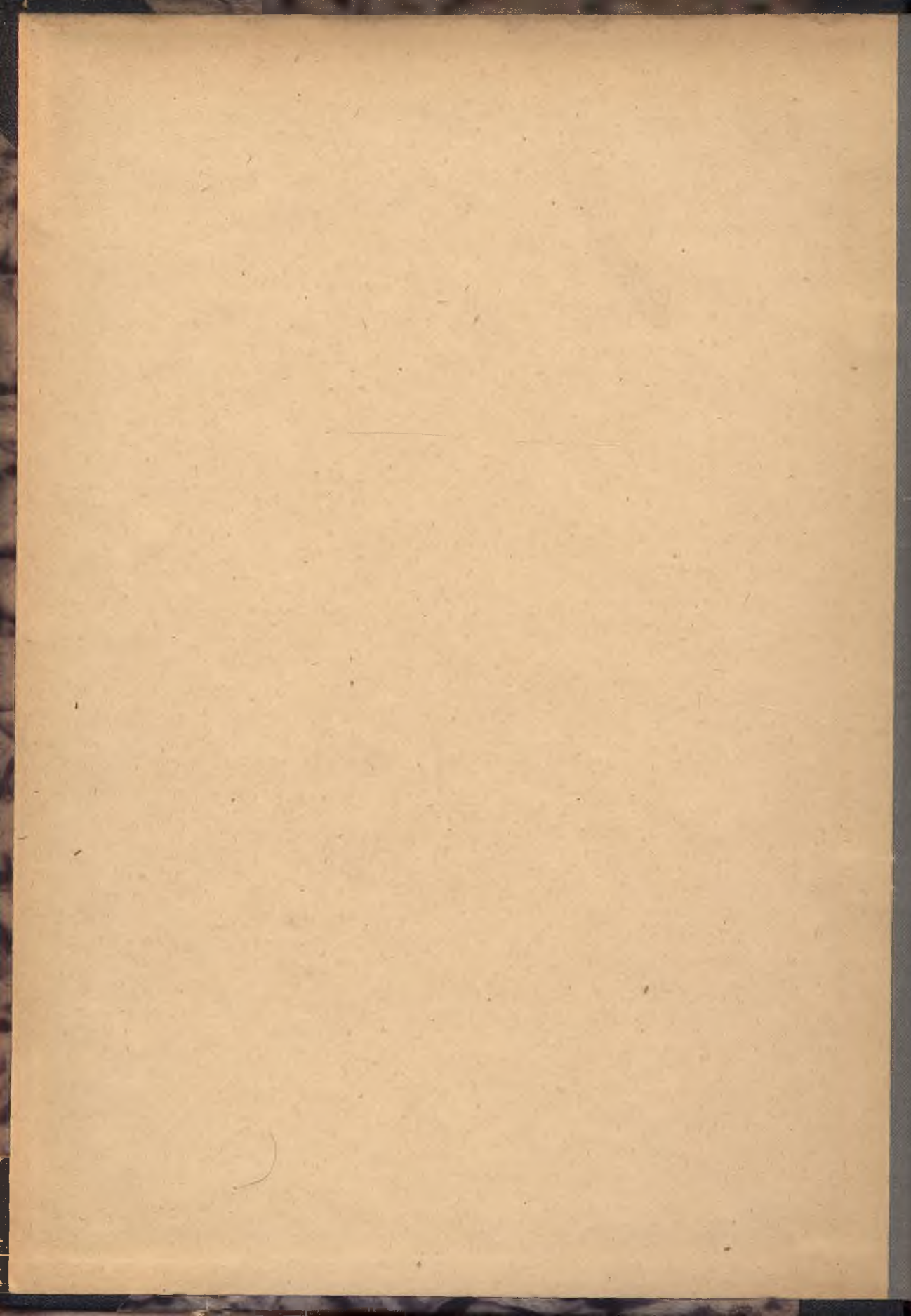






Glück auf!

1926 Oberschlesischer
Volkskalender 1926



Das Antlitz Oberschlesiens im Industriegebiet: Partie bei Hindenburg

Verlag: Riedinger's Buch- und Steindruckerei, Ratibor

Sobtzick

Roka

Schokoladen - Kakao
Konfekte - Teigwaren

sind deutsche Qualitätserzeugnisse

gegr.
1828

Franz Sobtzick, Roka-Werke

gegr.
1828

Ratibor — Breslau — Katscher — München — Frankfurt a. Main

126⁴⁵
—
1



134910 1926
II

„Glück auf!“

Oberschlesischer Volkskalender 1926

Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Vertreter des
ober- und niederschlesischen Schrifttums von Riedinger's
Buch- und Steindruckerei, Ratibor Deutsch-OS.

1. Jahrgang

Instytut Śląski

L. 1218.11

Amt

für ober-schlesische Landeskunde.

Leiter:

Karl Sczodroł.

Oppeln, Wilhelmsplatz 4



1 Kc 3



Druck und Verlag:

Riedinger's Buch- und Steindruckerei, Ratibor Deutsch-OS.

12675

Riedinger's Buch- u. Steindruckerei

Gegründet 1797

Ratibor, Oberwallstr. 22/24

Fernspr. 94 u. 130

Graphische Kunstanstalt / Plakat-Institut / Formularlager

Modern eingerichtete Buchbinderei mit den neuesten Hilfsmaschinen

Faltschachtelfabrikation in allen Größen
und Ausführungen mit und ohne Druck

Künstlerische Anfertigung von Drucksachen aller Art / Katalogen und Preislisten
in Schwarz- und Mehrfarbendruck / Werken / Zeitschriften / Tabellen für
Handel, Industrie und Landwirtschaft

125.
Jahrgang

Oberschlesischer Anzeiger

125.
Jahrgang

General-Anzeiger für Schlesien und Posen

(Oberschlesische Neueste Nachrichten)

mit der täglichen Unterhaltungsbeilage „Hausfreund“ und den wöchentlichen
illustrierten Beilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstraße 22/24

Eigene Redaktionen in: Bentzen, Gleiwitz, Hindenburg,
Oppeln, Leobschütz, Reisse und Rybnik (Polnisch-Oberschles.)

Erfolgreichstes Insertions-Organ

da gleichmäßig verbreitet in Oberschlesien und
in den angrenzenden Gebieten Niederschlesiens

**Erschöpfende politische Tagesschau / Umfangreicher Nachrichten-
und Handelsdienst durch Telefon und Radio**

Spezialabteilungen: Landwirtschaft / Wissenschaft / Kunst / Technik
Radiotechnik / Sport / Gesundheitspflege / Die
Frau / Recht und Gesetz / Wirtschafts- und Kommunal-Tagesfragen

„Glück auf!“

Dort, wo die Schloten rauchen,
Wo nachts die Feuer glüh'n,
Wo in die Tiefe tauchen
Der Arbeit Helden kühn,
Beherzt den Kampf zu wagen
In schwerstem Tageslauf,
Hörst diesen Gruß Du sagen,
Geht es zu Tag:

„Glück auf!“

Dort, wo die Willkür schnöde
Ein glücklich Land zerschnitt,
Lang' schon in dumpfer Öde,
Was deutsch war, lebt' und litt,
Dort leimt im Herzensgrunde
Ein leises Hoffen auf
Und spricht mit stummem Munde
Ein heimlich still:

„Glück auf!“

Zieh' hin, mein Büchlein, frage
In Heimatlauten trauf
Der Heimat Grüße! Sage
Es allen froh und laut,
Daß uns ein Band umschlinget,
— Nicht löst's der Zeiten Lauf! —
Steht fest! Das Schicksal zwinget
Die Treue nur:

„Glück auf!“



Januar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
1. Woche. Die Beschneidung Jesu. Luf. 2, 21.			Sonnen- M. 8,14 U. 3,54	
F	1 N. Beschn. Chr.	Neujahr	6,29	9,31
S	2 Makarius	Abel, Seth	7,30	10,04
2. Woche. Die Rückkehr aus Aegypten. Matth. 2, 19—23.			Sonnen- M. 8,13 U. 3,56	
S	3 n. Neuj. Genovefa	n. Neuj. Enoch	8,33	10,32
M	4 Titus	Methusalem	9,37	10,56
D	5 Telesphorus	Simeon	10,42	11,17
M	6 Hl. 3 Kön. (Ep.)	Epiphania	11,48	11,38
D	7 Lucian	Julian	—	11,59
S	8 Severinus	Erhard	12,56	12,20
S	9 Julian	Beatus	2,07	12,45
3. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luf. 2, 41—52.			Sonnen- M. 8,10 U. 4,05	
S	10 1. n. Ep. Agath.	1. n. Ep. Paul. E.	3,20	1,14
M	11 Hygin	Hygin	4,36	1,49
D	12 Arkadius	Reinhold	5,50	2,36
M	13 Gottfried	Hilarius	7,00	3,33
D	14 Felix	Felix	8,02	4,44
S	15 Maurus	Maurus	8,52	6,03
S	16 Marcellus	Marcellus	9,32	7,25
4. Woche. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.			Sonnen- M. 8,05 U. 4,16	
S	17 2. n. Ep. N.-J.	2. n. Ep. Anton.	10,04	8,47
M	18 P. Stuhl f. 3. R.	Priska	10,32	10,06
D	19 Kanut	Sara	10,56	11,22
M	20 Sabian, Seb.	Sabian, Seb.	11,19	—
D	21 Agnes	Agnes	11,43	12,35
S	22 Vincentius	Vincentius	12,08	1,47
S	23 Emerentiana	Emerentiana	12,37	2,55
5. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1—13.			Sonnen- M. 7,57 U. 4,28	
S	24 3. n. Ep. Timoth.	3. n. Ep. Thimoth.	1,09	4,02
M	25 Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	1,47	5,04
D	26 Polnharp	Polnharp	2,33	6,00
M	27 Joh. Chrysostom.	Joh. Chrysostom.	3,24	6,49
D	28 Karl d. Gr. (E.)	Karl	4,21	7,30
S	29 Franz v. Sales	Valerius	5,21	8,06
S	30 Martina	Adelgunde	6,24	8,35
6. Woche. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16.			Sonnen- M. 7,47 U. 4,41	
S	31 Septuag. Petr. N.	Septuag. Bigil.	7,28	9,0

Am 2. Januar Sonne in Erdnähe.
Am 14. Januar unsichtbare Sonnenfinsternis.

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. bis 3 trüb und mäßig kalt; 4. bis 6. starke Regengüsse; 7. bis 10. mäßig kalt; 11. starker Regen; 23. bis Ende unbeständig mit Wind, Schnee und Nebel.



Bauern-Regeln:

Auf trocknen kalten Januar
folgt viel Schnee im Februar.

Ist der Januar hell und weiß,
Wird der Sommer sicher heiß.

Januar hart und rauh
Mühet beim Getreidebau.



Der Wassermann als gebannte Seele.*)

Von E. Grabowski.

Im Opperlner Landkreife ist der Wassermann die Seele eines in Sünden verunglückten Menschen oder die eines Selbstmörders. Er muß nun im Wasser an der Stelle, an der er ins Wasser kam, so lange verbleiben, bis ein anderer an seiner Stelle ertrinkt. Er gibt sich nun die größte Mühe, unvorsichtige Menschen ins Wasser zu ziehen. Mit silbernen Kugeln, bunten Bändern, mit Lachen und Wasserplätschern sucht er die Menschen zu verlocken. Er hat nur über solche Menschen Gewalt, die sich im Zustande der Neugierde befinden.

Zahlreich sind die Belege dafür. Im Opperlner Kreife ist er in dieser Form besonders bekannt in Follwark bei Wienau. Hier lebt er im „Schwarzen Teiche“ als die Seele eines Selbstmörders, zieht Menschen und Tiere in die Tiefe.

In Opperln hat er seinen Sitz an der Mündung der Wieski in die Oder. Hier haben ihn Fährmänner in Mondnächten gesehen, mit Silberkugeln spielend. Man schützt sich vor seiner Gewalt durch Gebete und durch geweihtes, zweimal gebackenes Brot, welches man auf seinem Herzen trägt, oder auch ins Wasser wirft.

In Leschnitz (Krs. Groß-Strehlitz) wohnt er an der Schleuse im Cedronbache. In Kgl. Neudorf bei Opperln — als Hase in der Oder.

*) Das diesjährige Kalendarium bringt zwölf Arbeiten aus dem Sagengebiet von Oberschlesien von E. Grabowski und dem Schriftleiter des „Glück auf!“, Robert Karger. Letzterer benutzte als Grundlage „Sagen aus Schlesien“ von Prof. E. H. Kühnau, 2. Aufl., Herm. Eichblatt-Verlag, Leipzig. Illustrationen von Herm. Grosser.

Die im Jahrgange 1926 des „Glück auf!“-Kalenders enthaltenen Vollbilder wurden nach künstlerischen Aufnahmen des Photographen A. Sattner, Ratibor, hergestellt.



Februar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
M	1 Ignatius	Brigitte	8,33	9,23
D	2 Mar. Lichtm.	Mar. Reinig.	9,38	9,43
M	3 Blasius	Blasius	10,44	10,03
D	4 Andr. Corsinus	Veronika	11,52	10,24
S	5 Agatha	Agatha	—	10,47
S	6 Dorothea ●	Dorothea	1,01	11,13

7. Woche. Vom Säemann. Luk. 8, 4—15.

Sonnen-
M. 7,35 U. 4,54

S	7 Gerag. Romuald	Gerag. Richard	2,13	11,44
M	8 Joh. v. Mattha	Salomon	3,26	12,23
D	9 Apollonia	Apollonia	4,37	1,13
M	10 Scholastika	Scholastika	5,42	2,15
D	11 Desiderius	Euphrosyna	6,37	3,30
S	12 Eulalia	Eulalia	7,22	4,51
S	13 Benignus ●	Benignus	8,00	6,15

8. Woche. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem.
Luk. 18, 31—43.

Sonnen-
M. 7,22 U. 5,08

S	14 Quinquag. Val.	Estom. Valent.	8,30	7,39
M	15 Faustinus	Faustinus	8,56	9,00
D	16 Fastn. Juliana	Fastn. Juliana	9,21	10,17
M	17 Ascherm. Donat. †	Ascherm. Konst.	9,45	11,32
D	18 Simeon	Konkordia	10,10	—
S	19 Gabinus † ●	Susanna	10,38	12,44
S	20 Eleutherius	Eucherius	11,10	1,53

9. Woche. Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.

Sonnen-
M. 7,08 U. 5,21

S	21 1. Inv. Eleonora	1. Inv. Eleonora	11,46	2,57
M	22 Petri Stuhlfeier	Petri Stuhl.	12,29	3,56
D	23 Serenus	Serenus	1,19	4,46
M	24 Quat. Matth.	Quat Matth.	2,14	5,30
D	25 Walburga	Viktorinus	3,13	6,08
S	26 Alexander †	Nestor	4,16	6,38
S	27 Leander ●	Leander	5,20	7,05

10. Woche. Die Verkündigung Christi.
Matth. 17, 1—9.

Sonnen-
M. 6,53 U. 5,34

S	28 2. Remin. Rom.	2. Remin. Justus	6,25	7,28
---	-------------------	------------------	------	------

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. bis 6. trüb, Nebel und Wind; 8. hell und kalt; 9. bis 12. trüb, Regen und Schnee; 13. bis 16. hell und kalt; 18. Regen und Schnee; 19. bis 20. kalter Wind; 22. bis 26. hell, mit sehr kalten Nächten, darauf frostiger Regen.



Bauern-Regeln :

Weißer Februar stärkt die Saat.

Bringt Lichtmeß Sonnenschein,
Wird die Kälte hernach größer ein.

Wenn's friert an Petri Stuhlfeier (22.),
Friert es noch 14 mal heuer.



Feuermänner.*)

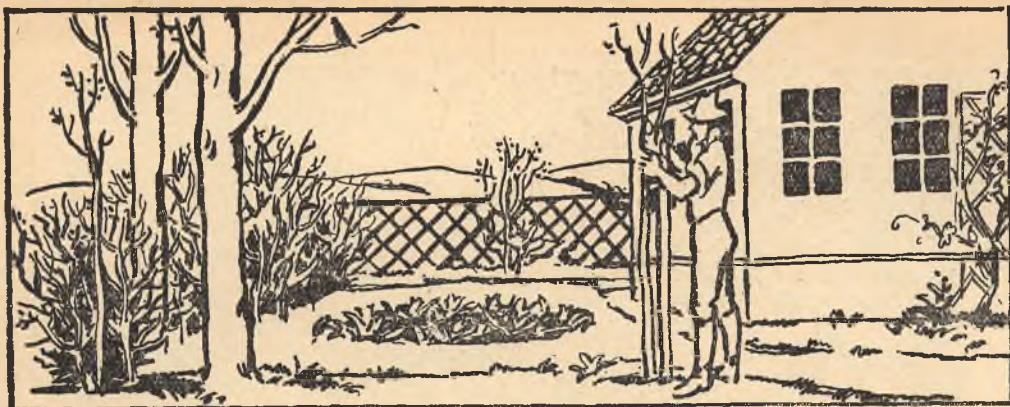
Von E. Grabowski.

Die Feuermänner zerfallen in zwei Gruppen. In Seelen, die nach dem Tode umgehen müssen, weil sie sich im Leben an dem Gebot der Nächstenliebe versündigt hatten, und in Teufel.

Zu den Teufeln gehören alle Feuermänner, die auf Dächern reiten oder vom Himmel nieder fallen. Zu den Seelen gehören: Grenzsteinverfeher, Staatsanwälte, die ungerechtes Urteil gesprochen, Glöckner, die dem Toten aus Faulheit das Sterbegeläut gekürzt haben, denn: „auf den Glockenklängen fährt die Seele zum Himmel auf“. Menschen, die an Sühnekreuzen das erbetene Gebet unterlassen haben, müssen als Feuermänner diese Lässigkeit büßen. Wer dem Fremden das Weggeleit aus den „Dicken Wäldern“ nicht gab, so daß dieser umkommen mußte, muß als Feuermann wandern. Er hat Verirrte nachts heimzuführen, ihnen den Weg zu beleuchten. Erlöst kann er durch ein „Vergelt's Gott“ werden. Dann leuchtet er hoch auf, schüttelt sich und zerstiebt. Wird ihm der Dank vorenthalten, kommt es vor, daß er sich auf das Fenster des Heimgeführten setzt und so lange bettelt, bis ihm sein „Vergelt's Gott“ wird. Manche Feuermänner müssen dreißig, auch wohl hundert Jahre wandern, ehe sie erlöst werden.

Auf der Insel Bolko bei Oppeln tanzten die Feuermänner vor einigen Jahren den Weidendamm entlang bis zum Hause des Wächters. Der sagte mir: „Ich glaub' ja nicht daran, aber meine Frau, die sagt, „das ist kein anderer, als die Seele vom alten Vincenz, denn das war so einer.“

*) In deutschen Kreisen mehr als in polnischen bekannt.



M ä r z

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	
M	1 Albinus Einzug in Paris 1871	Albinus	7,30	7,49	* Die Juden feiern ihr Passah am 30., das zweite Passahfest am 31. März.
D	2 Simplicius	Simplicius	8,36	8,09	
M	3 Kunigunde	Kunigunde	9,43	8,29	
D	4 Kasimir	Adrianus	10,51	8,51	
S	5 Friedrich †	Friedrich	—	9,15	
S	6 Viktor	Fridolin	12,01	9,43	
11. Woche. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luth. 11, 14—23.			Sonnen- U. 6,37 U. 5,47		
S	7 3. Oculi Thom. ☉	3. Oculi Felicit.	1,12	10,18	
M	8 Johann de Deo	Philemon	2,22	11,02	
D	9 Franziska	Franziska	3,26	11,56	
M	10 40 Märtyrer	Henriette	4,25	1,03	
D	11 Eulogius	Rosina	5,12	2,20	
S	12 Gregor d. Gr. †	Gregor d. Gr.	5,53	3,41	
S	13 Euphrasia	Ernst	6,26	5,05	
12. Woche. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15.			Sonnen- U. 6,21 U. 5,59		
S	14 4. Lätare Math. ☉	4. Lätare Zachar.	6,54	6,28	
M	15 Longinus	Christoph	7,19	7,50	
D	16 Heribert	Cyriakus	7,44	9,09	
M	17 Gertrud	Gertrud	8,09	10,25	
D	18 Cyrillus	Anselmus	8,36	11,37	
S	19 Jos. Nährr. †	Joseph	9,07	—	
S	20 Joachim	Hubert	9,42	12,46	
13. Woche. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46—50.			Sonnen- U. 6,04 U. 6,12		
S	21 5. Judic. Bened. ☉	5. Judica Bened.	10,24	1,48	
M	22 Octavian	Kasimir	11,12	2,43	
D	23 Otto	Eberhard	12,06	3,29	
M	24 Gabriel	Gabriel	1,04	4,09	
D	25 Mariä Verk.	Mariä Verk.	2,06	4,41	
S	26 Schmerz. M. †	Emanuel	3,10	5,09	
S	27 Rupert	Rupert	4,15	5,33	
14. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.			Sonnen- U. 5,43 U. 6,24		
S	28 6. Palm. Guntr. ☉	6. Palm. Matheus	5,20	5,54	
M	29 Eustasius	Eustasius	6,26	6,14	
* D	30 Quirinus	Guido	7,34	6,35	
* M	31 Balbina	Amos	8,43	6,55	
Einzug in Paris 1814					

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. bis 6. rauh, kalt und windig; 8. bis 17. trocken und kalt; 19. Wind, Schnee und Regen; 20. bis 23. Regen und kalt; Nachmittags hell; 26. bis Ende jeden Morgen Eis.



Bauern-Regeln:

Trockner März, nasser April, kühler Mai
Füllt Scheuer, Keller und bringt viel Heu.

So viel Nebel im Märzzen steigen,
So viel Gewitter im Sommer sich zeigen.



Der Feuermann aus Döbern (Seelensage).

Von E. Grabowski.

Weit, weit liegt die Zeit*) zurück, da war die Gegend von Brieg bis zur Plesser Grenze und darüber hinaus ein großer, dicker Wald. Meilenweit war keine menschliche Siedlung anzutreffen, außer wenigen, mit Moos bedeckten Holzbuden, in denen die Waldbleute wohnten, die dem Grundherrn zu eigen waren und ein kümmerliches Dasein führten. Sie hatten viele Lasten zu tragen, wozu auch die gehörte: Verirrte aus dem Walde zu führen. Ein mühevolleres, zeitraubendes Geschäft, denn die Wälder waren dicht und groß und bevölkert mit wilden Tieren (1756 der letzte Bär im Landkreis Oppeln). Dann kam es wohl vor, daß solch ein Leibeigner aus Faulheit dem Fremden kein Geleit gab und der elend zu Grunde ging. Der Pflichtvergessene mußte nach dem Tode als Feuermann die Versäumnis nachholen und Verirrten heim leuchten.

So hat man noch vor kurzem in Döbern**) einen Feuermann gesehen. Er geleitete die Kirchgänger aus der Korate heim, wenn ihnen das Licht verlöscht war. Er mußte sie bis vor die Tür ihrer Wohnung begleiten, was gewöhnlich ohne Dank angenommen wurde. Der Feuermann war immer ganz still und traurig. Er war sehr groß und ganz in Flammen gehüllt, aus denen sein menschliches Antlitz schaute. Als ihm einmal ein „Einlieger“ sein „Vergelt's Gott“ zurief, zerstierte der Feuermann und wurde nie mehr gesehen.

*) Zu Friedrich des Großen Zeiten.

**) Wie mir soeben eine Frau K. erzählt. Grb.



April

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Gr. Donnerstag	Gr. Donnerstag	9,54	7,19
F	2 Karfreitag †	Karfreitag	11,05	7,46
S	3 Richard (norm.) †	Christian	—	8,18
15. Woche. Die Auferstehung des Herrn. Mart. 16, 1—8.			Sonnen- M. 3,31 U. 6,35	
S	4 Oster Sonntag	Oster Sonntag	12,14	8,58
*M	5 Ostermont. ●	Ostermontag	1,20	9,48
*D	6 Cölestinus	Irenäus	2,19	10,49
M	7 Hermann	Cölestin	3,09	12,00
D	8 Albert	Liborius	3,50	1,18
S	9 Maria Kleophä	Bogislaus	4,24	2,38
S	10 Tzedchiel	Daniel	4,53	4,00
16. Woche. Friede sei mit Euch. Joh. 20, 19—31.			Sonnen- M. 5,15 U. 6,48	
S	11 1. Quaf. Leo d. Gr.	1. Quaf. Herm.	5,18	5,21
M	12 Julius ●	Julius	5,43	6,41
D	13 Hermenegild	Justinus	6,07	8,00
M	14 Tiburtius	Tiburtius	6,34	9,16
D	15 Anastasia	Olympiades	7,03	10,28
S	16 Drogo	Carisius	7,37	11,35
S	17 Anicetus	Rudolf	8,16	—
17. Woche. Der gute Hirte. Joh. 10, 12—16.			Sonnen- M. 5,00 U. 7,01	
S	18 2. Mis. D. Eleuth.	2. Mis. D. Bal.	9,02	12,35
Erstürmung von Düppel 1864				
M	19 Werner	Hermogenes	9,55	1,26
D	20 Victor ●	Sulpitius	10,52	2,08
M	21 Anselm	Adolarius	11,53	2,44
D	22 Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	12,57	3,13
S	23 Georg	Georg	2,01	3,37
S	24 Adalbert	Albert	3,07	3,59
18. Woche. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—23 a.			Sonnen- M. 4,45 U. 7,13	
S	25 3. Jub. Schff. hl. S.	3. Jub. Mart. Co.	4,13	4,19
M	26 Kletus	Kletus	5,21	4,39
D	27 Anastasius	Anastasius	6,31	5,00
M	28 Vitalis ●	Vitalis	7,42	5,22
D	29 Petrus Mär.	Sibylla	8,55	5,48
S	30 Kathar. v. Stena	Eutropius	10,07	6,18

* Die Juden feiern das siebente Passahfest am 5., das Passahende am 6. April.

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

Bis 6. kalt und rauch; 7. schön warm; 8. windig und Plagregen; 9. bis 11. schön warm; 16. Ungewitter und Regengüsse; 19. schön, darauf Ungewitter mit Donner bis 23.; dann rauch und unbeständig bis 25.; kalt und trüb bis Ende.



Bauern-Regeln:

Auf Tiburti (14.) sollen alle Felder grünen.

St. Georg und St. Marks (23. und 25.) Drohen oft viel Reg's.

Ist der April schön und rein,
Wird der Mai dann milder sein.



Die weiße Frau — Der Tod.

Von E. Grabowski.

In verschiedenen Gegenden Oberschlesiens stellt sich das Volk den Tod als weiße Frau vor. In Schleiergewänder gehüllt, mit grünen Augen (unser Tod) und langen Zähnen steigt sie aus dem Wasser; wenn kein Fluß in der Nähe ist, aus dem Brunnen, geht in die Häuser und sucht sich ihre Opfer. Nur der Sterbende sieht sie, aber die andern fühlen ihren kalten Atem. Ihre Gestalt ist verschieden.

In der Beuthener Gegend ist sie groß wie eine Frau, in Schulenburg wie ein Kind, im Groß-Strehlitzer Kreise auch ein Kind.

Auch auf der Oder ist sie zu Hause. Als der Krieg ausbrach, zog sie vor den Oderkähnen von Ratibor bis Oppeln. Wer sie sieht, muß sterben.

In der Coseler Gegend wird sie viel gesehen. Je nach dem Charakter der Erzählenden, küßt sie ihr Opfer auf die Stirn, oder sie erwürgt es.

In dem Schloßhof der Cosler Ruinen sitzt sie als Kind in dem uralten Brunnen und bewacht das goldene Ei (nicht die Ente), das einst ein Schloßherr, der keine männlichen Erben hatte, in den Brunnen warf. Ein Mensch ohne Sünde kann es leicht aus dem Brunnen fischen, wenn er zur richtigen Stunde davor steht.





M a i

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb.- Aufg.	Monb.- Unterg.
S	1 Philipp., Jak.	Philipp., Jak.	11,15	6,56
19. Woche. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15. Gonnen-				
			II. 4,30	II. 7,25
S	24. Sant. Athanas.	4. Sant. Sigism.	—	7,43
M	3 Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	12,17	8,41
D	4 Monica	Florian	1,09	9,49
M	5 Pius V. ●	Gottthard	1,52	11,03
D	6 Joh. v. d Pforte	Dietrich	2,28	12,22
S	7 Stanislaus	Gottfried	2,56	1,41
S	8 Michael. Ersch.	Stanislaus	3,22	3,05
20. Woche. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23 b—33. Gonnen-				
			II. 4,17	II. 7,36
S	9 5. Rog. Gregor	5. Rogate Hiob	3,45	4,18
M	10 Antonius	Gordian	4,09	5,36
D	11 Mamert. ●	Mamertus	4,33	6,53
M	12 Pankratius	Pankratius	5,00	8,07
D	13 Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	5,32	9,18
S	14 Bonifacius	Christian	6,08	10,22
S	15 Sophia	Sophia	6,52	11,19
21. Woche. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16. Gonnen-				
			II. 4,06	II. 7,47
S	16 6. Grandi Joh. v. N.	6. Grandi Peregr.	7,42	—
M	17 Ubalduſ	Jodokus	8,39	12,00
D	18 Venantius	Erich	9,39	12,44
*M	19 Petr. Cölest. ●	Potentiana	10,42	1,15
*D	20 Bernhardin	Anastafius	11,47	1,41
S	21 Felix	Prudens	12,51	2,04
S	22 Julia †	Helena	1,57	2,25
22. Woche. Der Tröster. Joh. 14, 23—31. Gonnen-				
			II. 3,56	II. 7,58
S	23 Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	3,04	2,44
M	24 Pfingstmontag	Pfingstmontag	4,13	3,04
D	25 Urban	Urban	5,24	3,25
M	26 Quat. Phil. Neri	Quat. Eduard	6,37	3,49
D	27 Beda ●	Ludolf	7,51	4,17
S	28 Wilhelm †	Wilhelm	9,03	4,52
S	29 Maximus	Maximin	10,10	5,36
23. Woche. Der Laufbefehl. Matth. 28, 18—20. Gonnen-				
			II. 3,48	II. 8,07
S	30 Dreifaltigl. Felix	Trinit. Wigand	11,07	6,31
M	31 Petronilla	Petronilla	11,53	7,38

* Die Juden feiern ihr Wochenfest am 19. und 20. Mai.

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. und 2. rauh, windig und kalt; 4. bis 15. schönes warmes Wetter mit etwas Donner und Regen; 24. früh Eis; 27. schön; 28. und 29. kalt und Regen; 30. und 31. keif, Regen und Schnee.



Bauern-Regeln :

Nach Servast-Tag (13.)
Wacht kein Frost mehr dange.

Pankratius (12.) und Servastius (13.)
Bringen oft noch viel Verdruß.

Regnet's am ersten Maientag,
Dahsegen man erwarten mag.



Von der schönen Melusonna.

Von E. Grabowski.

In Sollwark bei Oppeln heiratete ein reicher Bauer trotz aller Warnung seiner Freunde ein bildschönes, aber armes Mädchen, namens Melusonna.

Er sollte es bald erfahren, daß seine Freunde es gut gemeint hatten mit ihm. Die junge Frau war wohl schön, aber auch faul und und diebisch. Um sich putzen zu können, bestahl sie den Mann wie ein ungetreuer Knecht. Die Wirtschaft verlumpelte, der Bauer flüchte, die Frau lachte dazu.

Eines Tages kam ein italienischer Dächer ins Dorf. Er verkaufte Feigen, Apfelsinen, Korallen und herrliche Schleiertücher von bunter Seide. Die Frau verkaufte heimlich einen Sack Hafer und erhandelte einen Schleier. Sie legte ihn um die Schultern, daß die Enden wie Schleppen hinter ihr her schleiften. So ging sie durch das Dorf, stolz und hochmütig, während der Bauer in der Scheuer stand und droß. Da kam plötzlich aus heiterem Himmel ein Windstoß, riß den Schleier von ihren Schultern und zerfetzte ihn, daß es nur so krachte. Die Melusonna lief dem Winde nach und schrie und heulte, der Bauer aber stand in der Scheune, klatschte in die Hände vor Freude und lachte — lachte —.

Wenn nun heute der Sturm im Dorfe heult und schreit und pfeift, da bekreuzigen sich die Bauern und flüstern sich zu: Hört nur, wie die Melusonna heult und der Bauer lacht.



J u n i

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monat- Aufg.	Monat- Unterg.
D	1 Iuventius	Nikodemus	—	8,52
M	2 Erasmus	Marcellinus	12,31	10,10
D	3 Fronleichnam	Erasmus	1,02	11,29
S	4 Quirinus	Carpajus	1,28	12,47
S	5 Bonifacius	Bonifacius	1,51	2,04

24. Woche. Das große Abendmahl.
Lut. 14, 16—24.

Sonnen-
M. 3,42 U. 8,15

S	6 2. n. Pf. Norbert	1. n. Tr. Benign.	2,13	3,20
M	7 Robert	Lukretia	2,37	4,36
D	8 Medardus	Medardus	3,02	5,50
M	9 Primus	Primus	3,30	7,02
D	10 Margareta	Onuphrius	4,04	8,08
S	11 Herz-Jesu-Fest	Barnabas	4,45	9,09
S	12 Basilides	Basilides	5,32	10,00

25. Woche. Jesus nimmt die Sünder an.
Lut. 15, 1—10.

Sonnen-
M. 3,39 U. 8,21

S	13 3. n. Pf. Ant. v. P.	2. n. Tr. Tobias	6,26	10,42
M	14 Basilus	Elisäus	7,26	11,17
D	15 Vitus	Vitus	8,28	11,45
M	16 Benno	Justina	9,32	—
D	17 Adolf	Dolkmar	10,37	12,09
S	18 Mark. u. Marc.	Arnulf	11,41	12,29
Schlacht bei Belle-Alliance 1815				
S	19 Gervas., Protas.	Gervas., Prot.	12,47	12,49

26. Woche. Petri Fiskzug. Lut. 5, 1—11.

Sonnen-
M. 3,39 U. 8,24

S	20 4. n. Pf. Silver.	3. n. Tr. Silver.	1,54	1,08
M	21 Alonsius	Albanus	3,03	1,28
D	22 Paulinus	Achatius	4,15	1,50
M	23 Edeltrud	Basilus	5,29	2,16
D	24 Johannes d. T.	Johannes d. T.	6,43	2,47
S	25 Prosper	Elogius	7,54	3,27
S	26 Johann u. Paul	Jeremias	8,57	4,18

27. Woche. Die bessere Gerechtigkeit.
Matth. 5, 20—24.

Sonnen-
M. 3,41 U. 8,24

S	27 5. n. Pf. Ladislaus	4. n. Tr. 7 Schläf	9,50	5,21
M	28 Leo II.	Leo II.	10,31	6,35
D	29 Peter u. Paul	Peter u. Paul	11,06	7,55
Eroberung von Aßen 1864				
M	30 Pauli Gedäch.	Pauli Gedäch	11,33	9,16

Am 22. Juni Sommersanfang, längster Tag.

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

2. schön; 3. starker Regen; 4. und 5. rauch;
9. schön warm; 11. bis 14. kühl, abends
wärmer; 15. Regen; 19. Reiz; 22. und 23.
schön warm; 24. starker Regen; 25. sehr kalt;
vom 26. bis Ende regnerisch und unfreundlich.

Bauern-Regeln:

St. Medard (8.) bringt keinen Frost mehr,
Der dem Weinstock gefährlich war.

Mit der Senf St. Barnabas (11.)
Schneidet ab das längste Gras.

Stellt der Kuckuck nach Johanni das Rufen
[nicht ein,
Sollen teure Zeiten zu gewärtigen sein.



Die Schloßfrau von Babiż*) (Seelensage).

Von E. Grabowski.

Bei Nensa liegen die uralten Reste einer Siedelung: Babiż. Das Volk läßt diese als versunkene, ehemals herrliche Stadt in der Sage erscheinen, oder als Burg, die durch den Zorn Gottes vom Bliß zerstört wurde und dann versunken ist. Noch heut geht dort die schuldbeladene Seele einer ehemals schönen und reichen Schloßfrau um. Sie erscheint einsamen Wanderern auf einem feurigen Eber reitend, trägt einen glühenden Schlüssel im Munde und bittet um Erlösung.

Doch sind die Erlösungswerke so schwer, daß sie noch niemand je erfüllen konnte. Ein Jüngling berichtete darüber:

Ich traf die Schloßfrau in den Abendstunden vor der Burg. Sie sprach freundlich zu mir. Große Schätze könne ich mir erwerben und sie erlösen, wenn ich den Schlüssel aus ihrem Munde nehmen würde, den sie mir bringen wollte. Ich sagte freudig: „Ja, das will ich gern tun.“

Als ich nun am andern Tage zu den Resten der Burg kam und klopfenden Herzens auf die Schloßfrau wartete, erschien sie plötzlich, von feurigen Schlangen umgeben, auf einem Hunde reitend, dem Feuer aus den Augen sprang. Den Schlüssel hielt sie im Munde, er war glühend. Da packte mich das Grauen, ich lief davon. Als ich mich einmal umwandte, sah ich, wie die Frau klagend die Hände rang und verschwand.

*) Bei Nensa. — Diese Sage wird auch im Groß-Strehlitzer Kreise erzählt.



Juli

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Theobald	Theobald	11,57	10,35
S	2 Mar. Heimsj. ●	Mariä Heimsj.	—	11,54
S	3 Hyacinth	Kornelius	12,20	1,10
Schlacht bei Königgrätz 1866				
28. Woche. Speisung der Viertausend. Matth. 8, 1—9.			Sonnen- M. 3,45 U. 8,23	
S	4 6. n. Pf. Ulrich	5. n. Tr. Ulrich	12,43	2,25
M	5 Numerianus	Anselmus	1,06	3,38
D	6 Jesaias	Jesaias	1,33	4,50
M	7 Willibald	Willibald	2,04	5,58
D	8 Kilian	Kilian	2,41	7,00
S	9 Cyrillus	Cyrillus	3,26	7,54
S	10 Sieb. Brüder ●	Sieben Brüder	4,17	8,39
29. Woche. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.			Sonnen- M. 3,51 U. 8,18	
S	11 7. n. Pf. Pius	6. n. Tr. Pius	5,14	9,17
M	12 Joh. Gualbert	Heinrich	6,16	9,47
D	13 Margareta	Margareta	7,20	10,12
M	14 Bonaventura	Bonaventura	8,24	10,34
D	15 Apostel Teilg.	Apostel Teilg.	9,29	10,54
S	16 Skapulierfest	Ruth	10,33	11,13
S	17 Alerius	Alexius	11,39	11,32
30. Woche. Der ungerechte Haushalter. Lut. 16, 1—9.			Sonnen- M. 4,00 U. 8,11	
S	18 8. n. Pf. Fried. ●	7. n. Tr. Rosina	12,45	11,52
M	19 Vinc. v. Paula	Rufina	1,54	—
D	20 Margareta	Elias	3,06	12,15
M	21 Praxedes	Praxedes	4,19	12,43
D	22 Maria Magd.	Maria Magd.	5,31	1,18
S	23 Apollinaris	Apollinaris	6,38	2,03
S	24 Christine	Christine	7,37	3,00
31. Woche. Der Herr meint über Jerusalem. Lut. 19, 41—47.			Sonnen- M. 4,09 U. 8,02	
S	25 9. n. Pf. Jakobus ●	8. n. Tr. Jakobus	8,25	4,10
M	26 Anna	Anna	9,04	5,30
D	27 Pantaleon	Martha	9,35	6,52
M	28 Innocenz	Pantaleon	10,01	8,16
D	29 Martha	Beatrix	10,25	9,38
S	30 Abdon	Abdon	10,48	10,57
S	31 Jan Conola ●	Germanus	11,11	12,14

Am 9. Juli unsichtbare Sonnenfinsternis.

Mutmaßliche Witterung nach Krauer's 100 jährigem Kalender.

1. bis 3. kalt, früh und Kiesel; 4. warm;
6. sehr kalt; 7. bis 18. schön warm; 19. bis 21.
Regen; 23. bis Ende schön, warm und heiß.



Bauern-Regeln:

Die erste Birn' bringt Margaret (20.),
Drauf überall die Ernt' angeht.

Jakob (25.) schafft hinweg all' Not,
Bringt Kartoffeln, frisches Brot.

An Kilian (8.)
Säe Wicken und Rüben an.



Der Geisterzug zum St. Annaberg.

Zu Leobschütz im Städtchen
Ein Kaufmann hat gelebt,
Des Sinnen und des Trachten
Voll Hier nach Gold nur strebt.

Ein armer, frommer Waller
Zum Annaberge zog.
Er hat, weil grad' geleeret
Des Städtleins Wassertrog,

Den Reichen vor der Türe
Um einen frischen Trank,
Versprach ihm Gottes Segen
Und Mutter Annas Dank.

Doch hat der Geizhals zornig
Ihn von der Tür gejagt,
Sein frommes Tun zu lästern
In frechem Spott gewagt.

Der Himmel nahm dem Spötter
Dafür die Grabesruh':
Sein Geist in Sturmesnächten
Dem Annaberg strebt zu.

Noch and're düst're Schatten
Geleiten seinen Zug
Mit Heulen und Gewimmer
In grauenvollem Flug.

Herr, führe ihre Bahnen
Auch einmal himmelwärts!
Schenk' Güte uns und Milde,
Und ein erbarmend Herz!

R. K.



A u g u s t

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.- Aufg.	Monb.- Unterg.
32. Woche. Phariseer und Zöllner. Lut. 18, 9—14.			Sonnen- M. 4,20 U. 7,51	
S	1 10. n. Pf. P. Kettenf.	9. n. Tr. Petri Ketf.	11,37	1,29
M	2 Portiunkula	Gustav	—	2,41
D	3 Steph. Erfind.	August	12,07	3,50
M	4 Dominikus	Dominikus	12,41	4,54
D	5 Maria Schnee	Oswald	1,23	5,50
S	6 Verkl. Christi	Verkl. Christi	2,12	6,37
S	7 Cajetanus	Donatus	3,08	7,18
33. Woche. Hephata. Mark. 7, 31—37.			Sonnen- M. 4,31 U. 7,39	
S	8 11. n. Pf. Cyr.	10. n. Tr. Cyriacus	4,07	7,50
M	9 Romanus	Romanus	5,10	8,17
D	10 Laurentius	Laurentius	6,15	8,39
M	11 Tiburtius	Hermann	7,19	8,59
D	12 Klara	Klara	8,23	9,18
S	13 Hippolytus	Hippolytus	9,28	9,37
S	14 Eusebius	Eusebius	10,33	9,56
34. Woche. Der barmherzige Samariter. Lut. 10, 23—37.			Sonnen- M. 4,43 U. 7,25	
S	15 12. n. Pf. M. St.	11. n. Tr. Mar. Jmf.	11,40	10,18
M	16 Rochus	Isaak	12,49	10,43
D	17 Liberatus	Bilibald	1,59	11,13
M	18 Helena	Agapetus	3,10	11,51
Schlacht bei Gravelotte, St. Privat 1870				
D	19 Sebald	Sebald	4,18	—
S	20 Bernhard	Bernhard	5,21	12,42
S	21 Anastasius	Hartwig	6,13	1,44
35. Woche. Die zehn Ausfägigen. Lut. 17, 11—19.			Sonnen- M. 4,54 U. 7,10	
S	22 13. n. Pf. Timoth.	12. n. Tr. Philibert	6,56	2,59
M	23 Phil. Benit	Zachäus	7,32	4,21
D	24 Bartholomäus	Bartholomäus	8,00	5,46
M	25 Ludwig	Ludwig	8,26	7,12
D	26 Zephyrinus	Samuel	8,50	8,35
S	27 Rufus	Gebhard	9,14	9,57
S	28 Augustinus	Augustinus	9,39	11,15
36. Woche. Sorget nicht. Matth. 6, 24—33.			Sonnen- M. 5,06 U. 6,55	
S	29 14. n. Pf. Joh. Enth.	13. n. Tr. Joh. Eth.	10,08	12,31
M	30 Rosa	Benjamin	10,42	1,42
D	31 Raimund	Paulinus	11,21	2,48

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

Vom 1. bis 6. schön warm; 8. starker Regen; 9. bis 11. trüb und etwas Regen; 13. schön; 15. bis 17. toller Regen; 18 bis 25. schön und warm; 26. bis 28. täglich Donner mit starkem Regen; 30. und 31. anhaltender Regen.



Bauern-Regeln:

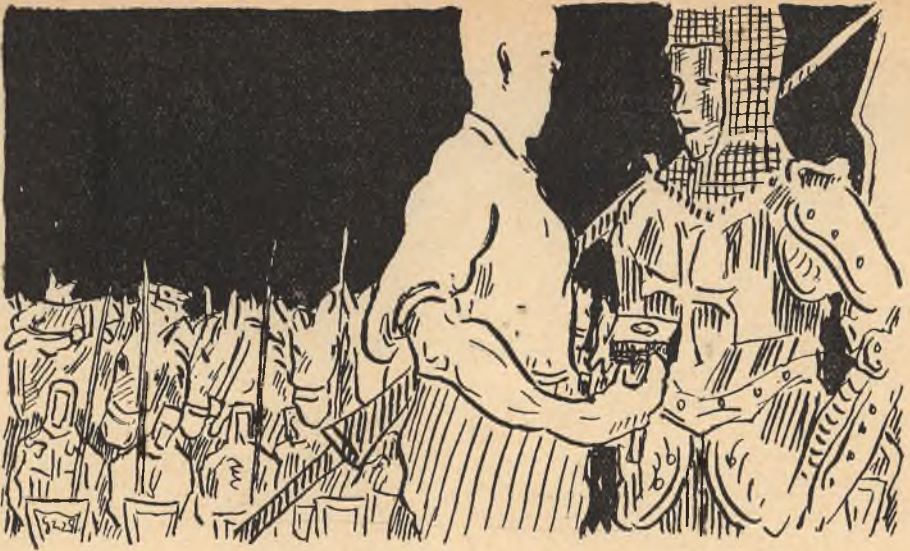
Wie Laurenz (10.) und Bartel (24.) sind,
Wird der Herbst, sei's rau, sei's lind.



Ist August im Anfang heiß,
Wird der Winter streng und weiß.



Gewitter um Bartholomä (24.)
Bringen Hagel und Schnee.



Das Heer der hl. Hedwig im Schalasterberg bei Roßberg.

Es meldet uns die Sage:
Der heil'gen Hedwig Heer
Dort im Schalasterberge
In Schlaf versunken wär'.

Den Schmied im nahen Dorfe
Fragt einst ein Rittersmann,
Ob er des ganzen Heeres
Gehuf beschlagen kann.

Der Meister will's, und jener
Führt ihn zum Berge ein;
Dort schafft er ohne Raften
Drei Tage ganz allein.

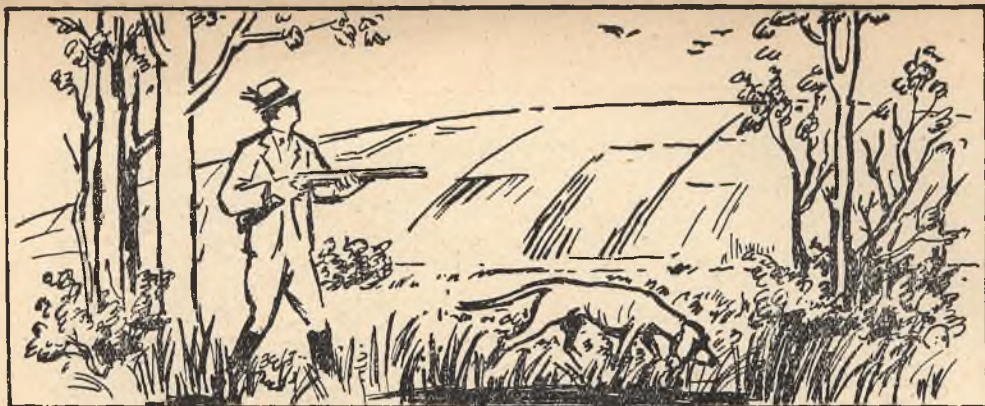
Doch als er zu den Seinen
Nun wieder kehrt zurück,
Da war'n vorbei drei Monde —
O wunderbar Geschick!

Als Lohn bracht' er die Späne
Der Hufe mit nach Haus
Und warf sie, ganz verdrossen,
Verächtlich hinter's Haus.

Doch sieh! Am andern Tage:
Sie waren pures Gold.
So lohnt' den Fleiß die heil'ge
Mit überreichem Sold.

R. K.





September

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Ägidius Schlacht bei Sedan 1870	Ägidius	—	3,47
D	2 Stephan	Abšalon	12,08	4,37
S	3 Manſuetus	Manſuetus	1,02	5,18
S	4 Roſalia	Moſes	2,00	5,53

37. Woche. Welne nicht. Lut. 7, 11—16.

Sonnen-
A. 5,18 U. 6,39

* Die Juden feiern den Anfang ihres 5687. Jahres am 9., das zweite Neujahrsfest am 10., das Verſöhnungsfeſt am 18., das Laubbüttenfeſt am 28., das zweite Feſt der Laubbütten am 24. und Laubbüttenende am 30. September.

S	5 15. n. Vf. Sch. G.	14. n. Tr. Herkules	3,02	6,21
M	6 Magnus	Magnus	4,06	6,44
D	7 Regina	Regina	5,11	7,05
M	8 Mariä Geburt	Mariä Geburt	6,15	7,24
*D	9 Gorgonius	Bruno	7,20	7,43
*S	10 Nikol. v. Tol.	Soſthenes	8,25	8,01
S	11 Protus	Protus	9,31	8,22

38. Woche. Sabbathfeyer in Liebe und Demut.
Lut. 14, 1—11.

Sonnen-
A. 5,29 U. 6,23

S	12 16. n. Vf. Mar. M.	15. n. Tr. Sgrus	10,39	8,45
M	13 Maternus	Amatus	11,48	9,12
D	14 Kreuzes Erhöb.	Kreuzes Erh.	12,57	9,46
M	15 Quat. Nikm.	Quat. Nikom.	2,04	10,30
D	16 Kornelius	Euphemia	3,07	11,25
S	17 Lambertus †	Lambertus	4,03	—
*S	18 Thomas v. Vill.	Titus	4,48	12,32

39. Woche. Das vornehmſte Gebot und die vornehmſte Frage. Matth. 22, 34—46.

Sonnen-
A. 5,41 U. 6,06

S	19 17. n. Vf. Januar.	16. n. Tr. Januar.	5,26	1,50
M	20 Eustachius	Fausta	5,57	3,13
D	21 Matth. Ev. ②	Matthäus Ev.	6,24	4,38
M	22 Moriz	Moriz	6,49	6,04
*D	23 Thekla	Hoſeas	7,13	7,28
*S	24 Joh. Empf.	Johann Empf.	7,38	8,51
S	25 Kleophas	Kleophas	8,06	10,11

40. Woche. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—8

Sonnen-
A. 5,53 U. 5,49

S	26 18. n. Vf. Cyprianus	17. n. Tr. Cyprian.	8,39	11,27
M	27 Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	9,16	12,37
D	28 Wenzeslaus	Wenzeslaus	10,02	1,41
M	29 Michael	Michael	10,54	2,35
*D	30 Hieronymus	Hieronymus	11,51	3,19

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. bis 4. warm; dann ein ſtarkes Gewitter; 5. bis 9. hell und ſchön; 11. etwas Regen; 18. bis 25. unbeſtändig, windig, Regen mit Schneeflocken; 28. ſchön und warm; 28. bis Ende Regen.



Bauern-Regeln:

Viel Eigel in September,
Viel Schnee im Dezember.

Wie das Wetter am St. Ägid (1.),
So bleibt es vier Wochen lang.



Die Leobschützer Brautlinde.

Es war ein Mägd'lein gestorben,
Am Finger den Ring der Braut,
Den hatte der Totengräber,
Ein schlimmer Gesell, erschaut.

Bedacht, das Kleinod zu rauben,
Hat frech er in stiller Nacht
Der Toten Ruhstatt erbrochen,
Doch weh! Die Leiche erwacht

Und greift nach des Frevlers Arme
Und hebt sich belebt aus dem Sarg,
Der sie, in Scheintod's Banden,
Drei Tage und Nächte barg.

Der Räuber, dem Wahnsinn verfallen,
Entfloh hinaus in die Nacht.
Die Totenbraut klopft an die Türe
Des Vaterhauses sacht.

Dort hat sich gar bald der Schrecken
In lautere Freude gewandt,
Und rasch ergoß sich die Kunde
Davon ins weite Land.

Man pflanzte ein Lindenbäumchen
In's leere Grab hinein,
Die Kirchenmauer zeigtet
Noch heut ein Bild von Stein.

R. K.



O k t o b e r

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
*S	1 Remigius	Remigius	—	3,56
S	2 Leodegar	Vollrad	12,53	4,25
41. Woche. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14.			Sonnen- M. 6,05 U. 5,33	
S	3 19. n. Vf. Rosentf.	18. n. Tr. Erntedf.	1,57	4,50
M	4 Franz v. Ass.	Franz	3,02	5,11
D	5 Placidus	Placidus	4,07	5,31
M	6 Bruno	Sides	5,11	5,49
D	7 Markus p.	Amalia	6,17	6,07
S	8 Brigitta	Pelagia	7,23	6,27
S	9 Dionysius	Dionysius	8,31	6,49
42. Woche. Des königlichen Sohn. Joh. 4, 46—53			Sonnen- M. 6,17 U. 5,17	
S	10 20. n. Vf. Frz. B.	19. n. Tr. Gibeon	9,40	7,15
M	11 Burchard	Burchard	10,49	7,46
D	12 Maximilian	Maximilian	11,57	8,25
M	13 Eduard	Kolomann	1,02	9,16
D	14 Calixtus	Calixtus	1,58	10,16
S	15 Theresa	Hedwig	2,45	11,28
S	16 Gallus	Gallus	3,24	—
43. Woche. Der Schalkstnecht. Matth. 18, 23—35			Sonnen- M. 6,29 U. 5,1	
S	17 21. n. Vf. Kirchw.	20. n. Tr. Florent.	3,56	12,47
M	18 Lukas	Lukas	4,23	2,08
Schlacht bei Leipzig 1813				
D	19 Petrus v. Alc.	Ferdinand	4,48	3,32
M	20 Wendelin	Wendelin	5,12	4,56
D	21 Ursula	Ursula	5,36	6,19
S	22 Cordula	Cordula	6,02	7,42
S	23 Joh. v. Capistr	Severinus	6,33	9,02
44. Woche. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21.			Sonnen- M. 6,42 U. 4,46	
S	24 22. n. Vf. Raphael	21. n. Tr. Salome	7,08	10,18
M	25 Crispin	Crispin	7,52	11,28
D	26 Evaristus	Amandus	8,43	12,28
M	27 Sabina	Sabina	9,39	1,17
D	28 Simon, Juda	Simon, Juda	10,41	1,58
S	29 Narzissus	Engelhard	11,45	2,29
S	30 Serapion	Hartmann	—	2,55
45. Woche. Sairi Tächterlein. Matth. 9, 18—26			Sonnen- M. 6,55 U. 4,32	
S	31 23. n. Vf. Wolffg.	22. n. Tr. Ref. F.	12,50	3,17

* Die Juden feiern das Fest Gesetzesfreude am 1. Oktober.

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. schön; 2. bis 3. hell, aber kalt; 4. und 5. schön warm; 7. starker Regen und Wind; 15. windig, trüb und Regen; 16. Sturm und Schnee; 19. unbefändig; 24. und 25. starker Regen mit Schnee; 29. schön; 30. trüb und kalt.



Bauern-Regeln:

Ist die Krähe nicht mehr weit,
Wird's zum Säen hohe Zeit.

Sieht das Laub noch fest auf den Bäumen,
Darf man von strengem Winter träumen

Fällt Ende Oktober Regen, so ist auf
ein fruchtbares nächstes Jahr zu hoffen.



Petrus und der Teufel.

Es wird erzählt, daß Petrus einst mit Satanas spazieren ging
 Und sie zur Nacht, im Krug im Wald, ein lauter Kirmestanz empfing.
 Da war's mit Herberg' schlecht bestellt. Der Wirt hin auf den Ofen wies,
 Der in der Tanzstub' Ecke stand. D'rauf sich das Pärchen niederließ.
 Zieht Petrus seinen Rosenkranz — der Teufel sieht dem Trubel zu,
 Wirft einen Tannenzapfen in die Tanzenden — dort ist im Nu
 Getöf' und Schlägerei entbrannt. Der Teufel lacht und freut sich baß;
 Doch sah'ns die Bauern, und er kriegt nun auch sein vollgerüttelt Maß.
 Gelähmt hinkt er zum Ofen hin und legt sich in die hint're Eck';
 Dort glaubt er weidlich sicher sich. Jedoch — nach kurzer Zeit — o Schreck! —
 Geht das Gerauf' von Neuem los, und wie's vorbei, ruft man ihm zu:
 „Herab mit Dir, so, wie vorhin, bekommst auch jetzt dein Anteil Du!“
 Noch einmal Hiebe — hageldick — das ist dem Teufel selbst zuviel.
 Er schnauft zur Hölle und verflucht der bösen Menschen teuflisch Spiel.

R. K.



N o v e m b e r

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Aller Heiligen	Aller Heiligen	1,55	3,37
D	2 Aller Seelen	Aller Seelen	3,00	3,55
M	3 Hubertus	Gottlieb	4,06	4,13
D	4 Karl Borrom.	Charlotte	5,12	4,32
§	5 Emmerich	Blandina	6,20	4,53
S	6 Leonhard	Leonhard	7,30	5,17

46. Woche. Unkraut unter dem Weizen.
Matth. 13, 24—30.

Sonnen-
M. 7,08 U. 4,19

S	7 24. n. Pf. Engelb.	23. n. Tr. Engelb.	8,41	5,47
M	8 Gekr. Märtyr.	Gottfried	9,51	6,24
D	9 Theodorus	Theodor	10,56	7,11
M	10 Andr. Avellin	Martin Luther	11,56	8,08
D	11 Martin Bischof	Martin Bischof	12,45	9,16
§	12 Martin P.	Jonas	1,27	10,31
S	13 Stanisl. K.	Briccius	1,59	11,50

47. Woche. Gleichnisse vom Senfkorn und
Sauerteig Matth. 13, 31—35.

Sonnen-
M. 7,21 U. 4,07

S	14 25. n. Pf. Lucub.	24. n. Tr. Levin.	2,27	—
M	15 Leopold	Leopold	2,51	1,10
D	16 Edmund	Ottomar	3,13	2,31
M	17 Maria Opferg.	Duß- u. Betttag	3,36	3,52
D	18 Otto, Eugen	Gelasius	4,01	5,14
§	19 Elisabeth	Elisabeth	4,29	6,35
S	20 Selig v. Valois	Amos	5,01	7,53

48. Woche. Greuel der Vermüftung.
Matth. 24, 15—35.

Sonnen-
M. 7,33 U. 3,58

S	21 26. n. Pf. M.-Opfer	25. n. Tr. Totenf.	5,41	9,07
M	22 Cäcilia	Alfons	6,29	10,13
D	23 Klemens	Klemens	7,25	11,10
M	24 Chrysogonus	Chrysogonus	8,25	11,54
D	25 Katharina	Katharina	9,30	12,31
§	26 Konrad	Konrad	10,35	12,59
S	27 Virgilius	Otto	11,41	1,23

49. Woche. Die Zukunft des Herrn.
Luk. 21, 25—33.

Sonnen-
M. 7,45 U. 3,51

S	28 1. Advent Solth.	1. Advent. Günt	—	1,43
M	29 Saturnin	Eberhard	12,46	2,01
D	30 Andreas	Andreas	1,51	2,19

Matmaßliche Witterung nach Knauer's 100 jährigem Kalender.

1. bis 4. Regen mit Kälte; 16. in der
Nacht Schnee; vom 17. bis 20. Regen; vom
21. bis Ende schön warm, wie im Sommer.



Bauern-Regeln:

Bringt Allerheiligen Winter (1.)
So bringt Martini (11.) Sommer.



Sanct Martin (11.) — Feuer im Kamin.



Wie der Tag zu Katherinein (25.),
Wird der nächste Säner sein.



Andreas (30.) hell und klar
Bringt ein gutes Jahr.



Wie der Brunnen bei Augustenhof entstand.

Auf Augustenhof's Gefilden ragen eines Schlosses Zinnen
Stattlich zu des Himmels Wolken. Und es klingt und tobt darinnen

Toller Jubel, Tanz und Lachen, all die Nächte, all die Tage;
Übermüt'ger Gäste Schwärme halten wüßteste Gelage.

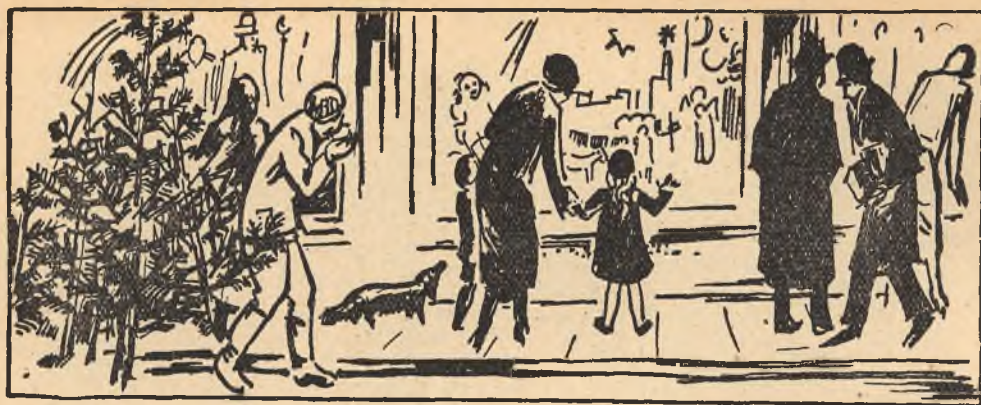
Sieh'! — Da ist zur Mittnachtsstunde in die Erde es versunken
Mit den Höfen, mit den Sälen, mit den Gästen, weinestrunken.

Und ein Brunnen quoll zu Tage, wo der Sünde Haus gestanden,
Wo der Herr in seinem Zorne machte eitle Lust zuschanden.

Meerestief sind seine Wasser, die des Gottgerichtes Siegel,
Doch es strahlt des Himmels Bläue tröstend licht aus ihrem Spiegel.

R. K.





December

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.	Am 22. Dezember Wintersanfang, kürzester Tag.
M	1 Eligius	Arnold	2,57	2,37	
D	2 Bibiana	Candidus	4,04	2,57	
F	3 Franz Xaver	Cassian	5,14	3,19	
S	4 Barbara	Barbara	6,25	3,47	
50. Woche. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10.			Sonnen- M. 7,55 U. 3,46		
S	5 2. Adv. Sabbas	2. Advent Abigail	7,37	4,21	
M	6 Nikolaus	Nikolaus	8,46	5,05	
D	7 Ambrosius	Agathon	9,51	5,59	
M	8 Mariä Empf.	Mariä Empf.	10,44	7,06	
D	9 Leokadia	Joachim	11,28	8,20	
F	10 Melchisedes	Judith	12,04	9,39	
S	11 Damasus	Damasus	12,32	10,58	
51. Woche. Das Zeugnis Johannes des Täufers. Joh. 1, 19—28.			Sonnen- M. 8,03 U. 3,44		
S	12 3. Adv. Epimach.	3. Adv. Epimach.	12,57	—	
M	13 Lucia	Lucia	1,19	12,17	
D	14 Nikasius	Nikasius	1,41	1,36	
M	15 Quat Eusebius	Quat Johanna	2,03	2,54	
D	16 Adelheid	Ananias	2,29	4,13	
F	17 Lazarus †	Lazarus	2,58	5,31	
S	18 Mariä Erwart.	Christoph	3,33	6,46	
52. Woche. Bereitet den Weg des Herrn. Lut. 3, 1—6.			Sonnen- M. 8,10 U. 3,44		
S	19 4. Adv. Remesius	4. Advent Lot	4,17	7,56	
M	20 Ammon	Abraham	5,10	8,57	
D	21 Thomas Ap.	Thomas Ap.	6,08	9,48	
M	22 Flavian	Beata	7,13	10,29	
D	23 Viktoria	Dagobert	8,19	11,00	
F	24 Adam, Eva †	Adam, Eva	9,25	11,26	
S	25 Heil Christfest	Heil. Christfest	10,30	11,47	
53. Woche. Die Anbetung der Hirten. Lut. 2, 15—20.			Sonnen- M. 8,13 U. 3,48		
S	26 Stephanus	2. Christtag	11,35	12,06	
M	27 Johannes	Johannes	—	12,24	
D	28 Uns. Kindlein	Uns. Kindl.	12,40	12,42	
M	29 Thomas B.	Jonathan	1,46	1,00	
D	30 David	David	2,54	1,21	
F	31 Sylvester	Sylvester	4,04	1,46	

Mutmaßliche Witterung nach Knauer's 100jährigem Kalender.

2. Schnee; 3. bis 8. unbeständig; 10. große Kälte, in der Nacht darauf viel Schnee; 11. und 12. grimme Kälte; 13. und 14. mild mit Schneefall; vom 16. bis 20. heil und bei wenig Schneefall sehr kalt bis zu Ende.



Bauern-Regeln:

Frost im Dezember, der bald wieder aufbricht, deutet auf einen mäßigen Winter.

Dezember kalt und Schnee.
Gibt Frost auf Tol und Höb'.

Weihnacht warm und lind,
Ostern Schnee und Wind.



Die Mutter Gottes und die Getreideähren.

Zur Urväter Zeit, 's ist lange her,
Da reichte des Brotkorns gold'ne Ähr'
Vom Boden bis hin zur Spitze;
Da wogte im glühenden Sonnenkuß
Des Feldes schwellender Überfluß
In Sommers reifender Hitze.

Da wuchs auch der Menschen Übermut:
Das heilige Brot, das köstlichste Gut,
Sie fingen an, es zu verachten.
Es wollte dafür der liebe Gott
Zur Strafe senden Hunger und Not,
Da seines Segens sie lachten.

Er fasset die Halme am Wurzelfuß
Und streifet zur Spitze. Wie Hagelgruß
Die Körner im Winde zerstieben.
Da wäre, wenn nicht Maria kam
Und bei dem Erzürnten Fürsprach' nahm,
Kein Körnlein übrig geblieben.

Sie bat: O lasse so viel noch steh'n,
Als hier in meine Hand mag geh'n,
Erzeige Gnade den Blinden!
Da hat er gelächelt und hat verzieh'n;
Doch magst du seither trotz allem Bemüh'n
Nur handlange Ähren noch finden.

R. K.

Heimat.

Von Franz Dingia.

Du magst auf schönen, stolzen Schiffen reisen,
In fremder Sprache Länder dich bewegen,
Es schwebt dir fremdes Wesen fremd entgegen
Und wird dein Denken nach der Heimat weisen.

Und willst du noch so sehr dein Herz verschließen,
Den Gram mit kaltem Lächeln von dir jagen, —
Er wird dir heimlich doch das Herz zernagen
Und deine Augen werden überfließen.

Dann wirst du manchmal deine Hände falten, —
Am stillen Abend an der Straße stehen,
Und tiefe Sehnsucht wird dich fast verbrennen;

Und will ein Fremder mit dir Zwiesproch' halten,
Dann wirst du leidvoll in sein Anlitz sehen
Und deine Krankheit Heimatsehnsucht nennen.

Frühherbst.

Die frühen, gold'nen Herbstestage baden
In einem stillen, wunderweichen Schein;
In ihrem warmen Winter-Fernelein
Sind sie ganz lächeln, Gottesgeschenk und Gnaden.

Und uns, die wir schon leise abwärts schreiten,
Ist's wie ein Weilen auf erreichten Böh'n —
Ein trinkend tiefer Atemzug: „Wie schön!“
Ein letztes, großes Sehnsucht-Flügelbreiten. —

Irma Erben-Sedlaczek.

Vergänglichkeit.

Wo sind die Tage, da die Veilchen aufgeblüht?
Am Rosenstrauch die erste Knospe ist erglüht?
Verrauscht, verrauscht, verklungen in die Zeit. —

Wo ist das starke Wort, das meine dunkle Nacht
Mit Schöpferkraft zum hellen Tage hat gemacht?
Verrauscht, verrauscht, verklungen in die Zeit. —

Und unablässig rinnt durch's Glas die Weltenuhr,
Verweht sind bald wir wie im Sand die flücht'ge Spur,
Verrauscht, verklungen in die Ewigkeit. —

Hede Bartisch-Wache.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . .

Don E. Grabowski.

In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gab es in dem uns heut von den Polen geraubten Gebiete noch meilenlange und weite Waldungen, die der modernen Kultur noch unererschlossen waren. Kaum daß ein Axtschlag den Frieden dieser Wälder störte.

Auf schwarzem, überall zu Tage tretendem Kohl krochen die Wurzeln der Urwaldbäume hin, knorrig, zähe, wunderliche Gebilde schaffend, Wohnung gebend all dem Kleinleben, das im Walde immer reichen Tisch vorfand.

Schmetterlinge durchgaufelten den Wald, lautlos, einsam, wie flatternde Frühlingsträume, Brunnlein sprangen auf aus hartem Steinboden, sprangen lustig in den Tag hinein, wohl wissend, daß sie das Sonnenlicht, den hochgewölbten Himmel, das schimmernde Grün der Buchenkronen nur kurze Zeit genießen würden, denn ein strenges Gesetz rief sie wieder zurück in ihre Urheimat, in das Reich der versteinten Wälder.

Eichkäschen turnten von Baum zu Baum, Hirsche, Rehe, Wildschweine zogen im Walde umher, überall Nahrung findend unter den freigebigen Eichen und Buchen.

Sie zogen vorbei an den winzigen Blockhäusern, die mit blau umrandeten, handteller-großen Fensterchen wie vergessene Robottstätten dastanden, ohne Garten, ohne Feld, geschützt durch geheimnisvolle Zeichen im Gebälk, gegen die einzigen Feinde dieser Wälder — die Geister und Hexen.

Wald, Wald, wohin das Auge sah. Urwaldbuchen, Urwaldeichen, Urwaldbiannen. Grüne Mauern, meilenbreit und dicht, hinter denen kleine Dörfer atmeten, zu denen aus dieser Wildnis nur versteckte Wege führten, über Sumpf und durch verwachsenes Unterholz.

Dort, wo der Wald am üppigsten, die Bäume am höchsten waren, stieg Tag und Nacht ein Rauchwölkchen auf. Ein dünnes Wölkchen, rasch zerflatternd, rasch aufgesogen vom reichen Sauerstoff der Wälder.

Von dorthier kam ein dumpfes Poltern und Rollen, Tag und Nacht, als trieben dort Geister ihr Spiel. Schwarze Gestalten, schlank, hager, hoben schwarzes Gestein aus der „Teufe“, wanden es herauf in eisernen Kästen, schoben es vor sich her und verluden es auf bereitstehende Wagen, die es hinausführten in die Welt.

Wenn es Abend wurde, glühten Kohlenfeuer auf und warfen roten Schein in die Nacht, hoben Schatten von Menschen, kleinen Häusern und Schuppen aus dem Dunkel, ließen den hohen Schlot der Wasserhebe-maschine wie einen drohenden Finger aufragen. Ueber allem der schweigende, flimmernde oder sonnige Himmel oder die düstere, graue, manchmal von Blitzen durchzuckte Wolkendecke. Rundum der Wald, dicht an die menschlichen Wohnungen reichend, starr oder leise flüsternd, machtvoll rauschend, je nachdem es dem Winde gefiel, der auf dem weichen Moose schlief oder mit Hei und Hoo durch die Wälder raste, alles, was morsch und schwach war, brach, entwurzelte und zu Boden warf, wo es liegen blieb und vermoderte.

In dieser Umwelt wuchs Johanna auf. Sie war in entfernter Stadt geboren worden, dann, noch im zarten Alter, hierher gekommen mit ihrem Vater, der nach harten Schicksalsschlägen hier ein Ausruhen gefunden hatte von irdischem und seelischem Leid. Ihre Mutter war tot. Mit einer Magd besorgte sie den Haushalt, zu dem auch etwas Landwirtschaft gehörte.

Geselligen Anschluß fand sie an Altersgenossinnen, Töchtern von Gruben- und Forstbeamten, seelisch aber blieb sie ihnen fremd. Der Wald mit seinen Wundern und der geistig hochstehende Vater ließen ihr Gemüt nicht darben.

So wuchs sie auf wie eine Blume, die einsam blüht in reiner Waldluft. Kühl und keusch in ihrer Seele. Sie entbehrte nichts — und doch kam manchmal ein Bangen über sie — ein nagendes Sehnen nach irgend etwas Unbekanntem. Vielleicht nach dem Glanze da draußen hinter dem Walde? Nach all den Schönheiten der Kunst, von denen der Vater, der viel gereist, ihr erzählte, wenn sie am Sonntagsmorgen mit ihm zusammensaß unter den Buchen im Hofgarten —? Nach den herrlichen Gotteshäusern, von denen er sprach, nach den Städten mit ihren Palästen und Wundergärten? War es diese Sehnsucht, die sie nachts aus ihren Träumen schreckte, ihr das Lied der Nachtigall schmerzvoll und klagend erscheinen ließ, sie ruhelos durch die Wälder trieb, die in grüngoldiger Pracht lockten mit Sonne und Schatten, mit Blüten-duft und Vogelsang, lockten und lockten und ihrem Sehnen nie Erfüllung brachten —?

Sie ging über Moose, in denen lautlos ihr Fuß versank, ging durch Farren, die ihr bis zum Knie reichten, durch rankendes Brombeergebüsch, das sie festhielt an ihren Kleidern; sie sah die Schmetterlinge traumselig zwischen den Baumsäulen dahinflattern, sah die roten, blauen, goldenen Käfer krabbeln und flogen durch Farren und Moos, sah die grüngoldenen Eidechsen sich sonnen auf gestützten Baumriesen, sah all die Pracht und das üppige Leben um sich her und ihre Sehnsucht schrie in ihr — du bist allein — allein in all der Herrlichkeit — allein — das war's. Kein Mensch, der mit ihr fühlte, mit ihr die Wunder genoß, die täglich neu vor ihr standen und Wilber schufen, wie sie keines Menschen Hand erschaffen konnte.

Dann kam es über sie, daß sie fliehen müsse vor diesem Alleinsein. Sie lief und lief, lief durch den dichten Wald bis zu dem Hügel, der als frischer Haue und höchster Punkt im Walde im Licht der Sonne lag. Sie lief hinauf in das blendende Licht, stand in einem Walle von nickenden Blumen, von zarten Gräsern, duftenden Beeren — allein. Im weißen Kleide, zart in ihrer Jugendschöne, stand sie da; kränzte ihr Haar mit rosa Wicken, die hier duftend rankten, pflückte zarte, blaue Völkchen, die hier wuchsen, stand und — blieb allein.

Rundum der Wald wohin sie sah — Wald und wieder Wald. Wie auf einer Insel inmitten des grünen Baummeeres stand sie, umschlossen von den Blätterwellen, die keinen Ausblick boten.

Da kam eines Tages Furcht über sie in dieser grenzenlosen Einsamkeit. Sie breitete die Arme aus und flog den Hügel hinab wie ein beschwingter Vogel.

Es traf sich, daß unten am Hügel, just an dieser Stelle, ein Jüngling stand in „funkelnagelneuer“ Bergmannstracht. Ein schlanker Mensch mit blanken Augen, frischen Lippen und glattem Antlitz, in das das Leben noch keine Linie gezeichnet. Er sah das Mädchen wie ein holdes Wunder den Hügel herabkommen. Alle Sagen und Märchen von Feen und Blumenkindern gingen ihm durch den Sinn, er breitete die Arme aus und umschloß Johanna, die, ihn zu spät erblickend, nicht mehr einhalten konnte in ihrem Laufe.

Sie stand erschrocken, tief erglühend vor ihm, sekundenlang reglos, dann richtete sie sich auf, wortlos riß sie sich los von ihm, und Tränen traten ihr in die Augen. Doch als sie in die guten, jetzt bittend auf sich gerichteten Männeraugen sah, lächelte sie, warf ihre Zöpfe, die ihr auf die Brust gefallen waren, zurück und sagte leise: „Ich bin so sehr erschrocken!“

Da kniete er vor ihr im weichen Moose und bat mit wohlklingender Stimme: „Das

war mein Wille nicht, bei Gott — ich konnte nicht widerstehen, das Elfenkind, das da so herrlich süß zu mir herunterkam, zu umfassen, mich dessen zu versichern, daß es kein Lustgebilde sei.“

Sie bat ihn, aufzustehen, gab ihm die Hand und versicherte ihn ihrer Verzeihung. Dann stockte die Rede, still gingen sie durch die Waldespracht, beide darüber nachdenkend, wer sie wohl sein möchten. Ihre Blicke huschten hin und her und Johanna war es, die zuerst das Wort ergriff:

„Sie sind wohl fremd hier —?“

„Ja.“

Er fuhr ein paarmal über sein schlichtes blondes Haar.

„Drei Tage bin ich hier, ich muß mein Jahr durchmachen unten in der Grube —“

„Ah, um dann die Bergschule zu besuchen?“

„Ja.“

Da fragte sie nichts mehr, sie wußte Bescheid, war doch der „neue Eleve“ seit Wochen das Gespräch der jungen Mädchen in der Kolonie.

Reich war er, wie sie sagten, ein Sohn begüterter Bauern aus dem Landkreis Leobschütz.

Er hatte sein Jahr abgedient und wollte sich nun dem Bergfach widmen.

Wieder sah sie an ihm hinauf und fand ihn schön und männlich. Er ging so gerade, hatte ein scharf geschnittenes Gesicht, mit klugen, treu blickenden Augen. Und wie aufmerksam er war — jeden Strauch, der in ihrem Wege lag, hielt er zurück, vor jedem Wurzelsknorren warnte er sie.

Sie ließ es geschehen mit leisem Lachen, ach — es tat so wohl, umjorgt zu werden! Es war so wonnig, nicht allein sein zu müssen in der grünen Wildnis — die Nähe eines Menschen zu fühlen, der aus der „Welt“ zu ihr gekommen war. Ging es auch ihm so —? Empfand er Freude an der Gegenwart des holden Mädchens, das wie eine Braut neben ihm herschritt —?

Seine Schritte wurden kleiner, je näher sie der Rauchsahne kamen, die über den Wipfeln der Buchen wehte. Sie schritten über eine Waldwiese, über der das Sonnenlicht zitternd stand, Tausende von bunten Blumen nickten und dufteten, und aller Waldeszauber war darüber gebreitet mit unaussprechlicher Pracht. Ein Ruckruf rief, sonst festerliche Ruhe. Die beiden jungen Menschen standen still — sie sahen sich an und blickten verlegen zur Seite. Wie um einer zwingenden Macht zu entrinnen, rief Johanna laut über die Wiese hin:

„Wie lange hab' ich noch zu leben?“

Nicht endend war die Antwort: Ruckruf, Ruckruf, wohl hundertmal — bedrückend fast war die Verheißung eines langen Lebens.

Endlich schwieg er, flog fort und rief von neuem.

Da fragte ihn der junge Vergelewe mit lachenden Augen:

„Und was prophezeiest du mir?“

„Kuckuck!“

Der Vogel schwieg und flog weit fort, tief hinein in den dicken Wald.

Da standen beide betroffen und gingen wortlos weiter. Endlich sagte Johanna leise:

„Das ist ja Unsinn...“

Er lächelte, überwand das lähmende Gefühl, das ihn betroffen, stand still, sah um sich, machte eine abwehrende Handbewegung, als könne er so jeden unbehaglichen Gedanken von sich weisen und sagte:

„Wie schön ist hier der Wald — so hohe Buchen habe ich noch nie gesehen...“

„Ein Stück Urwald ist's, durch den wir wandern,“ erklärte Johanna ihm und war voll Eifer: „Selten nur verklingt die Axt hier, was hinsinkt, zerbrochen oder vernichtet durch Naturgewalten, vermodert ungenüßt.“

Sie zeigte ihm die Baumleichen, die entwurzelt oder gebrochen umher lagen, überzogen mit zarter Moosdecke, mit Farren, Kräutern und Birken. Die Sonne funkelte durch das Geäst und hob zarte Farben aus Blumen, Gras und Moos.

„Schön ist es hier!“

Er sagte es, wie bezwungen von all der Herrlichkeit rundum und sah doch nur Johanna, für die der Wald den Rahmen bot zu schönerem Entzücken.

Als sie aus dem Walde traten, lag die kleine Kolonie im Abendglühen vor ihnen.

Sie sahen sich beide still in die Augen und gingen mit stummem Gruß auseinander. Wie dann die Nacht in Johannas Zimmer sah, die Nachtigall im Garten von ihrer Liebe sang in die wonnige, duffende, geheimnisvolle Welt des Waldes, da löste sich das Erlebnis des Tages in der Seele Johannas in unsäglich warmer Sonne auf. Ihr war's, als sei ihr Herrliches beschieden.

Sie sah ihn in der nächsten Zeit nur aus der Ferne, wenn er mit den anderen vorüberging an ihrem Hause zur Schicht oder wenn er von der Schicht kam. Dann lag in seinem Blick ein stummes Grüßen, ein Leuchten, das ihr sagte, mehr als Worte es vermögen:

„Ich denke dein!“

Eines Morgens fand sie Blumen auf ihrem Fenster. Ein kleines Verslein dabei:

„Als ich dich kaum geseh'n,
mußt' mir mein Herz gesteh'n:

Ich konnte nimmermehr vorübergehn.“

Sie küßte die Blumen, küßte das Blatt, auf dem sein Auge geruht und wußte es: Er denkt an mich, jetzt in der Stunde. Als er am

Abend vorüberging, verrußt, im fligen Grubenkoller, das Rämpchen in der Hand, stand sie vor dem Hause und lachte ihn an mit glänzenden Augen. So kam die Liebe leise und schein und doch machtvoll und zwingend in beider Herzen. Sie glückte noch dem Dufte, der aus geschlossener Rosenknospe strömt, die Schönheit ihrer Blüte ahnen lassend.

So ging der Sommer, kam der Herbst. Die Natur lebte ihr Sein nach ewigem Gesehe, ließ auf das Blühen und Reifen die Zeit der Ruhe folgen. Der Winter war da, war gekommen mit seiner kühlen, weißen Macht. Die Bäume beugten sich unter seiner Last, rückten schier zusammen in ihren weißen Pelzen, standen still, feierlich und wartend da. Hirsch und Reh kam bis zu den menschlichen Wohnungen, Hässchen knabberten vom vergessenen Kohl im Garten, im Walde schrie der Uhu und lachte das Räuzchen.

Die Menschen rückten enger zusammen. Kamen zur kirchlichen Andacht im Schulhaus zusammen, da die Wege zur Stadt beschwerlich waren; man traf sich des Abends hier und dort, las sich gegenseitig vor, erzählte sich Sagen und Märchen, ergöhte sich mit Scherz und Sang und Pfänderspiel.

Johanna und Ludwig sahen sich oft, aber nie allein. Ein Blick, ein Druck der Hand, ein Wort, ein Lied stellte die Brücke her, auf der sich ihre Herzen trafen. Seligste Zeit junger Liebe. — —

So ging der Winter rasch vorüber. Der Frühling kam mit seinem Blühen; da geschah es, daß sie sich fanden im ersten Kuß — heilig der erste Kuß der Liebe — Sonne für ein ganzes Leben — arm der Mensch, der ihn nie erlebt.

Tage höchsten Glückes kamen, heimliche Liebe, der Welt verborgen.

Hand in Hand gingen sie, glücklich eines durch des anderen Nähe.

Spechte hämmerten, Finken schlugen, Nachtigallen stüteten — alle, alle folgten sie dem Gebot der Liebe.

In des Mannes Blute regte sich das Begehren, eins zu sein mit der Geliebten nach dem Gesez des Lebens.

Ein Blick auf Johanna ließ sein Begehren sterben. So vertrauend hing sie ihm im Arm, so jung, so wenig wissend.

Wie sie jetzt in seine heißen Augen sah, erschrak sie und schmiegte sich fester in seine Arme.

Zwei Tränen standen in seinen Augen, und seine Glieder zitterten.

Sie fragte schon:

„Du weinst —? Warum?“

„D — nicht, Kind, nichts! Später einmal, wenn wir Mann und Frau sind, will ich dir es sagen, warum ich heut gemeint.“

Da senkte sie den Kopf und blieb still und fragte nicht mehr.

Er küßte sie schein wie in Schuld und Reue. Dann faßte er sie an beiden Händen, hielt sie weit ab von sich, sodaß sein Blick sie voll umfing. Im Schein der lichtgrünen Waldeßdämmerung stand sie vor ihm, jung, keusch, ein halberblühtes Mäddlein im Mai.

„Wie schön bist du, Johanna — wie herrlich schön —“

In dem Augenblicke huschte ein Schatten über ihren Weg. Sie sahen beide auf. Scheuenhaft glitt ein Weib vorüber, ein grinsendes, altes Weib, mit langen gelben Zähnen.

Johanna zitterte an allen Gliedern, mit großen Augen sah sie in das Waldeßdunkel, nichts war zu sehen.

„Es war ein Schatten, Gott sei dank,“ flüsterte sie leise und wischte den Schweiß von der Stirn. Er fragte lächelnd:

„So abergläubig, Kind — —?“

Aber auch in sein Herz war dumpfe Furcht gekommen. Es gibt Augenblicke im Leben, die aller Vernunft spotten.

Sie gingen beide rascher heim als sonst. Es dunkelte im Walde, und aus Busch und Grund stiegen die Geister der Nacht. Das Käuzchen lachte, und der Uhu schrie.

Johanna blieb still an diesem Abend. Die Magd hatte ihr, sich dabei bekreuzigend, zugeflüstert: „Du mein Gott, Frölke — hat sie gekußt aus Bodensenster — o, du mein Jesus — —“

Sie erstarb fast in Furcht vor der — Totenfrau. Johanna kannte die Sagen, die im Volke lebten, sie kämpfte mit Vernunftgründen dagegen an, aber sie konnte es nicht hindern, daß eine dumpfe Ahnung von kommandem Leid in ihrer Seele saß.

Wenn ihr Vater in diesen Tagen bleicher und stiller durch Haus und Garten ging, seine hohe Gestalt sich bückte wie unter unsichtbarer Last, erschauerte sie. Auch die Magd sah sie dann immer so bedeutsam an.

Ahnung, sie wurde sie nicht los, nicht durch klare Abwehr, nicht durch Gebet; sie saß fest in ihrem Herzen mit Angst und Sorge.

Der Herbst kam mit Regen, Regen, Regen. Traurig der Wald in solcher Zeit vor dem

Winter. Frierend und kalt steht er da, ohne Hoffnung. Aus dem Boden krochen Fieberdünste, krochen in die Häuser der Menschen und holten sich ihre Opfer ohne Wahl aus allen Kreisen.

Es ging ein Sterben um, raffte jung und alt aus dem vollen Leben. Auch Ludwig, der fremde Eleve, lag fieberkrank im fremden Hause. Johanna konnte nicht zu ihm. Zitternd, voll dumpfer Ahnung, stand sie nachts oft in dem kleinen Gärtchen vor der Steigerwohnung und suchte durch den Spalt der Holzläden, die die niederen Fenster verschlossen, einen Blick zu tun in das Krankenzimmer. Sie sah nichts als Schatten, die sich hin und her bewegten, einmal seine Mutter, die gekommen war, ihn zu pflegen. Aber, auch Mutterliebe scheuchte nicht die Totenfrau*) von seinem Lager. Mit ihren grünen Augen hielt sie ihn nieder, mit ihren langen Zähnen vergrub sie sich in sein Herz, hielt ihn fest und gab ihn nimmer frei.

Er ging im Fieberwahn durch sonnige Wälder, ging mit der Geliebten unter den Buchen hin. Er sah sie so, wie er sie zuerst gesehen — im weißen Kleide, rosa Widen im braunen Haar, Waldblilien in den Händen.

„Wie schön bist du —“

Wie oft flüsterten es seine heißen Lippen! Tiefer senkten sich die grauen Schleier des Totenweibes über ihn, immer leiser wurde seine Stimme — er starb.

Johanna weinte nicht. Ihre Seele erstarbte. Sie lief wie einst in die Wälder und klagte es den Bäumen:

„Er ist tot...“

Sie begriff den Sinn des Wortes nicht. Er war gegangen wie die Sonne, wenn sie unter dicken Wolken verschwindet. Verlöscht wie ein Sternlein im Morgengrauen. Tot — tot — —.

Die Bäume rauschten zu ihrer Klage, aber sie brachten ihr keinen Trost. Und doch, wenn sie sich fragte:

„Ist mein Leid heut nicht ein zu hoher Preis für seine Liebe —?“

Da gab sie sich mit Jauchzen Antwort: Nein, nein, tausendmal nein; denn das Höchste im Leben ist die Liebe, und Liebe bringt Leid.

Die Welle.

Die große Welle wandelte —
Hell unterm Mond schwoll sie daher!
Gelassen hob das stumme Meer
Empor in Majestät die eine —
Breit rollt sie unterm Mondescheine.

Auf ihrem Bogen leuchtete
Erfüllung, die sich stolz erschuf
Und hoch entrollte Form und Ruf!
Gewaltig ob der Wasser Heer
Die weite Welle wandelte.

Elise Draub.

*) Volksglaube in Oberschlesien.





Ober[schle]sische Landschaft: Sonnenaufgang in Jakobswalde (Kreis Cosel).

Der Blinde.

Novellette von Franz Dingia.

Er wartet auf das große Wunder mit einer Hoffnung, von der man sagen kann, sie ist grenzenlos, sie ist ohne Schranken und von einer Freiheit, welche weit über das irdische Vermögen aller Sinne hinausgeht.

Er wartet mit höchster Inbrunst auf das große Wunder des Tages, auf die große, leuchtende Rundgebung der Sonne ... seiner lieben, schönen Sonne.

Und als er an der Türe des Krankensaales steht und mit der einen Hand rastlos über die Augen streicht, während er die andere vorgestreckt hält, da hört er eine Stimme auf sich zukommen:

„Ihre Mutter wird kommen, Herr Kilmars. Sie wird heute kommen und Sie nach Hause mitnehmen.“

Da wendet er das Haupt der Stimme zu und sagte ganz laut:

„Ich bin doch immer allein nach Hause gegangen. Warum soll das nicht mehr sein? Bin ich denn ein dummer, kleiner Junge?“

Ein paar feine Hände erfassen seinen vorgestreckten Arm.

„Aber nein, Herr Kilmars, wie Sie das nur denken mögen. Ihre Augen sind aber noch nicht gesund. Es könnte Ihnen allein etwas Unliebes passieren.“

„Ach ja, diese Augen. Aber sie werden bald besser sein!“

Sein Sprechen gleicht einer zitternden, aus dem Innersten emporbelebenden Frage, und die Stimme der Schwester ist ganz leise und sanft, da sie zu ihm sagt:

„Wir hoffen, daß es bald besser sein wird.“

Da nun seine Mutter bei ihm ist, hört er lange kein Wort von ihr. Er fühlt nur, wie ihre Hand über sein Haar streichelt und wie ein warmer Atem ganz nahe an seiner Wange hinunterzieht.

„Ich glaube, daß ich dich sehe, meine Mutter,“ sagt er plötzlich.

Und er wartet wie in einer geheimen, brennenden und begehrenden Sehnsucht auf den klangvollen Ton ihrer Stimme. Er wünscht, daß sie ungefähr so zu ihm spricht: Ja, du kannst mich gut sehen, und deine Augen sind nun ganz gut geworden ... Sie sind ganz gut geworden.

Aber sein Wunsch zerfließt ohne Erfüllung. Nur das Streicheln ihrer Hand und ihr warmer Atem sind lebendig und ihm ganz nahe. Nach einer Weile schwingen in sein Gehör doch noch Worte von ihr. Diese sind fast farg und wie mit Gewalt gestoßen, aber von einer unendlichen Barmherzigkeit erfüllt.

„Wir wollen nun heimgehen. Weißt du, die Gretel wartet auf uns. Sie hat dieses Jahr

wunderschöne Blumen im Garten. Das ist ein Duft und eine Freude, und das Summen der Bienen höret nimmer auf.“

Als sie dies gesprochen hat, richtet er das Haupt empor, und seine glanzlosen Augen suchen mit einer tastenden Umflammerung ihr Gesicht. Und seine Stimme ist in einer zögernden Ungewißheit befangen.

„Aber kann ich diese Blumen sehen..... Kann ich sie sehen?“

Da fühlt er, wie sein Arm von der Mutter Hand festgehalten wird, als befürchte sie, er könnte damit irgend eine Unvorsichtigkeit begehen.

„Du wirst die Blumen sehen.“

Sie sagt das mit einer ganz bestimmten Betonung, als wäre sie auf einem Weg, der weder nach links, noch nach rechts einbiegt, sondern schnurgerade auf das Ziel zuführt und sich von keinen Schranken und Hindernissen unterwerfen läßt.

Auf dem Heimweg hält er an einer Straßenkreuzung seine Schritte plötzlich an und sucht sich von seiner Mutter loszumachen.

„Ich bin doch diesen Weg früher immer gegangen. Immer allein gegangen.... Ich weiß das und weiß den Weg. Laß es mich allein probieren!“

Er drängt die Mutter von sich. Sie aber stößt voller Angst die Worte über die Lippen:

„Später jezt noch nicht. Du findest nicht heim.“

Er schüttelt das gesenkte Haupt, da er seine Schritte wieder aufnimmt und flüstert:

„Ich finde nicht heim, sagst du. Aber ich weiß doch, wo ich daheim bin. Soll das nichts sein, wenn ich das weiß...?“

Und als könnte er die Sonne sehen, reckt er das Haupt empor.

„Es ist warm auf dem Weg. Die liebe Sonne glänzt wohl in aller Herrlichkeit am Himmel?“

Diesen Worten folgt eine tiefe Stille. Nur das Geräusch der Schritte ist in ihr lebendig, und das Leben der Straße zittert hastend vorüber, unbekümmert um die Schicksale der Leidenden Seelen, unbekümmert um allen Schmerz.

Zählings aber hebt doch wieder eine karge Frage:

„Warum ist die Gretel nicht mitgekommen?“

Die Mutter überblickt ebenso plötzlich das Gesicht ihres Sohnes und besinnt sich auf eine Antwort. Und sagt dann ganz leise und sanft:

„Die Gretel wartet daheim auf dich. Sie hat dein Zimmer hell und freundlich gemacht und wartet nun, dich hineinzuführen.“

Ueber das Gesicht des Blinden huscht ein feines Lächeln. Fast werden seine Schritte ein wenig schneller und wie beschwingt von geheimnisvollen Kräften. Und dies Lächeln gleicht einer Brücke, die mit starken Bogen in das Leben hineinführt und von der man sagen könnte, sie trozt allen Stürmen.

Als sie durch das Gärtchen gehen, welches wie eine köstliche Umrahmung das kleine Haus verziert, kommt ihnen wie ein sanfter Strom ein vielfältiger Blumenduft entgegen und ist gleichsam wie eine milde Hand, welche lieblich die Gesichter streichelt. Ist aber auch gleichsam wie eine Stimme, die ein unnennbar klingendes Tönen durch die Luft zittern läßt und wie eine weiche, heimbeglückte Violinsonate verschwebt.

Und diese Summe sendet den wunderbaren Gruß der Liebe aus.

„Siehe, du sollst gegrüßt sein. Alles Verlassene in dir laß zerrinnen zu einem Nichtmehr. Alles Leidende schütte aus deinem Herzen, und die Tage laß dir froh sein und heiter. Denn die Liebe ist mit dir!“

Die schwingende Musik beflügelt die Schritte des Blinden. Unvermittelt reißt er sich von dem Arm der Mutter los und steht ganz still. Ein impulsives Rauschen prägt sich auf seinem Gesicht. Und seine Schritte kommen ihm näher.

Da neigt sich sein Oberkörper vor, und wie ein Schrei stößt ihm das Wort über die Lippen:

„Gretel, wie ist es mir ... daß du da bist!“

Und kein Wort weiter. Die Augen weiten sich und werden groß und schön, sodaß man sagen könnte, nun haben sie doch noch einen wunderbaren Glanz bekommen. Die feinen Frauenhände erzittern in den seinen, die starr und unbeweglich vorgestreckt sind, als warteten sie auf das Beträufeln himmlischer Tropfen.

Und die Blonde, schlanke Gretel neigt ihren blühenden Leib, neigt lieblich ihr Haupt. Alle

Worte, die sie sich vorgenommen hat zu sagen, erstickten schon im Innern.

Ganz leise und fast unmerklich tröpfeln ein paar Tränen auf die zusammengepreßten Hände. Von irgendwo schwebt eine leid-erfüllte Sehnsucht.

Und die Mutter steht lautlos daneben. Drückt beide Handflächen ins Gesicht und man weiß nicht, was in denselben geschieht. Ihre Seele aber betet.

In die große Andacht drängt sich behutsam Gretels Stimme.

„Wir wollen hineingehen,“ sagt sie fast für sich.

„Es wird noch alles so sein, wie es war,“ erkundigt sich der Blinde.

Gretel lächelt ein wenig, und da sie die Steinstufen hinaufgehen, erwidert sie:

„Es ist noch alles so, nur, daß wir jetzt Blumen haben ... viel Blumen, die das ganze Haus froh und heiter machen. Du wirst dich auch freuen!“

„Deine Hände haben dieselben ins Haus getragen?“

„Meine Hände ... für dich.“

„Wie werden sie schön sein! Aber ich diese Augen ...“

Seine Stimme bebte schmerzhaft aus. Die eine Hand zittert auf der Stirne.

„Du wirst sehend werden, und siehe, wir werden viel Freude und Glück haben!“

„Viel Freude und Glück ... wenn du es sagst, wird es so sein.“

Sein Gesicht ist dem ihren zugewandt, und eine wunderbare Regung beginnt in ihm zu walten, und das Feuer seines Hoffens schwillt wie eine hellbrennende Fackel auf und durchleuchtet klar und rein die niedergesunkene Nacht.

Und die Sonne der Liebe überstrahlt jeden Pfad, den er innerlich vor sich sieht, sodaß ihm alle Mangelhaftigkeit zerrinnt vor den warmen Gluten des neuen Lebens.

Sonntagmorgen.

Von Franz Dingia.

Wundersame Stille lebt
Rätselhaft in allen Dingen,
Und aus blauer Ferne bebt
Sanft und rein ein Glockenklingen.

Und der Hochwald sinnt und lauscht
Wie von Sehnsucht überfallen.
Tief im Tal ein Bächlein rauscht,
Will als frommer Pilger wallen.

Und ich stehe ohne Schmerz
Von dem Wunder ganz umfassen.
Und mein hoffend Menschenherz
Ist so froh mir aufgegangen.

Die schwarze Truda.

Legende von Hede Bartsch-Wache.

Schwarzes Gewölk steigt verderblich am Horizont auf. Wie Feuerislangen züngeln Blitze gierig aus ihm hervor. Krachende Donnerschläge rollen durch das Thal, brechen sich an steilen Felswänden und poltern zurück wie brandende Wogen. Heulender Sturm kommt dahergebraust, reißt alles in atemlose Flucht, was sich ihm entgegenstellt.

Klagend neigen sich die hohen Bäume, die wehrhaft die alte Burg umstehen, die stolzen Kronen, ein Stöhnen geht durch sie hin:

„Weh, weh, die schwarze Truda naht —
Flieh, flieh, du blondes Grafenkind!“

— — — — —
Wie köstlich der Morgen lacht!

Wie ein flinkes Reh huscht er durch den dämmernden Wald. Jauchzend klingen die ersten Vogelstimmen hinter ihm her. — Die Nebel teilen sich. Wie ein schimmerndes Gewand heben sie sich empor, wie flüchtender Nachtschweif zerrinnen sie vor dem leuchtenden Sonnenanlicht.

Und die junge Frühlingserde schlägt die Traumaugen auf, ihr würziger Atem erfüllt die Luft. Wohligh streckt sie den schlanken Blütenleib im blühenden Taubad und läßt ihr sonnengoldnes Haar im Morgenwind wehen. Ein Lied singt sie, das ist so süß wie der Duft von blühendem Alee, und der Wind trägt es hinüber zu den jungen Rosen im Burggärtlein, daß diese jäh die Knospen öffnen, um besser lauschen zu können.

Und Schön = Elga, die sich im Heraufdämmern ihres Hochzeitstages herabschlich, hebt jubelnd die Arme, als sie die aufgewachten Blüten erblickt; mit beiden Händen greift sie hinein in die üppige Pracht, sich damit für den Liebsten zu schmücken, — und — greift in Dornen, und purpurrote Tropfen rinnen herab von der schneetigen Hand. Da legt es sich wie eine Wolke auf Schön = Elga's sonniges Gemüt, bestürzt zieht sie die Hand zurück.

„O Rosenstrauch, was tat ich dir?“

Und der Strauch bebt im Morgenhauch, als wäre er von Wehmut geschüttelt, und Tauperlen rieseln über des Grafenkindes Hand.

„Blut und Tränen? Sind das deine Morgengaben?“ —

Und weinend kehrt die junge Braut in ihre Kämmerate zurück.

— — — — —
Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren veranlaßt.

Wie ein lieblicher Maienmorgen hatte es sich über der alten Burg aufgetan, seit die

junge Gräfin an der Seite ihres Vaters darin herrschte.

Der Graf, in seiner Jugend zu mancherlei Torheiten und Tollheiten aufgelegt, war später, ins Gegenteil fallend, fast ein düsterer Mann geworden. Niemand vermochte sich die plötzliche Wandlung in seinem Wesen zu erklären, und nichts konnte ihn seinem Ernst, der fast an Schwermut grenzte, entreißen. Doch Schön = Elga's zarte Hände glätteten gar bald die Falten, die seine Stirn umlagerten, und ihr frohes Kinderlachen weckte längst verflungenen Widerhall in seiner Brust. Mehr und mehr gab er sich dem Zauber hin, der sein Leben jetzt durchsonnte, und jeder Tag wurde ihm zum Fest, seit sein Weib, wie eine holde Fee, immer neue Gaben aus dem Füllhorn ihrer Liebe auf ihn ausschüttete.

Noch nie — auch nicht in der an glänzenden Höfen verbrachten Jugend — hatte er das Leben so heiß geliebt als jetzt, wo Schön = Elga ihm die Einförmigkeit des Burglebens zum trauten Paradiese machte, und ein tiefes Glücksgefühl rann durch seine Brust, als er an diesem strahlenden Morgen, mit ihr am Söller stehend, hinausblickte in die fruchtbare, weite Ebene, die sich rings um die Burg zog.

Ueber die im Erntesegen stehenden Felder glitt sein Blick bis hinüber zum Horizont, wo, leicht im Dunst verschwiegend, die Türme der Stadt herüberglänzten.

Graf Rudolf wies mit der Hand in die Ferne, die ihn heute von der Seite seines Weibes rief. „Ein Tag ohne dich, mein Lieb,“ sagte er, sie heiß und zärtlich an sich ziehend, „wie lang wird er mir sein, wenn ich, statt deinem süßen Plaudern zu lauschen, das öde Geschwätz der Rats Herrn über mich ergehen lassen muß!“

„Und du kehrtst sicher noch heut zurück?“ fragte die Gräfin, sich liebevoll an ihn schmiegend. „Wie schön wird es sein, wenn du wieder hier bist,“ jubelte sie, selig wie ein Kind.

„Noch bin ich ja nicht fort,“ lächelte er, „doch was wird mein Liebling beginnen in meiner Abwesenheit?“

Schön = Elga sandte einen langen Blick hinaus in das flimmernde Land; sinnend trat sie an die Brüstung.

„Ich möchte heut Truda besuchen,“ sagte sie nachdenklich, „es ist heut ihrer Tochter Todestag.“

Wie unter einem Peitschenhieb zuckte der Graf jäh zusammen, daß die Gräfin bestürzt zu ihm aufsaß.

„Was ist dir, Rudolf?“ fragte sie erschreckt. „Ist es dir nicht recht, daß ich zu Truda gehen will?“

Der Graf hatte sich inzwischen wieder gefaßt, lieblosend strich er ihr über das Blondhaar.

„Kind,“ bat er, „geh' nicht hinab zu Truda, es ist nichts Gutes in dem schwarzen Weibe.“

Die Gräfin hob bittend die Hände.

„Sie war meiner Mutter treueste Pflegerin, Rudolf,“ jagte sie sanft, „manche Nachtruhe hat sie ihr geopfert; dari ich ihr dafür nicht ein paar Stunden widmen, die ich doch ohne meinen Herzsiebsten verbringen mußte?“

In aufwallender Zärtlichkeit legte sie die Arme um des Gatten Hals.

„Ich habe,“ fuhr sie fort, „seit ich hier bin, diesen Tag immer bei Truda verbracht, und die arme, verlassene Frau war weniger hart und verschlossen als sonst, wenn ich mit ihr von Margaret sprach. Nun wird sie glauben, ich hätte sie in meinem Glück vergessen.“

Der Graf seufzte auf.

„So gehe denn und tue, wie du gewohnt bist zu tun,“ verzogte er, die Unruhe, die ihn während des Gesprächs ergriffen hatte, gewaltsam bemeisternd.

Er beugte sich herab und schloß die zarte Dichtgestalt abschiednehmend in die Arme.

„Mein Liebling, mein Engel,“ murmelte er mit von Leidenschaft erfüllter Stimme, „Gott behüte dich!“ Und immer wieder küßte er die blauen Augensterne und die Purpurlippen, als gelte es für Jahre, statt für Stunden zu scheiden.

Ein Schauer flog über Elga's Gestalt. Sie fühlte in seinem Wesen etwas Fremdes, eine Unsicherheit, die an dem stolzen Manne ungewohnt war und die sie sich nicht erklären konnte, die sie aber mit tiefer Bangigkeit erfüllte. Wie ein schwaches Blatt, das der Sturmwind an seine Brust getragen hatte, lag sie hilflos und zagend in seinem Arm, und eine tiefe Sorge um den Geliebten spiegelte sich in ihren reinen Zügen. Doch Graf Rudolf hatte sich bereits wieder vollkommen in der Gewalt. Mit rascher Gebärde strich er sich über die hohe Stirn, als wollte er einen lästigen Gedanken von dort verschenken. Er drückte noch einen Kuß auf Elga's Hand, griff nach dem Barett mit der wippenden Feder und verließ, ihre Frage überhörend, mit eiligen Schritten das Gemach, um sich nach dem Burghof zu begeben, von wo das ungeduldige Stampfen seines Pferdes schon vor geraumer Zeit heraufgeklungen war. Draußen schlug ihm schwüle Glut entgegen. Das Pferd scharrte unruhig mit den Hufen, nur mit Mühe konnte es der alte, treue Guntram bändigen.

„Ein böser Tag heut, Herr,“ meinte er, während er Rudolf beim Aufsteigen behilflich war. „Der Turmwart erzählte, das Ränzchen hätte die ganze Nacht geschrien wie ein jam-

merndes Kind, und als er das Fenster öffnete, den Ruhestörer zu verschrecken, flatterte es herein und warf ihm die Kerze aus der Hand, daß sie zischend verlöschte. Das ist ein schlimmes Zeichen!“

„Weibergewäsch!“ warf der Graf verächtlich dazwischen.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Es liegt ein Unheil über uns, glaubt es mir, Herr. Das Kreuz vom Osturm hat sich heut morgen gelöst und ist polternd hinabgestürzt in den Weiher, das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Ihr solltet euren Gang für einen günstigeren Tag aufsparen und heut daheim bleiben, Herr!“

Graf Rudolf schob sich im Sattel zurecht und klopfte begütigend des Pferdes gebogenen Hals.

„Geht nicht, Guntram. Die Herren Städter luden mich als Schiedsrichter in hochwichtiger Streitigkeit, ich darf nicht länger saunen.“

„So reitet wenigstens nicht allein, Herr,“ bat der treue Mann. „Erlaubt, daß ich Euch folge!“

Rudolf lachte auf.

„Haß wohl gar ein Schächgen in der Stadt, das du besuchen möchtest, Alter,“ scherzte er, und, gutmütig spottend, fügte er hinzu: „Ein andermal, Guntram, doch ich will sie grüßen von dir.“

Und lachend ritt er davon, durch die Burghöfe und die Zugbrücke den glatt geschorenen Abhang hinunter.

Unten am Burgherg verließ der Graf die breite Heerstraße und bog in einen schmalen Waldweg ein. Der weiche Moosboden dämpfte den Schall der Hufe, und trauliche Stille umfing den einsamen Reiter. Eine Weile gab er sich dem überwältigenden Zauber des Sommermorgens hin; er löste das Barett vom dunklen Gelock, daß der Luftzug, der den Wald durchflog, ihm die heiße Stirne kühle und die quälenden Gedanken zum Schweigen bringe, die ihn jetzt, sich selbst überlassend, doppelt peinigten. — — War's Sünde gewesen, jener flüchtige Kausch, der ihn einst an der schwarzen Truda Tochter gefettet hatte?

War's Sünde gewesen, die roten begehrlichen Lippen, die sich so willig boten, immer wieder zu küssen?

War's Sünde gewesen, daß er das Mädchen in jener geheimniserfüllten Mondnacht, in welcher der ganze Zauber der Sommernacht ihre heißen Herzen umstrickte, an sich gerissen hatte in trunkener Bier?

Er klang ihm noch im Ohr, jener heifere Schrei, mit dem sie sich aufjauchzend an seine Brust geworfen hatte. Ein Grauen vor dem Ungezügelten, ja Diabolischen ihres Wesens hatte ihn erfaßt und seine Lust noch früher gemacht. Doch bald hatte das Grauen die

ungezügelmte Leidenschaft hinweggeschwemmt, wie der Strom die morsche Brücke. Und schließlich war er voller Widerwillen gewesen gegen die wilde Rake; er hatte sie mit Abscheu von sich gestoßen und ihr verboten, jemals wieder seinen Weg zu kreuzen.

Sie hatte ihm mit verzerrtem, kalkweißen Antlitz zugehört, die lodernnden schwarzen Augen wie spitze Dolche auf ihn gerichtet. Kein Wort kam von ihren blutroten Rippen, und als er schwieg, war sie mit klirrendem Lachen, als bräche Glas zusammen, wie ein gescheuchtes Wild in der Tiefe des Waldes verschwunden. Ihr irres Gelächter war noch ab und zu wie Raubvogelschrei an sein Ohr geschlagen, bis es in der Ferne erlosch.

Graf Rudolf war, immer noch von Grauen geschüttelt, heimgekehrt.

Am andern Morgen brachte ein reisender Händler die Kunde auf die Burg, der schwarzen Truda Tochter sei in der Frühe schwerverletzt im Steinbruch aufgefunden worden, und soeben wäre sie in den Armen ihrer Mutter, die man eilends geholt hätte, verschieden.

Die Nachricht war wie ein Blitz in den Grafen hineingefahren. Bleich und stumm ging er umher, eine Beute quälender Gewissensbisse. Doch wie ein Gewitter noch segensreich sein kann in seiner erlösenden, befreienden Wirkung, so war der Tod des Mädchens, an dem er sich schuldig fühlen mußte, für ihn der Anlaß zur Umkehr. Die wilden Angewohnheiten, die ein jahrelanges, ungeordnetes Kriegerleben ihm ausgeprägt hatte, fielen von ihm ab, und unter der Wucht dieses furchtbaren Erlebnisses wandelte sich sein Wesen in ein rechtliches, die angestammte Lauterkeit brach wie ein Quell aus hartem Fels nun wieder aus ihm hervor, und bald pries man ihn als einen wohl strengen, aber gerechten Herrn.

Die Monate verschwanden, das Jahr floß dahin, und selten sprach man noch von dem Unglücksfall am Steinbruch. Sowohl Truda als auch ihre Tochter waren wenig beliebt, sodaß niemand rechtes Mitleid mit der Alten hatte, und sie war bald vergessen, da sie sich nach dem schweren Schläge noch mehr zurückzog in ihre Waldeinsamkeit, die sie nur verließ, um stundenlang in dumpfem Brüten am Steinbruch an der Stelle zu hocken, von wo das Mädchen abgestürzt sein mußte. Not litt sie nicht; alles, was sie zum Leben benötigte, wurde ihr auf Befehl des Grafen vom Schloß zugestellt. Doch lebte sie meistens von dem, was der Wald bot, die Gaben des Grafen ließ sie verkommen. Niemals aber hätte sie einen Armen damit gespeist; ihrem bösen, harten Herzen war die Freude des Wohltuns fremd, ja verhaßt.

Gern hätte es der Graf gesehen, wenn sie die Gegend verlassen hätte. Dem kühnen Manne saß im tiefsten Herzenswinkel etwas wie eine verborgene Angst vor einem Unheil, das ihm durch sie widerfahren könnte. Ihre scheinbare Ruhe täuschte ihn keineswegs über den Gedanken hinweg, daß in ihr der heiße Wunsch lebte, den Tod der Tochter zu rächen. Er verspottete sich selbst wegen dieser Unruhe, doch sie war da, so oft er des leidenschaftlichen Weibes gedachte.

Den Besuch Elga's bei Truda sah er nicht weniger als gern, doch mochte er es ihr nicht verbieten, hinzugehen, weil sein gerechter Sinn ihm sagte, daß er der Frau schon allzu viel genommen hatte, um sie auch noch dieses Sonnenstrahls, der seines Weibes Besuch bei der Alten zu sein schien, zu berauben. Seine Reue über das Geschehene äußerte sich, wie bei allen starken Naturen, nicht in unfruchtbaren Anklagen, sondern in tatkräftigem Handeln. Dies war auch die Ursache der Fürsorge, die der strenge Mann, der in leidvoller Erkenntnis auch gegen sich selbst streng geworden war, Truda angebeihen ließ.

Als dann Elga in sein Leben getreten war, verblaßten all die düsteren Bilder wohl um ein wenig, und der holdselige Zauber, der von dem schönen Mädchen ausging, goß neues Licht in seine umdüsterte Seele.

Elga war die Tochter seines Oheims, der, ein stiller Gelehrter, vor Jahren mit seinem todfranken Weibe und dem unmündigen Kinde vor den mordbrennenden Schweden in den Schutz der heimatlichen Burg geflüchtet war. Die Gräfin war nach Monaten ihren schweren Leiden erlegen, das Töchterchen wurde frommen Nonnen zur Erziehung überwiesen, und erst als blühende Jungfrau kehrte sie zurück, um dem alten Grafen die letzte Lebenszeit zu verschönen. Doch nur kurze Zeit war Vater und Kind das Glück stillen Zusammenlebens beschieden; ein sanfter Tod löste das Band inniger Zuneigung und ließ Elga allein zurück. Da hatte Graf Rudolf nicht länger gezögert, er hatte dem verwaiseten Mädchen Herz und Hand geboten, und sie hatte es ihm mit dem beseligenden Gnadengeschenk ihrer Liebe gedankt. Von dieser Zeit an zog ein neuer Geist in das alte Gemäuer ein, und des Grafen stolzes Herz beugte sich willig der Lieblichkeit seines jungen Weibes. Der kühne Löwe wurde wie ein Lämmchen so zart und sanft, wenn ihn aus den leuchtenden Augen Elga's der ganze Himmel ihrer Unschuld und Fröhlichkeit anlachte. Manchmal preßte er, wie in Sorge vor dem Uebermaß seines Glückes, die Hände vor die Augen, als wollte er etwas, was wie ein dunkler Schatten an seinem Wege zu fauern schien, nicht sehen.

Was mochte es sein, was ahnend bang immer wieder sein Herz umschnürte? Vielleicht rief ihn der Kaiser bald wieder zu den Fahnen — überall schienen sich ja drohende Wetterwolken aufzutürmen. Dann mußte er sein Lieb verlassen. Vielleicht würde er heut von den Ratscherrn, die ihn geladen, genauere Kunde erhalten können über das, was sich draußen in der Welt vorzubereiten schien!

Der Gedanke riß ihn aus seinen Grübeleien, er spornete das Pferd und flog durch die aufkeimende Schwüle der Stadt zu.

Am Horizont ballten sich finstere Wolken zusammen.

Nachdem der Graf sie verlassen, war die Gräfin hinabgeeilt in den Garten. Sie wollte Rosen pflücken zum Kranz für das Grab Margarets; das dünkte ihr das Einzige zu sein, was Truda, für die ihr mildes Herz voll Erbarmen schlug, ein wenig zu erfreuen imstande war. Als die größte Glut des Tages sich dann gelegt hatte, machte sie sich auf den Weg. Den Knappen, der sie begleitete, sandte sie zurück, als die kleine, unordentliche Hütte in Sicht kam, die Truda bewohnte. Durch die niedere Thür trat sie in die Stube, und als sie Truda hier nicht fand, wußte sie, daß sie, wie so oft, oben am Steinbruch sein würde. Sie verließ das Haus und kletterte den steil aufsteigenden Waldweg hinauf. Auch hier, unter die Bäume, hatte die Schwüle des Tages sich gelagert und erschwerte das Gehen. Wie brütendes Unheil lag es in der Luft, kein Vogellaut war zu hören; aus der Ferne grollte ab und zu ein kurzer Donner herüber.

Endlich war die Dichtung erreicht. Aufatmend strich Elga das wellige Blondhaar zurück und blickte hinüber, wo am Rande der Wiese eine Gestalt kauerte. Es war Truda, die Gräfin erkannte sie an dem roten Kopftuch, das ihr das widerspenstige, schwarze Zigeunerhaar zusammenhielt. Von der Sonne grell beschienen, hob sich ihre Gestalt scharf von den dunklen Wolken ab, die drohend am Horizont aufstiegen. Ein jäher Windstoß fuhr plötzlich über die Halbe, der Elga in bange Schauer hüllte. In die Wipfel über ihr schwang er sich, mit tausend Blätterzungen flüsterte er:

„Weh, weh, die schwarze Truda, —
Flieh, flieh, du blondes Gräfskind!“

Elga, Schön-Elga! Wenn du doch auf die Stimmen achten wolltest, die tief im Herzen dir erklingen, die dich warnen wollen vor teuflischer Bosheit Schlängen!

Einen Augenblick stand das junge Weib unschlüssig da, dann ging sie, ihre Furcht befehlend, mit raschen Schritten auf Truda zu.

„Grüß Gott, Truda, ich bringe ein Kränzlein von Rosen, komm, wir wollen es der Margaret aufs Grab legen.“

Dabei bot sie der Frau, wie begütigend, die Hand.

Ein schrilles Lachen war die Antwort, ein finsterner Blick flog zu Elga.

„Rosen? Was sollen die Rosen? Machen sie mein Kind wieder lebendig? Wenn sie ihm wenigstens die Ruhe zu geben vermöchten, aber auch das nicht, auch das nicht,“ schrie Truda verzweifelt, und überwältigt vom Schmerz sank sie hin, krallte die Hände in den Boden und ward wie vom Krampf geschüttelt.

Elga beugte sich erschreckt zu der Unglücklichen herab, die sich hin und her wand und undeutliche Worte hervorstieß.

„Truda,“ bat sie mit Tränen in den Augen, „Liebe Truda, sag mir doch, was ist geschehen? Noch nie fand ich dich so verzweifelt wie heut! Sag mir doch, was dich quält, vielleicht kann ich dir helfen!“

„Wenn ihr mir doch helfen wolltet,“ stöhnte das Weib, „alle Schätze wollt ich euch bringen, wenn ihr euch erbarmen und mein Kind retten wolltet.“

Die Gräfin trat bestürzt zurück. Hatten sich Trudas Sinne verwirrt im Schmerz? Von wem sprach sie? Von Margaret, die schon so lange der stille Hügel bedeckte? Was hatten die Worte zu bedeuten?

„Gräfin,“ wimmerte die Frau, „Gräfin, hört mich an! Habt Erbarmen mit einer unglücklichen Mutter! Vielleicht tragt ihr selbst bald ein Kindlein im Schoß und um seinetwillen flehe ich euch an, hört mich und helfet mir!“

Sie warf sich Elga zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Gewandes mit Küssen.

Wie von Schwindel erfaßt, sank die Gräfin auf einen Stein nieder, bald aber wandte sie sich gütig der vor ihr Knienden zu.

„Steh‘ auf, Truda,“ sagte sie mild und besänftigend, wie man zu Schwerkranken spricht, „steh auf, vor Menschen soll man nicht knien. Komm, setze dich zu mir und sage mir, was dich so tief erschüttert hat.“

„Laßt mich knien, wie es der Bittenden zukommt, Gräfin, und hört, was Truda euch kündet.“

Und, die Gräfin mit ihren lodern den Blicken gefangen haltend, sagte sie plötzlich und unvermittelt:

„Zwei Nächte hintereinander war Margaret bei mir.“

Die Gräfin beugte sich vor.

„Besinne dich, Truda,“ sagte sie ruhig und bestimmt, „Margaret ist tot, wie kann sie bei dir gewesen sein?“

Das Weib beachtete den Einwurf nicht; ihr Blick schwamm jetzt ziellos in der Ferne.

„Zweimal war sie bei mir,“ fuhr sie in unheimlichem Flüsterton fort. „Immer, wenn der Mond über dem Steinbruch, dort, wo sie ihr junges Leben hinwarf, steht, kommt sie

herein in meine Hütte, im verschliffenen Gewand, die Füße wund und bloß. Schmal und verhärtet war ihr Angesicht, daß mein Herz aufschrie vor Leid. Und ich streckte die Hände aus, sie an mich zu ziehen, — doch sie wich schon vor mir, der Mutter, zurück, und müde und hoffnungslos sagte sie:

„Verflucht bin ich, und voll Qual muß ich wandern, bis mir jemand die Ruhe wiedergibt.“

Die Alte schwieg eine Weile, dann fuhr sie mit grauenhaft eintöniger Stimme fort:

„Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten, ich sprang auf von meinem Lager, doch wieder wich sie zurück. „Mein Kind, rief ich, was soll ich tun, dich zu erlösen? Weißt du nicht, daß ich meine Seligkeit hingeben würde für dich?“

Truda schlug aufstöhnend die Hände vor das Gesicht. „Gräfin, er zerreißt mir das Herz, der todtraurige Blick, mit dem sie mich ansah! „Du vermagst nichts zu tun, Mutter,“ sagte sie, „eine reine Hand nur kann meine Ketten lösen.“

Ein neuer Schmerzensausbruch erfaßte die Frau und erbarmungslos schlug sie ihre Fäuste auf den harten Boden.

„Verflucht die Hand,“ schrie sie, „die sich zu Bösem hergab und nicht rein genug ist, dem eigenen Kinde zu helfen!“

„Truda,“ rief die Gräfin, „wüte nicht gegen dich selbst; sprich weiter und erleichtere dadurch dein Herz, das wird dich beruhigen!“

„Wie kann ich mich beruhigen,“ höhnte das Weib, „wenn mein armes Kind nicht einmal im Grabe Ruhe findet? O Gräfin!“ bettelte sie an Elgas Füßen, „Gräfin, ihr könnt helfen, wenn ihr wollt, ihr könnt es! Seit Tagen, sagte Margaret, blüht dort, wo ich mich herabstürzte ins Gestein, eine gelbe Blume, — wenn eine reine Hand sie pflückt und mir aufs Grab pflanzt, dann bin ich erlöst.“

Sie umfaßte Elgas Füße.

„Ein einziges Mal, Gräfin, leihst mir eure Füße, eure Hand! Denkt daran,“ fuhr sie beschwörend fort, „wie ich mir so oft die Füße wund lief, heilende Kräuter zu suchen für eure Mutter! Vergesst nicht, wie oft diese meine Hände die Schmerzen linderten, unter denen sich eure Mutter wand, denkt daran und helfst! Seht, dort drüben wächst sie, die Wunderblume, meines Kindes Heil, so nahe und für mich so fern, so unerreichbar fern, weil meine Hand befleckt ist für segensreiches Tun. Doch ihr, Gräfin, eurer Engelsunschuld ist es gegeben, mein Kind zu erlösen! Holt mir die Blume, damit Margaret Ruhe findet!“

Elga blickte hinüber zum Rand der Wiese, und ein grauenvoller Schauer überlief sie. Halb über dem Aarund schwebte sie, die schwefelgelbe Zauberblüte, ein widerlich süßer Duft strömte von ihr herüber, der Elga halb die Sinne benahm und ein heftiges Unbe-

hagen in ihr auslöste. Sie war aufgesprungen und stieß Trude von sich.

„Truda,“ sagte sie mit bebender Stimme, „die Blume pflücken, das hieße Gott versuchen!“

Ein schneidendes Hohngelächter antwortete ihr.

„So sagen alle, die ein Unrecht nicht sühnen wollen!“

Die Gräfin wich einen Schritt zurück.

„Truda,“ rief sie voll edlem Stolz, „du weißt nicht, was du sprichst! Welches Unrecht hätte ich zu sühnen?“

Auch Truda war aufgesprungen. Die Hände geballt, stand sie mit feuchtem Atem vor Elga. Wie eine lästige Hülle hatte sie alle falsche Demut von sich geworfen.

„So will ich es euch sagen, wenn ihr es nicht wißt, und dann entscheidet selbst, ob ich zuviel gesagt. Wißt ihr, warum sich Margaret in den Abgrund stürzte? Wißt ihr es? Weil sie nicht leben wollte ohne den, der sie mit Schmeicheln Worten verführt hatte und der sie von sich stieß, weil er eine aus seiner Sippchaft freien wollte. Und der, wegen dem sie in den Tod ging, war Graf Rudolf, euer hochedler Gemahl!“

Ein heiserer Schrei durchzitterte die Luft.

„Es ist nicht wahr, Truda, was du sagst,“ rief verzweifelt das junge Weib, „es ist eine schändliche Lüge! Wie kannst du es wagen, meinem Gemahl diesen Schimpf anzutun!“

Truda kreuzte die Arme über der Brust, ein von Haß gesättigter Blick flog hinüber zu der jugendschlanken Gestalt, die sich, wie ein junger Baum im Sturm, unter der furchtbaren Anklage bog.

„Ich wünschte,“ zischte sie, „daß es Lüge wäre, was ich sage! Doch in ihren letzten Augenblicken, als sie sterbend mir im Arm lag, hat Margaret es mir gesagt, und glaubt mir, Gräfin, angesichts des Todes lügt man nicht mehr. Und,“ sie lachte hämisch auf, „wie wäre des sonst so strengen Grafen Fürsorge für mich, die Landstreicherin, anders zu erklären, als mit seinem Schuldgefühl? Belügt euch nicht selbst, Gräfin, ihr wißt, ihr fühlt, daß ich die Wahrheit spreche, und nun hört mein letztes Wort!“

Sie hob die Hand zum Schwur.

„Wenn Margaret zum dritten Mal kommt und vergeblich um Erlösung fleht — ich ertrag's nicht länger, — auch ich stürze mich hier hinab. Dann ist mein Kind wenigstens nicht mehr allein in seiner Qual. Aber mein letzter Gedanke wird ein Fluch sein für den, der alles Unheil über uns gebracht hat.“

„Nun, Gräfin,“ fuhr sie nach kurzer Pause lauernd fort, „zögert ihr noch, die Blume zu pflücken?“

Einen Augenblick war tiefe Stille.

Dann erhob sich das junge Weib mühsam vom Boden. Wie ein Bild der jungen Schmerzensmutter hob sich ihre rührende Gestalt vom Goldgrund des Himmels.

„Ich will tun, was du verlangst,“ sagte sie mit erlöschener Stimme, und — fromm die Hände faltend, fügte sie hinzu, „möge Gott mich in seine Hut nehmen und mein Tun segnen.“

Ein jäher Triumph blühte aus den Augen des Weibes ihr nach, als sie dem Abgrund zuschritt.

Sie beugte sich vor und streckte die Hand aus nach der Blüte, die wie ein Schmetterling über die Tiefe hinübergaukelte.

Sie griff hinüber — faßte sie — da — ein Stoß — und — die verderbliche Blume fest in der Hand haltend, sank sie lautlos hinab.

Ein teuflisches Gelächter gellte hinter ihr her: „Fahr wohl, Märrin, bald ist meine Rache vollendet!“ — — — — —

Der Tag ging zur Neige, als Graf Rudolf die Stadt wiederum verließ.

Die seltsam quälende Unruhe, die ihn schon am Morgen gepackt hatte, kehrte doppelt peinigend zurück, daß er das Ende der Verhandlungen mit den städtischen Rats Herrn, die um ein Klostersgut feilschten, kaum hatte erwarten können. Sobald es angänglich war, entfernte er sich, schwang sich auf sein Roß und stob mit dem Wind, der sich tosend erhoben hatte und die schwarzen Wolken wie tanzendes Raub vor sich her jagte, um die Wette davon, daß der Dornwart nicht schnell genug das breite Stadttor vor ihm öffnen konnte.

Draußen, im freien Land, spornte er das Pferd noch zu rascherem Lauf an. Sein prüfender Blick überslog den Himmel.

„Das gibt ein Unwetter,“ murmelte er. „Wenn ich den Weg am Steinbruch vorbei nehme, kann ich die Burg erreichen, ehe es losbricht. Voran, mein Pferd, es bleibt keine Wahl, wir müssen heut am verhassten Ort vorbei. Elga wird es mir danken, wenn ich bei ihr bin, ehe das Wetter herauf ist.“

Er drückte dem Tier die Sporen in die Weichen, daß es holzengrade in die Höhe stieg, doch die eisenharte Faust seines Herrn zwang es voran durch heulenden Sturm und beginnende Nacht. Fahle Blitze zuckten jetzt am Horizont auf, ein dumpfes Murren rollte unaufhörlich durch die wildbewegten Lüfte, die ganze Hölle schien unterwegs zu sein. Den schreckgewohnten Mann, der seinen Mut in manchem Kampf bewiesen, erfasste doch ein Grausen, als er nun aus dem Walde heraus geradenwegs auf den Steinbruch zusagte.

Und wieder bäumt das Pferd hoch auf, weiße Flocken fliegen um seine Rüstern, ein Zittern besällt es — mit einem Ruck steht es jetzt still.

Da schrillt auch schon eine Stimme auf:

„Steigt ab, Graf, es ziemt sich nicht, an einer Leiche vorbei zu reiten.“

Trotz zunehmender Dunkelheit hatte der Graf Truda erkannt, die wenige Schritte vor ihm, mitten im Wege stand. Ihr zu Füßen liegt, mit einem Tuche bedeckt, eine Gestalt.

„Was soll das heißen?“ herrscht der Graf die Frau an, „du treibst ein freches Spiel, Weib. Mach Platz und laß mich vorüber, es ist nicht Zeit zu Narrenpossen!“

Er schlägt auf das Pferd ein, das schnaubend zurückweicht.

Ein Hohn gelächter gellt vor ihm auf.

„Das Pferd hat mehr Verstand als ihr, Graf, oder sollen seine Hufe noch euer totes Weib zermalmen?“ —

Mit einem Sprung ist der Graf aus dem Sattel — hebt das Tuch, das die Gestalt verbirgt, — ein Schrei — wie von einem zu Tode getroffene Wild — „mein Weib!“ — und stürzt neben ihr zu Boden.

Wie eine Vlie, die der Sturm gebrochen, liegt sie vor ihm; ein weher Zug ist um den Mund, der so hold zu plaudern verstanden hatte, die Augen mit ihrer Welt voll Liebe haben keinen Blick mehr für ihn. Fest umklammern die blassen Finger eine sonderbare, gelbe Blüte.

Und abermals der wunde Schrei, und dann die ächzende Frage:

„Wer hat mir das getan?“

Dann fährt er auf:

„Herge,“ schreit er Truda an, „gestehel!“ —

Die kreuzt die Arme und sieht ihn grausam hohnvoll an.

„Ihr nehmt mir das Liebste, was ich hatte, Graf, ich nahm euch das Liebste, das ihr hattet, wir sind quitt!“ — —

Er taumelt zurück, reißt an seinem Wehrgehens, — doch ehe er das Schwert erfassen kann, zerreißt ein brüllender Donner die Luft, ein züngelnder Blitz fährt hernieder — gelbe Lohe umflammt ihn — Schwefeldünste wallen auf — er hört noch einen Schrei, so grauenvoll, daß das Blut in seinen Adern stockt — dann schwinden ihm die Sinne. — — —

Als klatschende Tropfen ihn aus seiner Betäubung wecken, ist er allein. Still und unberührt liegt neben ihm die geliebte Gestalt — der Platz aber, wo eben das teuflische Weib noch gestanden hat, ist leer; nur ein schwarzer Brandfleck ist dort zu sehen. — — —

Droben am Himmel jagt gespenstisch — wie von Furien verfolgt — eine schwarze Wolke daher. Wie ein fliehender Mensch sieht sie aus, wie ein Weib mit wehendem Zigeunerhaar. Ruhelos rast sie durch die Länder, Unheil und Verderben in ihrem Schoß tragend.

Wenn die Menschen sie erblicken, bekreuzigen sie sich und sagen:

„Gott schütze uns, die schwarze Truda ist über uns!“

Waterland.

Eine Erinnerung von G. H y d e l.

Eilig rollte der Zug durch die Nacht, heimwärts.

„In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiedersehn.“

Und die Räder schlugen den Takt dazu.

Die Abtheile waren alle voll fröhlicher Menschen. Heimaturlauber. Und das sprach, summt und lachte, alles voller Lust und froher Erwartung.

In der Ecke einer, den Rock zerschabt, zerschliffen und schmutzig. Müde vom weiten Marsch auf schattenlosen, sandigen Wegen an verrotteten Feldern vorbei und trostlosen, verlassenem Hütten armeliger Dörfer, saß er still. Doch sein Herz jubelte mit: Nach Hansel!

Und seine Gedanken flogen über das armjelige Land, das der Zug durchheulte, hinaus nach Westen, der oberschlesischen Heimat zu, mit schmerzhaftem Sehnen, wie in traurig-qualender Wüstenei der Verschmachtende die grünleuchtende, erfrischende, fried- und glückbergende Dase sich malt. O, daß die Räder Flügel hätten, um bald dorthin zu kommen!

Doch wie auch die Kameraden nacheinander verstummten, sich zurechtrückten und einnickten, kam auch der Schlaf zu ihm und küßte ihm die Augenlider.

Nur die Räder schliefen nicht.

Unermüdlich rollten sie mit stetigem, ein-
tönigem Klopfen immer weiter dem Tag entgegen, immer weiter ins Land hinein, das heller und heller sich aus tiefen Schatten entschleierte.

Ein zerstörter Bahnhof hier, ein zerstörtes Haus dort, Brandschutt und Soldatengräber erinnerten an das, was war, daß der Krieg auch hier mit wilder Krallen Glück und Leben zerrissen hatte.

Aber im Morgenfrieden erschien es wie ein ferner Traum.

Und der Zug hastete weiter in den erwachenden Tag.

Der aber glänzte nicht wie anderswo, sondern war matt und trübe. Wie die leichten, grauen Morgennebel lag über der Landschaft etwas Schwermütiges, Trübes, eine unerklärliche Traurigkeit, wie ein Druck, der jede Lebensregung hemmte und unterdrückte.

Man merkte es an allem und jedem:

Keine Lust am Arbeiten war in dem Land, kein Händerühren, eine niederdrückende Gleichgültigkeit, ein fürchterliches, verderbliches Gehenlassen wie es will, lastete überall. Es sprach aus den zermahlenden, sandigen Wegen, den vernachlässigten Feldern, denen die sorgende Hand eines fleißigen Bauern das Vielsache des Ertrages abzurufen vermocht hätte, die aber so kaum das Notwen-

digste trugen, aus den braunen, verfallenen, strohgedeckten Holzhütten, aus Dörfern, in denen die Fülle von Armut und Elend das Herz erschütterte. Und die wenigen Leute, die hier und da zerlumpt und schmutzig umherstanden und dumpf und stumpf dem vorbeibrausenden Ungetüm nachstierten, waren ein Bild von Unlust, Trägheit und Verwahrlosung, das dem Lande den Stempel gab.

Doch der Zug hatte keine Zeit zum Verweilen.

Surtig lief er weiter, unaufhaltsam und eilig, als gäbe ihm das heiße Sehnen, das er trug, unerschöpfliche, drängende Kraft. Weiter und weiter raste er in die Helligkeit und in die Strahlen der Morgen Sonne, die auf die Felder sprangen und im Tau sich gliekernd spiegelten, über silberne Flüsse und endlich an schmutzen, sauberen Häuschen vorbei, die hübsch eingebettet im Grünen lagen.

Und am Wege stand ein blondes Mädchen in buntem Nieder und winkte mit einem weißen Tuche.

Das war die Heimat, deutsches Land, das die Heimkehrenden grüßte. Aber sie merkten es nicht, bis einer der gliekernden Strahlen ins Abteil sprang und die Schläfer weckte.

Lustig lachend und scherzend begrüßten sie den Eindringling.

Und auch der stille Mann in der Ecke erwachte. Verwundert schaute er um sich, auf die Umgebung, die Mitreisenden, überrascht, erstaunt, bis ihm die Erinnerung kam und die Spannung sich löste.

Dann aber wanderten seine Blicke zum Fenster hinaus, über die Landschaft, die in strahlender Morgenfrische und Schönheit sich filmartig abrollte: Da der frischgrüne Teppich der strotzenden Wiesen, dort die üppigen Felder, deren reiche Frucht der Ernte entgegenreiste, hier der Weiher im Kranze von Weiden und Erlen, dahinter der lockere Wald, und da und dort zwischen Büschen und Bäumen heimlich versteckt ein schmuckes Dörschen. Das Weiß der Häuser und Rot der Dächer lugte freundlich aus dem Grün hervor, und der hohe, spitze Kirchturm winkte grüßend weit hinaus. Und die Leute auf Straßen, Wiesen und Feldern blieben stehen, ihre Gesichter lachten; sie hoben die Hände und winkten. Der Mann sah es und Jubel füllte sein Herz. Immer wieder schaute und staunte er, und seine Augen konnten nicht genug der Schönheit trinken. Es war ihm, als hätte er das alles noch nicht gesehen. Dieses schöne, blühende, lachende Land war die Heimat, war deutsches Land. Und seine Augen staunten hinaus in den Morgenglanz, hingerissen und

geblendet wie Kinderaugen am Weihnachtsabend, wenn die Lichter brennen und der Gabentisch die Erfüllung kühnster Hoffnungen verheißt.

Und in ihrem Strahlen standen wie ein Gebet die Worte: „Vaterland, mein herrliches deutsches Land, mein heiliges Vaterland, wie liebe ich dich!“

Hatte er es laut gesagt?

Auch die anderen wurden still. Wie heilige Weihe ging es durch das Abteil, in das die Heimat schaute mit tiefen Märchenaugen und süßem Jugendhauche.

Und die Räder des Wagens sangen, nicht mehr eintönig, sondern anschwellend, jauchzend wiederholten sie: „Vaterland, Vaterland, mein liebes Vaterland!“

Sie hörten es alle deutlich, und es durchbelebte sie tief und erschütternd, das rastlose Lied des Eisens:

„Vaterland!“

Der Gruß, mit dem es den Boden mit flüchtigem Ruffe grüßte.

„Deutschland, du teures Land, du Vaterland! Dir gehört unser Herz, immer und ewig!“

Mutter.

Don Franz Cingia.

Es ist mir manchmal, als müßtest du leise die Tür meines Zimmers öffnen, wie einst . . . Als müßtest du auf der Schwelle stehen bleiben und ich würde den süßen Wohlklang deiner Stimme hören. Deine liebe Stimme, die unendlich in die Tiefe meiner Seele dringt, die mich mit kosenden Schwingen umstreicht und alle Wellen einer Unlust zerstört, welche aus dem Lebenskampfe in mein Inneres drängen und ein dumpfes Nichts erzeugen. Deine liebe Stimme, die alle schweren Gedanken wie flackernde, trübe Lichtlein auslöscht und einen balsamischen Hauch durch die Luft sendet.

Aber ich würde nicht nur deine Stimme hören. Denn du würdest die Schwelle verlassen und nach einigen leisen Schritten wärest du bei mir. Ganz in meiner Nähe und deine Hand, die von der Arbeit vieler Jahre geweiht ist, würde über mein Haupt gleiten . . . zart und wunderbar.

Deine liebe Stimme mahnt mich: „Es ist Zeit . . .“ Und deine Augen ruhen mit einer goldklaren Liebe auf meinem Gesicht, ein unennbarer Glanz entströmt ihnen und über alle Schattengefilde und über die heißen Sonnenlandschaften meines Daseins blickst du hin . . . und erschauet alles Tun und Werden und alle Dinge, die nur eine Mutter zu erschauen vermag. Die tiefe Enge der Gegenwart verliert sich in den unendlichen Weiten einer zukünftigen Freude, die wie das Glockengeläute eines hohen Feiertages auf den Bahnen der Gedanken erschallt.

Manchmal meine ich, du müßtest wieder zu mir hereinkommen und müßtest in mein Zimmer die Sonne deines Lächelns bringen . . . die frohe, gütige Sonne deines Lächelns, das über alle Abgründe sturmtrogende Brücken baut.

Wenn ich weit zurückdenke, steht der eine Tag wieder klar vor mir, an dem du mir einen Feldblumenstrauß brachtest. Aus dem wunderbaren Gebinde leuchtete zwischen blauen Kornblumen roter Mohn, in tiefer Erglühung. Die einzelnen Blüten glichen Blutstropfen, die über den Strauß wahllos verstreut wurden. Ob es wohl die warmen Tropfen deines Herzblutes waren?

Ich dachte damals lange über etwas nach, und meine Gedanken waren schmerzhaft . . .

Die Zeit hat ihren vorwärtsgreifenden Schritt nicht aufgehalten, und auf alle Zurufe lächelte sie mitleidig über die Wünsche des Menschen. Und dem lauschenden Ohr wurde keine Antwort, es vernahm nur das gewaltige Rollen der Schicksalsräder.

Aber manchmal gleiten die Schatten längst entschwundener Tage vorüber; aufblühende Tage mit liebedürftendem Kinderblick und dunkle Tage der Schmerzen . . .

Und dann ist es mir, als müßtest du, Mutter, wieder zu mir hereinkommen und deine gütige, zärtliche Hand würde den köstlichen Segen deiner goldklaren Liebe über mich ausschütten, mir das Licht meines Lebens zu bewahren.

Die alte Schützenflinte.

Erzählung von Gertrud Grabowski.

Der Häuer Alois Wukel hatte seine Schicht verfahren. Nachdem er sich im Waschkraum gesäubert, trennte er sich mit einem „Glück-auf“ von den Kameraden, die gleich ihm Nachtschicht gehabt hatten. Er nahm den Weg, der durch die Felder bis zum Walde führte. Noch lagen die Morgennebel wie graue Schleier über der Landschaft; noch schwiegen die lauten Stimmen des Tages. Nur ab und zu ein Vogelruf, das Klaffen eines Hundes — sonst alles still rundum. Ein andächtiger Friede lag über dem Dorfe.

Der Häuer nahm die Mütze ab und ließ sich die frische Märzluft um die Stirn wehen. Sein Schritt war rasch und elastisch; er war jung und er ging — nach Hause! Wie schön das war: Zu Hause! Das Häusel war sein und die paar Morgen Acker dahinter auch, und das Beste da drinnen in dem Häusel, das gehörte ihm auch — das war die blauäugige Christa und der Junge, der Karluschi!

Sein Herz lachte, als er das schmucke Anwesen sah — das Haus mit den blühblanken Fenstern, hinter denen schneeweiße Gardinen sich bauchten und die Felder im lichten Grün des Frühlings.

Die Christa stand in der Haustür, den zweijährigen Karl auf dem Arm. Der jauchzte auf, als er den Vater sah, streckte ihm die Arme entgegen und kausete seinen blonden Schnurrbart. Der Vater ließ das Kerlschen sachte zur Erde gleiten:

„Ich hab' einen Mordshunger, Christa,“ sagte er und setzte sich behaglich zurecht an dem sauber gedeckten Frühstückstisch. Die Christa schenkte den dampfenden Kaffee ein und sah ihm zu, wie seine weißen Zähne in das kräftige Brot einbissen.

Sie sprachen von dem und jenem — wie schön der Frühling in diesem Jahre sei und — daß die Besatzung nun hoffentlich bald abziehen werde . . .

„Gott sei Dank, wir bleiben deutsch!“ sagte Christa.

Des Mannes Gesicht wurde düster. In die fröhlichen Augen kam ein dunkler Glanz.

„Gott geb's,“ sagte er ernst. „Man spricht davon, daß Kattowitz und Königshütte an Polen fallen sollen.“

Christa erschrak: „O mein Gott, diese rein deutschen Städte!“

Alois nickte: „Nach dem Abstimmungs-ergebnis müßten sie unbedingt bei Deutschland bleiben. Aber was fragen die Herren Franzosen nach Recht und Gerechtigkeit! Das sieht doch ein Blinder, daß sie es mit den Polen halten . . . Sie sehen zu, wie die polnischen Banden Verbrechen auf Verbrechen häufen

und rühren keine Hand. Ja, sie unterstützen sie noch . . . Denk nur an die Bluttat in Karf . . .“

Christa erschauerte. Ein Bittern ging durch ihre Glieder. Sie schmiegte sich in hilfloser Furcht an ihren Mann und lehnte ihren Kopf schuchsend an seine Brust. Er zog sie auf seinen Schoß, streichelte ihr blondes Haar und flüsterte: „Meine Christa . . .“

Sie lauschte glücklich seinen zärtlichen Worten. Sie hatte einen guten Mann, die kleine, blonde Christa. Der Alois trank keinen Schnaps und war niemals grob zu ihr. Alle Frauen im Dorfe beneideten sie!

Da schreckte sie plötzlich auf und löste sich mit einem Ruck aus seinen Armen. Ihre Augen starrten angstvoll nach dem Fenster.

„Der Jaschu!“ rief sie mit blassen Lippen.

Der Mann zog die Stirn zusammen. „So, der Jaschu? . . . Was will der denn hier?“

Er stand auf, ging nach dem Fenster, öffnete es, lehnte sich weit hinaus und spähte nach allen Seiten.

„Ach, du hast dich getäuscht, es ist niemand zu sehen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Er war es, verlaß dich darauf. Ich habe es deutlich gesehen, wie er das Gesicht platt an die Scheiben drückte und — er lachte so höhnisch . . . Voisl, ich fürcht' mich vor ihm!“

Er beruhigte sie: „Laß ihn doch! Was kann er uns denn antun? Er ist halt neidisch und kann's nicht verwinden, daß du mich genommen hast und nicht ihn.“

„Der versoffene Lump,“ sagte Christa verächtlich. „Lieber wär' ich ins Wasser gegangen. Aber, das ist's nicht allein — er haßt dich, weil er weiß, daß du ein guter Deutscher bist.“

Alois schaute sinnend vor sich hin: „Deutsch — oder polnisch . . . Wer hätte früher in Oberschlesien danach gefragt! Erst die Heber, die Wähler haben den Haß in unsere Heimat getragen . . .“

Sie setzten sich wieder zu Tisch, aber die Harmonie der Stunde war getrübt.

Der kleine Karl, den Christa wieder in sein Bettchen gelegt hatte, sprach laut im Schlaf „Hottepferdchen . . . Teinchen spielen“.

. . . Sie deckte die Decke, die er weggestrampelt hatte, über seine Beinchen. — „Der weiß noch nichts von Haß, noch nichts von Sorge . . . Glückselig sind doch nur die Kinder.“

Alois streichelte ihr blondes Haar. „Mach's wie sie und sorg' dich nicht zu viel.“

Aber der Appetit war ihm vergangen. Er schob Brot und Speck zur Seite, stand auf und ging in die angrenzende Schlafkammer, streifte die Kleider ab und warf sich aufs Bett. Im

tiefen, traumlosen Schlaf hatte er den unangenehmen Zwischenfall bald vergessen — acht Stunden Arbeit unter Tage, das macht müde!

Christa konnte die Sache nicht so schnell los werden. „Und es war doch der Jaschek, ich hab' mich nicht getäuscht,“ sagte sie laut vor sich hin. Es war eine große Bangigkeit über sie gekommen. Sie traute sich nicht aus dem Hause heraus. Der Hofhund heulte laut vor seiner Hütte.

„Der Phylax will Futter haben,“ dachte sie und raffte sich endlich auf. Der Phylax war nicht der einzige, der auf sie wartete. Die Ziege mußte gemolken, das Schwein, die Hühner und Gänse gefüttert werden. Zögernden Schrittes ging sie nach dem Hofe, in einer Hand den Melkeimer, in der anderen das Futter für das Flügelvieh, das sie schnatternd und gackernd umdrängte.

Die Schönheit des Morgens schenkte die Bangigkeit aus ihrer Seele. Tiefer Friede lag über der Landschaft. Die Sonne stand noch tief und blinzelte matt durch die Morgennebel; an jedem Grashalm hing ein glitzern-der Taupfen. Ein Vogelmännchen nach dem anderen erwachte. Schüchtern, als wollten die kleinen Sänger die Ruhe in der Natur nicht stören. Nur die unermüdblichen Vögel stiegen jubelnd auf und verloren sich hoch oben in der blauen Luft. Es war alles so schön, so friedlich rundum, als gäbe es keine Sorgen und keinen Unfrieden in der Welt. Und doch wühlte der Haß, laut und im Geheimen, von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch . . . Der Haß und die Sucht nach Macht und Reichtum! Sie waren geschäftig am Werk, schmiedeten Fesseln und häuften Leid auf Leid . . .

Christa dachte nicht mehr an das, was vor einer Stunde noch ihre Seele so schwer bedrückte. Ihr Gemüt wurde frei in dem stillen Frieden des Morgens. Weiter schaffte sie in Haus und Hof. Als gegen Mittag der Alois ihr entgegen kam, fand er sein Weib so fröhlich wie ein Vögelchen.

„Weißt du was Neues, Christa?“ fragte er sie am nächsten Tage. „Der Jaschu ist auf und davon! Niemand weiß, wohin er gegangen ist, aber man munkelt, daß er es mit den Polen hält und im Dienste der Franzosen steht. Mir hat's der Franzek erzählt.“

„Mein Gott,“ rief Christa erschrocken, „der schlechte Kerl!“

„Seten wir froh, daß wir ihn los sind,“ sagte Alois.

Er war ernster als gewöhnlich und zwang sich zu einer sorglosen Miene — der Franzek hatte mehr erzählt: Die Polen wollten Ober-schlesien mit Gewalt nehmen. Zahlreiche Banden waren über die Grenze gekommen und sogar Posener Truppen gesichtet worden. Überall waren Kräfte am Werk, die zum Streik trieben und die Arbeiter verhetzten:

Sett doch die Arbeit hin! Was wollt ihr euch schinden für die deutschen Hunde, die sich an unserem Schweiß mästen! Mit solchen und ähnlichen Reden wurde das Gist in die Volksseele gestreut. Schon wurde hier und da ein Murren unter den Leuten bemerkbar. Stimmen wurden laut, die den Hekern recht gaben.

Sett die Arbeit nieder! Das war das Stichwort, das man überall hörte. Die Unzufriedenheit wuchs wie eine Lawine, die eines Tags verderbenbringend niedergehen mußte. Noch gelang es den Besonnenen, die Ruhe zu erhalten. Auch Alois Wukel gehörte zu denen, die zur Ruhe und Ordnung mahnten. Seine Stimme galt etwas unter den Kameraden. So kam es, daß die Belegschaft, zu der er gehörte, noch vollzählig einfuhr, als auf den meisten Schächten des Bezirks kaum noch die Hälfte arbeitete.

„Ich fürchte, es kommt noch zum Generalstreik,“ sagte Alois bekümmert zu seiner Frau. — — — — —

So freundlich hatte wohl selten die Sonne der alten Mutter Erde zugelächelt, wie in den Frühlingstagen des Jahres 1921. Das war ein Schwellen und Treiben in Busch und Baum, ein Jubeln und Singen . . . Schier närrisch hätte man werden können vor Lust! Und doch waren die Menschen traurig und konnten sich nicht freuen. Alois ging ernst und finster einher, die Christa blaß und verstört. In den letzten Tagen aber lauteten die Nachrichten besser, die in das stille Grubendorf drangen; und da richteten sich auch die Menschen in neuer Hoffnung auf.

Es war ein Sonntagmorgen. Christa hatte ihren Kirchenputz abgelegt und das blaue leinene Wirtschaftskleid angezogen. Ihr liebliches Gesicht mit den tiefblauen Augen war sanft gerötet, die Lippen glühten wie roter Wein. Sie stand in der Haustür. Mit frohen Augen schaute sie in die sonnige Wette. Ver-gessen waren die Sorgen, die in der letzten Zeit ihr Herz bedrückte; nur der Augenblick hatte sein Recht, und der war schön.

Alois saß auf dem Bänkchen neben der Tür und rauchte sein Sonntagspfeifen. Wie er sein jugendschönes Weib sah, rief er glücklich: „Kom, Christa, setz dich ein bißel zu mir!“

Sie lachte:

„Was denkst du . . . Ich muß doch kochen.“

Aber sie kam doch heran, setzte sich neben ihn und stützte die weißen, vollen Arme auf seine Knie.

Alois war auf einmal zerstreut. Er beachtete sie kaum.

„Steh da, Christa, wer kommt denn da vom Dorfe her? Ich glaube es sind Franzosen!“

Er nahm die Pfeife aus dem Munde und spuckte aus — die Lust zum Rauchen war ihm vergangen.

Christa legte die Hand über die Augen und sah nach der angegebenen Richtung. Ihr Herz klopfte bang.

„Ja, du hast recht. Es sind Franzosen — Sie kommen zu uns,“ sagte sie tonlos.

Mois erkannte einen Sergeanten und vier Mann, die direkt auf ihr Haus zukamen. Der Sergeant trug die Reitpeitsche unterm Arm. Er stellte sich breitbeinig vor dem Häuer auf, in dessen gebräuntes Gesicht eine dunkle Röte stieg — die Peitsche... Mit der Peitsche kommen sie zu den Deutschen!

Das ging ihm durch den Sinn, aber er sprach es nicht aus, er kämpfte mannhaft die Wut nieder, die ihm in die Kehle stieg. Er sah sich um — neben ihm stand Jaschu, der Genosse seiner Kindheit, mit dem er auf einer Schulbank gesessen... Vor ihm die bewaffneten Feinde... Er war wehrlos — machtlos...

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er finster, sich an den Sergeanten wendend.

Der antwortete zunächst nicht. Seine lusternen Blicke umfaßten Christas liebliche Erscheinung, die wie zu Stein erstarrt am Türpfosten lehnte. Der schmale Spitzenstreifen ihrer Frauenhaube kam unter dem weißen, gestickten Kopfstuch vor, das im Nacken geknotet war. Diese Umrahmung gab dem Gesicht etwas madonnenhaft Zartes. Sie fühlte mit dem Instinkt der feinen Frauenseele das dreiste Begehren des fremden, feindlichen Mannes. Und dieses Erkennen trieb das stockende Blut plötzlich im rasenden Kreislauf durch ihre Adern. Sie wandte sich rasch und ging ins Haus. Dem Sergeanten stieg die Zornesröte in das feiste Gesicht. — Er hatte den Ausbruch der Mißachtung in Christas Zügen bemerkt. Seine Stirnadern füllten sich. Drohend sprach er zu dem Häuer:

„Ihr habt geheime Zusammenkünfte; habt Waffen versteckt und Munition...“

„Ich weiß von nichts. Ich habe keine Waffen,“ beteuerte Moïs.

„Das sagt jeder! Vorwärts, zeigt uns den Weg!“

Ein Kolbenstoß traf Moïs zwischen die Beine, daß er in die Knie brach.

Da klang ein höhnisches Lachen dicht neben ihm:

„Soll ich dir helfen, Moïs!“

Auffschauend sah er in Jaschus schadenfrohes Gesicht. Das gab ihm Kraft. „Der Schuft“ knirschte er zwischen den Zähnen. Festen Schrittes ging er den Franzosen voran — vom Keller auf den Boden, vom Haus in die Ställe — jede Kammer, jeder Winkel wurde durchsucht; unter dem Dach und zwischen der Dachrinne mit Feuerhaken herumgestöbert.

Man fand nichts. Schon wandten die Franzosen sich zum Gehen. Da rief Jaschu: „Halt! Da seht her...“

In einem Winkel der Schlafkammer hing ganz harmlos und selbstverständlich ein Gewehr.

Der Sergeant pfiß leise durch die Zähne — wie hatte er das übersehen können!

„Vorwärts, faßt den Kerl!“ befahl er.

Zwei der Soldaten packten Moïs und legten ihm Handschellen an. Vergeblich beteuerte er, daß das Gewehr völlig unbrauchbar sei, nur als Andenken an den seligen Vater da hänge! — Eine alte Schützenflinte, in der längst kein Schuß mehr gesteckt!

Alles umsonst. Der Franzose verstand ihn nicht oder tat, als verstehe er ihn nicht. Christa klammerte sich weinend an ihren Mann — eine rohe Faust stieß sie zurück, daß sie taumelnd gegen die Tür fiel. Moïs tröstete sie:

„Weine nicht, Christa; es muß sich ja doch alles bald auflären. Die Herren von der Kommission werden doch sehen, daß diese alte, verrostete Flinte keine Waffe ist.“

Da lächelte sie; aber die Lippen zuckten wie in verhaltenem Weinen. Es war ein wehes Lächeln, das dem Mann ins Herz schnitt und selbst den rauhen Soldaten ein Mitleid ablockte. Der eine trat dicht zu ihr heran und flüsterte ihr zu: „Er wird ja freikommen, der Monsieur!“

Der Sergeant trat säbelrassehend dazwischen:

„Nix da, unterhalten... Allons, marsch!“

Moïs folgte gefaßt dem Befehl — er wußte es nur zu gut: Jeder Widerstand würde seine Lage verschlimmern. Zwei Soldaten nahmen ihn in die Mitte, der Sergeant und die beiden andern folgten.

Christa war wie betäubt. Ihr Herz stand fast still. Mit starren Blicken sah sie den Davongehenden nach. Da spürte sie einen heißen Atem an ihrem Ohr:

„Geschieht ihm schon recht, dem Moïs! Siehste jetzt, was der für ein Haher ist?“

Auffschreckend sah sie in Jascheks brutales Gesicht. Ein Blick aus seinen gelbgrauen Augen traf sie, der ihr Blut erstarren ließ. Sie hielt sich an dem Türpfosten fest, keines Wortes mächtig, und ehe sie recht zur Besinnung kam, war Jaschek schon den anderen nachgeeilt...

Sie setzte sich ans Fenster und sah dem geliebten Manne nach. Sah, wie seine Gestalt kleiner und kleiner wurde, bis der ganze Trupp im Walde verschwand, in den die Straße mündete. Sie rührte sich auch da nicht vom Platze, starrte mit stumpfen Sinnen auf die jetzt menschenleere Straße hinaus; dachte nicht an den kleinen Karl, der im Hausgärtchen mit bunten Steinen spielte. Sie hörte auch nicht, daß die Tür ging. Erst als die

alte Hanne, die beim Dorfschulzen ein Ausgedinge hatte, vor ihr stand, sah sie auf; ohne Ueberraschung, als sei es selbstverständlich, daß die Hanne gekommen war.

„Wißt ihr schon? Mein Mann ist fort!“

Ganz ruhig sprach sie. Aber in dieser Ruhe war etwas Unheimliches, das die Alte erschauern ließ.

Sie nickte. „Ja, ich weiß es.“ Zärtlich streichelte sie mit ihrer rauhen Hand Christas weißen, weichen Arm.

„Ja, und ich wollte dich holen. Kannst doch nicht so allein mit dem Jungen hier bleiben — das Häusel liegt so einsam und so nahe am Walde...“

Da raffte Christa sich auf: „Recht habt ihr, Hanne! Aber ich kann so schnell nicht mit. Was soll ich mit dem Vieh machen?“

„Das nimmt der Schulze. Er hat doch die neuen, gemauerten Ställe... Da ist noch viel Platz... Er will doch später mehr Kühe einstellen... Wein doch nicht, armes Häscherl... Der Alois kommt bald wieder, wirßt's sehen,“ tröstete sie, als sie sah, daß Christas rotgeweinte Augen von neuem naß wurden. „Die Leute sagen alle, der Alois muß freikommen. Jetzt werd' ich derweil den Karlus mitnehmen, und abends schaffen wir zusammen das Viehzeug zum Schulzen... Die Ziege kann ich ja gleich mitnehmen.“

Christa nickte zerstreut. Sie holte das Kind aus dem Garten und packte Wäsche und was sonst noch nötig war, zusammen.

„Geh, Luschik, geh mit der Babuschka. Die Mutti kommt nach.“

Das Kind, das anfangs von der Mutter nicht fort wollte, ließ sich zureden und folgte willig der Alten. Da riß es Christa noch einmal an sich und küßte es. Dann wandte sie sich rasch ab — es gab noch viel zu schaffen bis zum Abend.

„Die Hanne hat recht,“ sprach sie halblaut vor sich hin, „hier draußen allein... da würde ich verrückt werden.“

Die Stunden rannen in geschäftiger Eile. Christa kramte in Kästen und Schränken zusammen, was sie für die nächste Zeit brauchte — allzu viel war es nicht; sie mußte ja ohnehin öfter mal nach Haus und Garten sehen.

Die Sonne war im Sinken. Leichte Nebel flogen aus dem Walde auf. Christa stand am Fenster und umfaßte noch einmal den Weg, den ihr Alois heute gegangen, mit ihren suchenden Blicken, als hätten sie die Kraft, ihr den geliebten Mann wiederzubringen.

Da wurden ihre Augen auf einmal angstvoll groß: Dort, vom Walde her, wälzte es sich heran — Bewaffnete! Fußvolk und Reiter... Dichte Staubwolken flogen vor ihnen her — die polnischen Banden, die Insurgenten! Christa erbläkte: Nun konnte sie nicht

auf die Straße, mußte den Abend, und wohl die ganze Nacht, allein bleiben in dem einsamen Haus!

„Heilige Jungfrau, hilf!“ betete sie mit zuckenden Lippen. Und dann brach sie aufschluchzend zusammen. Ein Nebel legte sich um ihre Sinne, nichts erkannte sie mehr. Nur Jaschus hämißches Gesicht sah sie mit greifbarer Deutlichkeit durch den Tränenschleier, der vor ihren Augen lag.

Alois wurde nach Benthen transportiert und dort ins Gefängnis eingeliefert. Eine kleine, vergitterte Zelle nahm ihn auf. Eine dumpfe Verzweiflung kam über ihn, als die schwere Tür sich hinter ihm geschlossen hatte. Wie ein Verbrecher wurde er behandelt, und doch war er sich keiner Schuld bewußt. Er hatte im Weltkriege sich das Eiserne Kreuz erworben und nach glücklicher Heimkehr, in den stürmischen Novembertagen 1918, seine Christa geheiratet. Seitdem lebte er still und zufrieden, nur der Arbeit und seiner Familie.

„Da steckt der Jaschek dahinter,“ dachte er bitter. „Weiß Gott, wie er es angefangen hat, mich bei den Franzosen zu verdächtigen.... O mein Herr und Gott, warum lässest du die Feinde triumphieren über den Gerechten!“ rief er schmerzlich.

Aber die ewige Allmacht, in ihrem unerforschlichen Ratsschluß, gab ihm keine Antwort auf diese Frage.

Die Tage gingen hin, niemand kümmerte sich um ihn. Nur der Gefängniswärter kam und brachte ihm die kärgliche Kost. Er war scheinbar vergessen, doch merkte er, daß er scharf bewacht wurde.

Verzweifelt rüttelte er oft an den Gitterstäben des kleinen Fensters — was half es ihm? Es gab keine Möglichkeit zur Flucht. Und er wollte auch nicht entfliehen — er mußte ja doch frei werden!

Was ihn am schwersten bedrückte, war, daß er von Christa nichts wußte. Er hatte wiederholt an sie geschrieben, aber keine Antwort erhalten.

War sie krank? Waren seine oder ihre Briefe verloren gegangen?... Von keiner Seite kam ihm ein Trost, niemand gab ihm Antwort. Sein Wärter war ein roher Mensch, an ihn konnte er sich nicht mit einer Frage wenden.

Endlich, nach vielen Wochen, kam seine Sache zur Verhandlung. Er hatte ein Kreuzverhör nach dem anderen zu bestehen, wurde von einem zum anderen geschleppt — es ergab sich nichts. Um die Lippen des Richters spielte ein leises Lächeln, als die alte, verrostete Schützenlinde vorgelegt wurde. Und dann kam das befreiende Wort: Er war frei, wirklich frei!

Ein taumelndes Glücksgefühl erfaßte ihn. Als er die Häuser der Stadt hinter sich hatte, fiel er auf die Knie und küßte die Erde zu seinen Füßen.

Nach und nach wurde er ruhiger, ebhte die Hochflut der Empfindungen ab. Es kam das nüchterne Denken: Wie wird's zuhause aussehen?

Er kehrte in einer Wegschenke ein, um eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen. Die lange Fast und die Sorge hatten an seiner Kraft gezehrt.

In der Schenke ging es unruhig zu. Aufgeregte Reden flogen hin und her über Schreckenstaten der Polen. Am meisten bedroht waren die abgelegenen Grenzdörfer, und am härtesten verfolgt wurden überall die Lehrer.

„Ja...“, sagte einer der Männer, „der Pr. mußte all seine Habe im Stich lassen. Der alte Mann hat schwer gelitten. Ueber die Felder ist er geflohen, nach Deuthen... barhäuptig, wie er war... 16 Revolvergeschüsse haben ihm die Kerle nachgeschickt. — Jetzt ist er in Doppeln im Flüchtlingslager untergebracht...“

„Und wie sieht's in Ch.... aus?“ fragte Moïse mit blassen Lippen.

Die Männer schwiegen.

„Darüber weiß man nichts Gewisses,“ sagte der Schenkwirt achselzuckend. „Eingedrungen waren die Banditen auch dort, aber sie sollen wieder abgezogen sein. Der Selbstschuß...“

Moïse hörte nicht weiter. Er stürzte seinen Kaffee runter, zahlte die geringe Beche und ging.

Wie wurde ihm der Weg so lang, das Herz so schwer! Er kannte die Polen... Aber da war ja der Selbstschuß! Er hörte unterwegs, wie sie den Annaberg im Sturm genommen hatten — Oberschlesien und Bayern... Schulter an Schulter hatten sie gekämpft.

Ein zages Hoffen keimte in seiner Seele und besflügelte seine Schritte. Die Sonne war im Sinken, da hatte er das Heimatdorf

erreicht. Nun mußte er bald sein Häusel sehen... das rote Ziegeldach leuchtete ja so freundlich schon von weitem durch das Buschwerk! Aber es kam nicht in Sicht: Wo war es geblieben? Ein böses Ahnen stieg in seinem Herzen auf und lähmte seine Kraft. Schwer und schleppend wurde sein Schritt...

Sein Häusel, das schöne Gehöft, mit so hartem Schweiß erarbeitet — in Rauch und Flammen war es aufgegangen!

„Herr Gott im Himmel, wo war die Christa und das Kind!“

Er setzte sich auf einen der verkohlten Balken und wehrte den Tränen nicht, die ihm heiß über die Backen liefen.

Ein Bergmann kam vorüber. Einer von denen, die, wie es hieß, im Geheimen es mit den Polen gehalten hatten. Als er den Moïse sah, bekreuzigte er sich:

„Alle guten Geister... Mann Gottes, wie seht ihr denn aus?“

„Wie ich aussehe?“ fragte Moïse grimmig. „Wie einer, der aus der französischen Sommerfrische kommt... Wie einer, dem man Haus und Hof verwüstet hat, der ein heimatloser Bettler geworden ist! Aber, wo ist mein Weib und mein Kind?“

Der andere schluckte an einem Wort, das nicht über die Lippen wollte.

„Euer Kind ist bei der alten Hanne,“ sagte er ausweichend.

„Und mein Weib?“

„Kommt mit mir, ich führe euch zur Christa.“

Die Stimme klang hohl, als käme sie aus einer Gruft.

Schweigend ging Moïse hinter dem ehemaligen Kameraden her. Sein Herz hämmerte wie rasend, in harten Schlägen. Der Weg, den sie gingen, er war ihm bekannt... Und da lag auch schon der kleine Gottesacker vor ihnen!

Unter einer Traueresche, die die Zweige tief zur Erde senkte, fand Moïse ein frisches Grab. Und unter diesem Erdhügel schlief sein Weib, seine Christa.....

Und sollte mir

Und sollte mir am Tisch der Freude
Der Wein in goldenem Becher winken,
Will lieber doch im deutschen Lande
Aus klarer Waldesquelle trinken.
Will lieber doch im deutschen Walde
Dem Sang der frohen Finken lauschen
Und möchte diesen deutschen Wald
Nicht um der Erde Schätze tauschen.

Und sollten auch in fremder Ferne
Mich üppigweiche Polster locken —
Will lieber doch im deutschen Lande
Auf harter Bank am Herde hocken.
Die schlichte, traute deutsche Art,
Die find' ich in der Welt nicht wieder —
Wie weit mein Fuß auch wandern wollt,
Im Traum noch hört' ich deutsche Lieder.

Gertrud Grabowski.

Ein Kinderweinen.

Eine Großstadtgeschichte von Irma Erben-Sedlaczek.

Das war an einem Sonntagnachmittag im Frühling — an einem Tage, die wie erste Sonnengeschenke aus Gottes Hand sind, daß der Landgerichtsrat Brinkmann, der in einen Akt vertieft an seinem Schreibtisch saß, durch ein Kinderweinen in seiner Arbeit gestört wurde. Er fuhr wütend hoch und schlug mit der geballten Faust auf die tuchüberzogene Platte, denn er war nervös und selten reizbarer als an schönen Sonntagen, wo er oft genug arbeitend zu Hause blieb, um sich nicht unter die ungesägten Ausflügler und Spaziergänger mischen zu müssen. Das schwärmte alles zu Zweien und Mehreren und brachte ihm so recht zum Bewußtsein, wie einsam er, der alternde, freundlose Junggeselle geworden war.

Der Schlag auf die Schreibtischplatte hatte wohl den Gedankenfaden des Arbeitenden zerrissen — nicht aber das klägliche Kinderweinen. Das klang fort — unaufhörlich — und so selten trostlos... Brinkmann sprang auf, um das Fenster zu schließen, da drang ihm der Ton aus nächster Nähe ins Ohr. Fast unmittelbar unter seinem Hochparterresenster stand ein Kind. Ein kleines, blondes Mädchen. Es hatte das Gesicht in beide Händchen gewühlt und schluchzte. Schluchzte aus einem Schmerz heraus, der mehr als ein alltäglicher Kinder Schmerz schien.... Brinkmann hatte vorhergehend, das Kind mit ein paar barschen Worten davonzujagen. Mochte das Balg heulen, wo es wollte, nur nicht gerade vor seinem Fenster!

Aber — er tat es nicht. Mit schnellem Blick überfah er, daß die stille Seitenstraße menschenleer war. Na ja, natürlich, alles war heute auf den Beinen, um den ersten schönen Sonntag im Freien zu genießen. Wenn das kleine, wahrscheinlich verirrte Ding die paar Schritte bis zur nächsten Hauptstraße lief, konnte es im Augenblick überfahren werden, bei dem starken Sonntagsverkehr.... Und als Brinkmann in seinen Gedanken so weit gekommen war, trieb ihn ein Etwas — wir könnten dieses „Etwas“, dem wir oft unsere besten Handlungen verdanken, ebenso gut „Schicksal“ nennen — auch schon zu seiner Tür hinaus und neben das weinende Kind. Die Kleine erschrak wohl bei der plötzlichen Anrede des fremden Mannes, der sie nicht eben allzu freundlich ansah, aber mit dem unfehlbaren Instinkt der Kinder faßte sie bald Zutrauen. Und Brinkmann ersuhr aus den stockenden Antworten der Leisen, schluchzenden Stimme: daß Mutti schon so lange fortgegangen und noch immer nicht wiedergekommen sei und daß sie — die Kleine — Angst

bekommen hätte und aus der unverschlossenen Wohnung fortgelaufen wäre. Allzuweit schien das Kind nicht gekommen zu sein, aber die Adresse wußte es nicht anzugeben. Und damit Brinkmann etwas, was er noch vor zehn Minuten für unmöglich gehalten hätte: Er nahm das kleine, übrigens wunderhübsche Dingelchen an der Hand und führte es die paar Stufen hinauf in seine eigene Wohnung. Dort setzte er den kleinen Gast vorsichtig in einen Sessel und fragte unter beruhigendem Zureden weiter.

Der Landgerichtsrat war als Jurist ein viel zu scharfer Beobachter, um nicht sofort zu bemerken, daß die Kleine unmöglich ein gewöhnliches Arbeiterkind sein konnte. Sie war nicht nur sehr sauber, sondern auch mit Geschmack gekleidet, und ihre kindlichen Ausdrücke waren nicht die der Straße. Und von seiner „Mutti“ sprach das Mädchen mit solcher Zärtlichkeit, daß es dem Manne immer rätselhafter wurde, daß eine Frau, die sonst scheinbar auf das Beste für ihr Kind sorgte und es behütete, es plötzlich stundenlang unbewacht allein gelassen hätte. Brinkmann hatte ganz sicher keine Übung im Umgang mit kleinen Kindern, aber es war seltsam, wie dieses Geschöpfchen, das ein Zufall seinem Schutz anvertraut hatte, die Beschützerinstinkte des Starken dem Hilfslosen gegenüber aus ihm hervorlockte. Ihm fiel ein, daß die Kleine doch seit Stunden nichts gegessen haben könne, und er suchte — ungeschickt genug — in der Küche ein Töpfchen Milch und etwas Weißbrot zusammen und begann das Mädchen zu füttern. Es erwies sich aber, daß das winzige Fräulein schon ganz nett und geschickt allein essen konnte. Die Kleine hatte kaum ihren Hunger gestillt, als sie Zeichen großer Müdigkeit gab. Und so geschah es denn, daß Brinkmanns alte Haushälterin, von ihrem Sonntagsspaziergang zurückkehrend, das Lager ihres Herrn von einer goldlockigen, kleinen Einquartierung besetzt fand.

Mit einer ganz leisen Verlegenheit erklärte der Landgerichtsrat seiner langjährigen Dienerin die Zusammenhänge — die Alte aber saß noch lange still in ihrem Stübchen und konnte es nicht glauben, daß sie nicht geträumt habe... Am nächsten Tage nahm Brinkmann die Kleine mit auf das nächste Polizeirevier und machte dort, so gut er konnte, die nötigen Angaben. Das Kind saß musterhaft artig auf seinem Schemelchen an der Wand. Die fremden Männer in Uniform hatten ihm wohl ein wenig Furcht eingebläht — aber der gute Onkel war ja nah — da brauchte man doch keine Angst zu haben.





Oberschlesische Landschaft: An der Landede (früher Kreis Ratibor).

„Und wo wünschen Herr Landgerichtsrat, daß wir die Kleine vorläufig unterbringen?“ fragte höflich der Beamte.

Der Brinkmann noch antworten konnte, war das Mädchen vom Stuhl gegliitten und klagte sich schuchsend an ihn. Sie hatte die Worte noch nicht verstanden, aber dunkel den Sinn erfaßt. Und der alternde Mann lächelte in einer wunderlichen Rührung: „Ich behalte das Kind vorläufig bei mir — es hat sich da mal eingewöhnt.“ Ja — es hatte sich eingewöhnt, mit der ganzen rührenden Arglosigkeit des von Hause aus nicht verschüchterten Kindes. Zwar fragte sie immer wieder nach der Mutter, ließ sich aber mit freundlichen Versprechungen trösten. Frau Wagner, die alte Haushälterin, konnte nicht genug rühmen, wie lieb und artig die Kleine sei, so folgsam und ihr garricht im Wege, nur schade, daß sie nichts zum Spielen hätte. Dafür hatte aber der Hausherr gesorgt. Er brachte beim Heimkommen vom Amt ein Püppchen mit und einen bunten Ball, Herrlichkeiten, die das Kind stumm vor Entzücken entgegennahm. Aber dann hörte Brinkmann aus dem Nebenzimmer zum ersten Male ein Jauchzen der kleinen Stimme. Und ihm glitten Siegmunds Worte durch den Sinn: „D still, laß mich der Stimme lauschen — mich dünkt, ihren Klang hört' ich als Kind....“ So hatte sein kleines Schwesterchen einst gejubelt — das vergötterte Spätgeborene — der Sonnenschein der kleinen Familie. Und mit ihrem frühen Sterben war die Sonne der Kindheit für ihn untergegangen. Die zarte, fränkliche Mutter hatte den Tod ihres Lieblinges nicht lange überlebt — den Vater hatte er seit Jahren verloren — so hatte Gotthold Brinkmann damals mit sechzehn Jahren allein gestanden in der Welt. Und er war allein geblieben. Er war innerlich scheu — schloß sich schwer an und trug an dem Leid um die verlorenen Lieben schwerer, als er es anderen zeigen wollte, in der Herzhait seiner Jünglingsjahre. So stürzte er sich verbissen in die Arbeit, kam schnell vorwärts, errang sich eine geachtete Lebensstellung. Um zu erkennen, daß Pflicht und Arbeit wohl eines Menschenlebens Stunden ausfüllen können — nicht aber seine Sehnsucht stillen... Kapselte sich in diesem Erkennen nur noch strenger ein in sein Eigenleben, war auf dem besten Wege, sonderlich und schrullig zu werden — bis — ja bis... Da steht irgendwo, von Menschenhänden festgefügt, eine strenge, steinerne Mauer. Trotzig, hart, abwehrend. — Aber Gottes Regen wäht und spült an ihren Fugen — Gottes Winde kommen und wehen Erdröck hinein in jeden kleinen Riß und Spalt — und eines Tages hat die Sonne mit ihren Segenshänden irgend etwas Grünes hervorgerockt aus der grauen Mauer — vielleicht

nur ein kleines Unkraut — manchmal aber auch eine Blume... Die kühle Mauer der Einsamkeit, die der Alternde um sich gezogen hatte, war bunt überblüht — und es war unschwer zu glauben, daß ein schöner Garten dahinterlag.

Und dann kam der Tag — kam sehr bald — wo ein uniformierter Beamter vor dem Landgerichtsrat stand und Vieledung erstattete: daß die junge Frauensperson, die man Sonntag abend aus dem Wasser gezogen habe, und die nun im Krankenhaus liege, wohl identisch sein dürfte mit der Mutter des Kindes, welches — usw.

Brinkmann nahm einen Wagen und fuhr mit der Kleinen in die bezeichnete Klinik. Unterwegs war er sehr still. Er kämpfte mit Gewalt den häßlichen Gedanken nieder, daß die pflichtvergeßene Mutter besser nicht gerettet worden wäre... Um den Zorn gegen die Unbekannte, in den er sich hineingeredet hatte, dann doch schmelzen zu fühlen bei der schluchzenden, wortlosen Seligkeit, mit der sie das Kind an sich drückte. Er hatte ihr etwas Strenges sagen wollen — aber er konnte es nicht mehr, als er den Zug unsüßlichen Leidens in dem sehr hübschen, blassen Gesicht sah. Aber ihren überströmenden Dank schnitt er kurz ab und wehrte sich dagegen, daß sie ihm die Hände küssen wollte. Das Mariete würde er für heut natürlich wieder mit sich nehmen — morgen könne sie es ja dann selber abholen... Aber aus dem Abholen wurde eine lange Unterredung. Brinkmann erfuhr eine sehr traurige Geschichte. Wirkliches Glend war hier, aber unverschuldetes. Als blutjunges Mädchen hatte die Frau sich mit einem blühend gesunden Manne verlobt. Das war kurz vor Kriegsausbruch gewesen. Und sie hatte dem zwar unverwundet, aber mit zerrütteter Gesundheit aus langer Gefangenschaft Heimkehrenden die Treue gehalten. Ein paar Jahre war es noch gegangen; der Mann hatte seinen Posten als Werksführer in einer Fabrik ausfüllen können. Dann hatte sich sein Leiden mehr und mehr verschlimmert. Die Frau hatte das Menschenmöglichste geleistet, hatte Arbeit genommen, wo sie solche nur fand, um dem Kranken und dem inzwischen geborenen Töchterchen die nötige Pflege angedeihen zu lassen. Nun war er vor einem halben Jahre gestorben, und die Frau war seelisch und körperlich zusammengebrochen. Eine leidlich gute Anstellung hatte sie durch Schließung des Betriebes verloren. Und es war bei der wachsenden Ueberfüllung am Arbeitsmarkt so unendlich schwer, etwas Neues zu finden, für eine Frau, die, schwächlich und verbraucht aussehend, nicht mehr allzuviel zu leisten imstande war. So war es mehr und mehr ein qualvolles Durchhungern geworden.... „Aber das war's ja nicht, was

mich ins Wasser getrieben hat," schloß die Frau mit leiser Stimme, „es war die Angst vor dem — Schlechtwerden... Es war schon immer einmal vorgekommen, daß einer mich ansprach aus der Straße — ich habe ja nie geantwortet. Aber einmal — da bin ich doch mitgegangen und hab' mir eine Tasse Kaffee bezahlen lassen — ich hatte doch so furchtbar Hunger... Wie er dann anfing mit allerhand Redensarten, bin ich aufgesprungen und ihm davongelaufen... Aber ich mußte — es war doch ein Anfang! Und bald würde ich vielleicht mürbe genug sein... Und ehe das Mariete so eine zur Mutter haben sollte — eher wollte ich tot sein!“

„Sie haben also auch hier an ihr Kind gedacht und wollten es doch allein lassen?“ fragte der Landgerichtsrat.

Die Frau weinte.

„Mein Gott, ich mußte ja in meiner Verzweiflung nicht mehr, was ich tat — gerade an dem Sonntag wollte ich zu einer Dame, die ich von früher kannte. Sie würde mir ein bißchen weiterhelfen, dachte ich. Als ich hinkam, hörte ich, sie sei im Elend gestorben... Da packte mich die Verzweiflung — ich lief

und lief, bis ich halb ohnmächtig war vor Schwäche und Hunger. Denn alles, was ich noch im Hause hatte, hatte ich der Kleinen gegeben. Im Fluß war es gerade so menschenleer, und da...“

Sie sprachen noch lange weiter. Und das Mariete gab er seiner Mutter auch heute nicht mit.

„Ich habe mich nun mal an das kleine, liebe Ding gewöhnt,“ sagte er in seiner kurzen Art, „und die Kleine hat's bei mir, weiß Gott, nicht schlecht. Ich kann mehr für sie tun, als sie je imstande wären, aber von ihrem einzigen Kinde trennen, will ich sie nicht. Meine alte Frau Wagner will ohnehin gern zu ihrer verheirateten Tochter — meine kleine Wirtschaft in Ordnung halten — das werden sie sich wohl zutrauen — oder wollen sie nicht?“

Oh sie wollte! Und diesmal war er nicht schnell genug, um ihrem Handfuß auszuweichen. Da er aber alles, was nach Rührung aussah, um des Himmels willen nicht zeigen mochte, sagte er im brummigsten Tone: „Das bitte ich mir aber aus, daß die Kleine auch weiter Onkel zu mir sagt!“

Heimatlänge.

Von Franz Eingia.

Wenn wunderbar im Erntesege
Der Heimat Felder golden steh'n.
Dann wird der Glanz dich tief bewegen,
Und Zauberlänge hörst du weh'n.

Dann wirst du lauschend stille halten
Und mächtig dringt es auf dich ein;
Vielleicht wirst du die Hände falten,
Voll tiefer Heimatliebe sein.

Und kaum kannst alles du begreifen,
Was Wunderbares sich erfüllt.
So weit auch deine Augen schweifen,
Ist dir die Heimat ganz enthüllt.

Verzage nicht!

Von Franz Eingia.

Verzage nicht, wenn alles bricht,
Wenn alle Straßen sich verdunkeln.
Ein Sternlein doch wird immer noch
In deine müde Seele funkeln.

Zu neuer Bahn führt es hinan,
Es lehrt dich immer vorwärts schreiten,
Und jede Qual vergeht einmal
Im Stundenschlag der frohen Zeiten.

Dann lächelst du — Vergang'nem zu,
Und alles, was wie Leid erschien,
Du siehst es klar, so offenbar,
Es wollte läuternd dir nur dienen.

Ein Sonnenbruder und sein Ende.

Don Paul Friebeu.

Die Gegensätze berühren sich. Auch im Industriebezirk. Mitten unter der äußerst betriebsamen Bevölkerung tauchen leider recht häufig Gesellen auf, denen man schon von großer Weite ansieht, daß ihnen das Arbeiten von Grund der Seele verhaßt ist. Sie sehen nicht ein, warum sie sich anstrengen sollen. Sie sind wie die Vögel des Himmels: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln nicht in die Scheunen, aber es fällt doch da und dort etwas für sie ab. Und darauf lauern sie. Das ist ihr Beruf.

Wenn sie ausgeschlafen haben, stehen sie auf und schlendern in Gottes freie Natur hinaus. Aber ja nicht zu weit; denn dann könnten sie womöglich in Schweiß geraten, und das wäre ganz gegen ihre Lebensregel.

Immer poleku, poleku! Nur nichts überstürzen, morgen ist auch ein Tag!

Auf dem ersten besten von der Sonne beschienenen Rasen lassen sie sich schwerfällig ins Gras sinken und harren, auf dem Rücken liegend, den Hut übers Gesicht geschoben, der Dinge, die da kommen werden.

Gewöhnlich finden sich mehrere zusammen; denn allein, „das is ja langweilig, pierunie!“

Pierunie ist das Erkennungswort dieser Kozzynder oder Sonnenbrüder, und es klingt so schlapp und so gemein, wie sie selbst sind.

Der oberschlesische Arbeiter spickt seine Rede nach jedem dritten Worte mit dem unausbleiblichen: Pieronna! Das läßt man sich gefallen; das klingt männlich und kräftig. Mit einem verächtlichen „Pieronna!“ auf den Lippen sind die oberschlesischen Regimenter auf die Franzosen und Engländer, auf die Russen, Serben und Italiener losgegangen und haben sie zurückgeworfen.

Aber Pierunie — Psui Deibel! — Das hört sich an, wie wenn man eine Kacke am Schwanz zieht.

Doch wie die Leute, so das Zeug; wie der Charakter, so die Sprache.

Pieronna ist unser deutsches Donnerwetter; pierunie aber ist garnichts, wenn nicht der vollkommenste Ausdruck personifizierter Schlappheit und Gemeinheit.

Und schlapp und gemein sehen sie alle aus, diese Pierunies, einer wie der andere. Oben ein durchschwitzter dreckiger Hut, möglichst schief aufgesetzt, darunter eine gewaltige Stirnlocke, die bis herab in das Auge hängt. Auf der Brust ein offenes Hemd von unbestimmbarer Farbe — weiß jedoch vollständig ausgeschliffen. Das Weiße haßt der echte Sonnenbruder; es blendet ihn, er kann es nicht sehen. Kragen erübrigt sich bei ihm. An dessen Stelle erscheint bisweilen ein buntes

Lüchlein, das indes weder sauber noch löcherfrei zu sein braucht. Jacke, Weste und Hose fleckig und zerrissen. Hosenträger kennt der Kozzynder nicht; er umgürtet seine Lenden mit einem Lederriemen oder Paß, der unter Umständen auch zur Verteidigung benutzt werden kann.

Schuhe? — An den Füßen schlappt etwas herum; ob das Schuhe sind, ist aber mit dem bloßen Auge nicht festzustellen. Es wären da erst mehrere geologische Erdschichten zu durchdringen, und das lohnt sich wirklich nicht.

Sämtliche Kleidungsstücke werden bis zum vollkommenen Zerfall getragen. Stückweise trennen sie sich von ihm, damit der Schmerz nicht allzu groß wird. Das Wort Ausbesserung existiert in diesem Wirtschaftssystem nicht.

Von Jugend auf bekundet der Sonnenbruder eine leidenschaftliche Vorliebe für Schnaps und Zigaretten. Alles andere ist ihm so ziemlich Nebensache. Um Schnaps und Zigaretten zu bekommen, arbeitet er sogar bisweilen.

Geistige Anstrengung gestattet er sich nur beim Kartenspiel. Geld ist jedoch dabei nicht zu gewinnen, weil man feins einzusehen hat. Man spielt nur, um die dumme Zeit tot zu schlagen und etwaige Meinungsverschiedenheiten dabei werden mit der Faust ausgleichend.

Pierunie! Manchmal will so ein Hacher aber auch essen. Woher aber etwas nehmen? Niemand gibt ihm was. Der alte Vater — wenn er noch einen hat — sagt: „Arbeite, dann wollen wir dir zu essen geben. Auf einen Müßiggänger aber reicht es nicht.“ Und die alte Mutter mit ihrer Affenliebe, die ihn verzogen hat, darf ihm nichts verabreichen, sonst gibt ihr der Vater den gefürchteten „Paß“ zu kosten.

Was also tun, pierunie? Er kann doch nicht verhungern! Es wäre ewig schade um ein solches Gotteskind!

Nun, der Johan Gromotka wird uns schon zeigen, wie er sich in einem solchen Falle behilft.

Der Johan — so spricht er seinen Taufnamen Johann aus — der Johan ist ein selten schönes Exemplar der Gattung Sonnenbrüder und die Eminenzgrube bei Rattowitz versuchte vergebens, ihn an regelrechte Arbeit zu gewöhnen. Es ging nicht. Eher hätte man die Sonne zur Umkehr bewegen können.

„Pierunie, das is ja nichts für mich! Da tun mir schon alle Knochen weh vom Zusehen,“ sagt er und wendet der Grube den Rücken.

Wohin aber nun? Er hat keinen Pfennig Geld in der Tasche. Hätte doch wenigstens den Vorschußtag abwarten sollen! — Na, vielleicht findet sich sonst eine Gelegenheit, etwas zu „verdienen“. Man sagt ja, im Industriebezirk liege das Geld auf der Straße.

Lässig schlenbert er dahin, die Hände in den Taschen, statt der Zigarette einen Grassalm zwischen den Zähnen.

Da kommt ihm ein kleiner, dicker Junge entgegen, der eine blaue Blechkanne trägt. Es ist ein hübsches, forsches Kerlchen, obgleich es sich schon wieder einmal die Nase nicht gepuht hat.

Der Johan bleibt stehen.

„Wo gehst du, Franzek?“ spricht er zu dem Kleinen.

„Auf Konsum.“

„Und was holst du auf Konsum?“

„Marmolade.“

„Hast du Geld?“

Der Kleine öffnet arglos die geballte Rechte und läßt ein Fünzig- und ein Zehn-pfennigstück sehen.

„Jä, so viel Geld!“ schreit der Johan und gibt der kleinen Hand einen Schlag, daß das Geld auf die Straße fällt.

„Pierunie, Franzek, bist du aber ungeschickt! — Nu, wo hast du ihm jetzt, dem Geld?“

Das Kind sucht auf dem Boden, aber es ist keins da. Es sieht wenigstens keins, denn der stehzehnjährige Hacher hat seinen großen Fuß darauf gestellt.

„Wird in Gras gefallen sein, Franzek. Such in Gras!“

Der Kleine sucht mit weinenden Augen die letzten paar Pfennige der Mutter, einer blutarmen Kriegswitwe. Der Johan aber greift unter die Sohle, steckt etwas in seine Westentasche und geht seiner Wege.

Was kümmert ihn das Weinen des beraubten Kindes!

„Pierunie, wird sich aber Haue kriegen der Franzek!“

Statt rechts nach Kattowitz abzubiegen, steuert er geradeaus nach Bogutschütz. In Kattowitz sind gar so viel Polizisten . . . Und dann die Sache mit dem Franzek . . . Es könnte doch jemand zugeesehen haben . . . Da ist's besser, er geht gleich über die Grenze, hat er doch eine Tante in Sosnowitz. Die wird zwar nicht sehr erbaut sein über seinen Besuch, aber er wird sie schon herumkriegen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, durchquert er Bogutschütz, und da er allzu nahe an einem Gartenzaun vorbeigeht, bleibt ein dort zum Trocknen aufgehängter Sack an ihm kleben und geht nicht mehr los. Das ist wieder so eine verfluchte Geschichte! Da könnte man wirklich denken, der Johan sei ein Dieb, und er kann doch wahrhaftig nichts dafür. Rasse Säcke schlagen sich eben so fest um den Leib,

daß man sie beim besten Willen nicht mehr los werden kann.

Sechzig Pfennige in der Tasche und einen frisch gewaschenen Sack unter der Jacke kommt Johan Gromotta in das Grenzdorf Eichenau, dessen Felder bis an die Brinitza gehen. Jenseits des Flusses aber ist Polen, und vor dem Kriege konnte man dort die Pferde der Kosaken auf den Wiesen weiden sehen.

Auf dem ersten besten Feldwege geht der Johan der Grenze zu. Aber poleku, poleku! Die Sache eilt nicht. Am besten wird's sein, er läßt erst den Abend herbeikommen. Dann sehen die Leute nicht, wie er den leeren Sack mit Kartoffelsäcken und Krautköpfen vollstopft. Wozu wäre denn der Sack sonst da? Ein jedes Ding in der Welt hat eben seine Bestimmung.

Etwas ausruhen möchte er sich auch; von Bogutschütz herab ist er etwas zu schnell gegangen. Er ist sogar ein wenig in Schweiz geraten, und das passiert ihm sonst wunderseelten.

Hinter Eichenau hebt sich der Boden wieder, und auf der Höhe des Weges ist allerlei Gesträuch, darunter grüner Rasen. Rings kein Mensch zu sehen. Einen besseren Ruheplatz kann er gar nicht finden. Gemächlich läßt er sich nieder, schiebt den zusammengerollten Sack als Kissen unter den Kopf und sagt: „Wenn so, da geht ja!“

Pierunie, wenn er jetzt noch eine Zigarette gehabt hätte, da wär' ja gutt und gutt gewesen; aber er hat eben keine, und da tut er denn, was jeder weise Mann in seiner Lage getan hätte, er vertröstet sich auf die Zukunft, macht die Augen zu und schläft ein. Den Klang der Mittagsglocken von Bogutschütz und Eichenau nimmt er mit in seine Träume hinüber.

Wie lange er geschlafen, wissen wir nicht zu sagen, aber gewacht wird er wie einst der tapfere Markus Manlius auf dem Kapitol zu Rom, durch die — Gänse.

Gar nicht weit von ihm sitzt nämlich der kleine Hulawik aus Eichenau am Rande eines Stoppelfeldes, auf dem eine Herde der blendendweißen Vögel der Juno weidet.

„Pierunie!“ brummt Johan und richtet sich auf.

Sein wohlausgeruhter Kopf fängt an zu arbeiten. Ein ganzer Strom von Gedanken wälzt sich durch die Windungen seines Gehirns. Kartoffeln und Kapusta schrumpfen angesichts dieser ruspenden und schnatternden Bratenlieferanten zu nichts zusammen. Er wundert sich, wie er an solch gemeine Genüsse überhaupt hat denken können.

„Gensch!“ spricht er selig sinnend vor sich hin, und das Wasser läuft ihm im Munde zusammen. „Ah, Gensch! Schmauze dobrze, wenn man hat! Aber jeż furbar teuer. Siebzig, achzig Mark — da kann man nich kaufen.“

Aber hier . . . Was braucht der Junge soviel Gens'ch? Da kann ja gar nich zählen! Pie-runie, hier tut sich was!"

Er erhebt sich aus dem Grase und geht auf den Jungen zu.

"Du, Franzek!"

Der Junge hebt den Kopf.

"Ich heiß' ja gar nich Franzek, ich heiß' Errich!"

Diesmal hat es der Jochan mit dem Namen also nicht getroffen. Doch das ändert nicht viel an der Sache. Hier handelt es sich nur darum, ob sich der Junge übertölpeln läßt.

"Errich, magst du Schekulade?"

Errich nickt.

"Schekulade es ich."

"Wenn du hast," bemerkt Jochan sehr weise.

"Du hast aber keine."

"Niema."

"Na seh mal: Hier geb' ich dir fufzig Pfennig; da geh mal in Dorf und hol uns Schekulade!"

Der Junge schüttelt seinen kurz geschorenen Kopf.

"Ich da kann ja nich."

"Warum kannst du nich?"

"Weil ich muß hüten die Gens'ch."

"Die Gänse laufen nicht fort."

"Oho! Sie fliegen weg, wenn sie mich nich sehen."

"Werd' ich schon aufpassen, daß sie nich wegfliegen."

"Wenn ich fortgeh', fliegen sie hinter mich her; wirsch mal sehn."

"J, da mußt du eben so gehn, daß sie nich sehn auf dich!"

"Ich mag nich."

"Warum nich?"

"Ich krieg Haue von dem Vater mit dem Paß."

"Ach, der Vater wird ja schon nich kommen. Der is ja auf Schicht. Wir teilen die Schekulade auf Hälfte, verstehst du! Da kriegst du mal ein großes Stied!"

Errich schwankt. Schokolade hat er schon lange nicht mehr gesehen, viel weniger gegessen. Auch die ist jetzt so furchtbar teuer. Ob man für fünfzig Pfennige überhaupt welche bekommt?

Der Jochan wird ungeduldig.

"Na, so geh doch schon!" drängt er. "Wenn du nich gehst, kriegst du eins in die Zähne!"

Der Junge sieht sich um. Es ist weit und breit niemand, der ihm helfen kann. Und der Bux, der da vor ihm steht, ist so groß und so stark. Der kann ihn totschlagen, ehe ihm jemand zu Hilfe kommt. In seiner Bedrängnis fängt Errich an zu heulen.

Das paßt dem Jochan Gromotka nun gar nicht. Damit kommt er keinen Schritt weiter.

Er muß wieder einknien und bringt auch noch den Zehner zum Vorschein.

"Errich, sei stiel! Ich habb' ja bloß so gesagt. Ich da schlagg dich ja nich. Ich gebb' dir noch zehn Pfennig, wenn du schnell lauffst, und die Schekulade auf Hälfte. Na, nu mach und geh! Kriech mal hier hinter die Sträucher weg, da sehn dich die Gänse nich. In zehn Minuten bist du wieder zurück. Hörst du?"

Errich Kulawik zieht es jetzt vor zu gehen. Er fürchtet nicht ohne Grund, daß ihn der andere sonst mißhandeln werde. Er wird sehen, daß er so schnell als möglich wieder da ist. Vorsichtig zieht er sich hinters Gesträuch, ohne daß es die Gänse gewahr werden. Dann fängt er an zu laufen, was hast du, was kannst du und läufst bei den ersten Häusern des Dorfes seinem gestrengen Herrn Vater in die Hände.

Vater Kulawik kommt soeben von der Schicht, die Ledertasche an der Seite und die Grubenlampe in der Hand. Im Munde hat er die kurze Peise und auf jedem Nasenflügel einen schwarzen Fleck, weil man unter Tage zu gewissen Reinigungen statt des Taschentuches nur Daumen und Zeigefinger gebraucht, und die sind bei der Arbeit immer schwarz.

Vater Kulawik ist nicht wenig überrascht, als er auf einmal seinen Sprößling vor sich steht. Hier klappt wieder einmal etwas nicht!

"Nanu, Errich, wo gehst du? Was bleibst du nich bei die Gänse?"

Errich weiß wohl, daß er sich auf krummen Wegen befindet und fängt an zu weinen.

"Ein Bux ist gekommen, der wollt' mich verprügeln, wenn ich ihm nich geh um Schekulade. Er hat mich auch zehn Pfennige gegeben und die Schekulade will er mit mir teilen auf Hälfte."

Vater Kulawik zieht die Augenbrauen hoch.

"Piernika, um Schekulade gehst du, und ich hab' dir doch gesagt, bleib' mir bei die Gänse, wo jeh so viel Spitzhuben und Hacher rumgehen! D warte!"

Und schon hat er den Jungen bei den Ohren.

In diesem Augenblick aber erhebt sich ein großes Getöse auf der Höhe. Die Vögel der Juno trompeten aus vollem Halse.

"Da siehst du, da hast du!" schreit Vater Kulawik, wirft Tasche und Karbidka über einen Zaun und eilt mit seinem Söhnchen jeldaus.

"Gigak! Gigak!"

Wie die wilde Jagd kommt es durch die Rüste daher, und als sich die fetten, schwerfälligen Tiere wieder zur Erde niederlassen und ganz aufgeregert durcheinander schnattern, beginnt sie Kulawik zu zählen und kommt nur bis neun.

„Siehst du, Errich, es sind bloß neun! Drei hat er gestohlen, was sich dir nach Schekulade geschickt hat. Aber er kann noch nicht weit sein. Den müssen wir kriegen. Dalli, Errich!“

Und schon sind sie auf der Höhe und sehen, wie der Johan Gromotka den Sack zuschnürt, in dem es sehr lebendig zugeht.

„Pierunie, da wird sich Tante aber freuen! Drei fette Gänse!“ schmunzelt der Johan. Wenn er nur auch schon glücklich über der Grenze wäre! Aber da ist das Verderben schon da in Gestalt eines kräftigen Bergmanns, der irgendwo einen Zaunpfahl ausgerissen oder aufgelesen hat.

„Halt, du Pieron! Die Gänse her! Gibst du gleich!“

„D perunie!“

Das hat Johan nicht erwartet. Ohne sich auf eine Antwort einzulassen, schmeißt er den Sack auf den Rücken und stürzt den Abhang hinab, der Brinika zu. Ist er nur erst über dem Wasser drüben, so können sie ihn suchen.

Ah, da ist sie schon, da schimmert sie schon durch die Weiden, die gute Tante Brinika, in der die Kosaken so lange Jahre ihre Schlachtrösse getränkt haben! Jetzt handelt es sich nur noch um eine günstige Stelle zum Uebersezen.

Dem Kaiser Carolus Magnus zeigte eine Hirschkuh die Furt durch den Main; aber des Johann Gromotka wegen rührt sich nicht einmal eine Wasserratte. Er springt von Strauch zu Strauch und sucht eine leichte Stelle. Der Bergmann rückt ihm immer näher auf den Leib.

Pierunie, wenn der ihn erwischt! Schließlich bleibt ihm keine Wahl mehr, er muß ins Wasser.

D pierunie, das ist doch tiefer, als er dachte! Geht ihm ja bis unter die Arme! Und so gemein faakt! Brr! Wenn er da nur nicht wieder —

Aber es hat ihn schon, das alte Uebel, das ihn stets im kalten Wasser befällt — der Wadenkrampf! Wie mit Teufelskrallen reißt es ihm die Muskeln zusammen. Er verliert jede Gewalt über seine Beine, und als Kulawits schwarzgeschecktes Antlitz zwischen den Sträuchern erscheint, ist nichts mehr zu sehen als der Sack, der auf dem Wasser schwimmt

und in dem die drei Gänse abwechselnd um den besten Platz kämpfen.

Dem Bergmann ist es weniger um die Rache als um sein Eigentum zu tun. Mag der Dieb ruhig durch die Lappen gehen, wenn er nur seine Gänse wieder hat. Diese aber freiseln einstweilen noch lustig auf dem Wasser weiter.

„Errich, eine Stange! Dort liegt eine! Hol sie!“

Kulawit geht indes am Ufer weiter.

Als Errich mit der Stange angetrabt kommt, sieht das Schicksal, daß es sein Spiel mit Kulawit verloren hat und lenkt ein. Bei einer Krümmung des Flusses wird der Sack mit den Gänsen auf den Sand getrieben und der Bergmann braucht ihn bloß aufzuheben.

Natürlich wundert es ihn, ob die Geraubten noch alle am Leben sind, und er macht den Sack auf. Da fahren ihm sogleich die drei Schnäbel ins Gesicht. Also alles in Ordnung.

„Komm, Errich! Nach Hause!“ sagt er und geht flussaufwärts den Weg zurück von einem Gebüsch zum andern und hat so seine Gedanken über die Unsicherheit jeglichen Besizes und über die Schlechtigkeit gewisser Menschen, die einem ehrlichen Bergmann nicht einmal die paar Gänse vergönnen.

Dabei fällt ihm auch der Anteil ein, den sein Söhnchen bei der heutigen Geschichte hatte. Doch wo ist der Bengel? Ist er in die Brinika gefallen?

„Errich, wo bist du?“

„Eher!“

Die Zweige rauschen, und das schreckensbleiche Gesicht des Knaben wird sichtbar.

„Was treibst du denn schon wieder, du Pieron? Kannst du nicht bei mir bleiben? Horch mal! Wenn du mir noch einmal von den Gänsen wegläufst und jemand um Schekulade geht —“

Nun erst fällt ihm das weiße Gesicht des Jungen auf.

„Aber was ist denn mit dir, Errich?“

Schaudernd zeigt der Knabe ins Wasser.

„Seh mal, Vatter, da schwimmt er sich, was sich die Gänse gestohlen hat!“

Im Wasser gluckst und schluckt es, als meinte da jemand, und die Leiche eines Menschen dreht sich langsam im Kreise.

W e g e .

Auf breiter Heerstraße
Geht es sich leicht,
Doch die Straße der Vielen
Ist leicht.

Ich liebe den schmalen Pfad,
An Höhen und Tiefen vorbei,
Er ist zwar mühevoller,
Doch frei!

L. Janower.

Die Perle des Dramatales.

Ein Schweizer Erlebnis von Hubertus Kraft Graf Strachwitz.

Wie neuerdings, so auch während des Weltkrieges, wurde viel von Oberschlesien gesprochen, auch in Feindesland, in neutralen Zonen, im Schweizerland. In einem seiner internationalen Hotelpaläste saßen wir bisweilen in der Muße des Abends um einen runden Tisch. Jeder erzählte von seinem Heimatlande, ich sprach von Oberschlesien mit seinen üppigen Magnatenstößen, geräuschvollen Industriezentren, seinen meilengroßen Wäldern, den schwarzen Diamanten und seinem lieben, glaubenstreuen Volk. Sie wußten nur von dem Reichtum an Kohlen und Erzen.

Ob das Land schön sei? Es war mir schwer zu antworten. Heimat sei immer schön, und die oberschlesische ganz besonders.

Unter der Gesellschaft um den runden Tisch befand sich eine Dame, die vor Jahrzehnten zum Besuche von Verwandten in einer oberschlesischen Industriestadt weilte. Sie begehrte plötzlich zu erzählen, und ich ließ ihr das Wort.

„Es war zu Pfingsten. Ich erkundigte mich vorsichtig bei meinen Verwandten, ob sie auch den Glanz der Pfingstsonne sich durch den Rauch der Essen würden verdunkeln lassen, oder, ob . . . „Nein,“ riefen mir die halbwüchsigen Kinder zu, „am Pfingstsonntag geht es in das Dramatal, du sollst seine Perle sehen.“ Ich war erstaunt — Drama — was für eines, ein schreckliches, ein blutiges, ein zerstörendes — „Nein,“ riefen sie wieder, „ein anmutiges, ein liebliches, nicht das Drama, sondern die Drama, ein Fluß, ein Flüsschen und an seinen Ufern die Perle, du wirst sie sehen! — Ich versprach mir nicht viel, was konnte es in einer solchen verräucherten Gegend Schönes geben, hier, wo man nur Essen und Schote bewundern konnte, Rauch und Ruß schlucken mußte, wenn ich auch einen gewaltigen Respekt vor den Stätten der Arbeit und ihrer Umwelt erhalten hatte.

Am Pfingstmontag in früher Stunde bestiegen wir einen bequemen Wagen. Wir riefen ein wenig zusammen, meine Verwandten und deren drei Kinder Irmgard, Elisabeth und Kaspar. Ich selbst hatte den Ehrenplatz und freien Ausblick in die Umgebung. Etwa nach einer kleinen halben Stunde gingen die Schlachtfelder in tiefe harzige Wälder über, aus deren Schatten der liebe Heiland, mit buntbemalten Gewändern angetan, uns oft begrüßte. Hügel kammte sich in Hügel ein, bis die Straße endlich in sonnenüberflutetes fruchtbares Land hinaus trat. Von den rauchenden ruffigen Industriegebieten nichts mehr zu sehen, keine Esse, kein Schlot — eine andere Welt. Die Straße behütet und beschützt durch breittästige Kasta-

nienbäume, fiel einem Tal entgegen, in dem sich ein ganzes Kirchdorf verbarg. An einem kleinen Zollhaus, das wie ein riesiger, preussischer Wachtposten da stand und mit seinem schwarz-weiß gestrichenen Mastbaum fast drohend in den Pfingsthimmel hineinragte, stieß die Fahrstraße auf eine andere, durch das Dorf dahinziehende, scharfkantig wie ein lateinisches T auf. Drüben, unter ehrwürdigen Ephenbüschen wie begraben, lag ein schindelbedachtes Gotteshaus in verträumtem Baumesfrieden, seit wohl schon mehr als einem Halbjahrtausend. Wir fuhrten durch das reinliche wohlhabende Dorf in das frühlingdurchduftete Tal hinein. Die Straße fiel, die Hügel stiegen an. Inmitten plätscherte es silberklar, anfänglich nur wie ein Brunnlein, das aus der Höhe hinabsprudelt, allmählich jedoch ward es sich seiner Würde bewußt, schuf sich ein breiteres Bett und begann das Tal und seine waldbigen Hügel kraftvoll auseinander zu drängen.

Kleine Brücken mußten erbaut werden, um das Flüsschen zu überqueren. Auf seinem Boden glänzten kristallklare Kiesel, so wunderlich hell, wie bei einem aus der schneeigen Höhe herabstürzenden Hochgebirgswasser. Spielende Kinder fanden oft versteinerte Muscheln, die von jenen entschwundenen Zeiten zeugen, in denen gewaltige Meere die oberschlesischen Lande überfluteten. Eine vom Dramafluß umspülte Anhöhe bezeichneten die Mädchen als Muschelberg. Wieder ein stattliches Dorf, die Straße bergab, das Wasser gewann an Kraft; da erstanden Mühlen an den Ufern des Flusses oder überbauten seine ganze Breite, preßten ihre scharfkantigen, fressenden Räder ihm mitteillos in die Seiten. Ein Kalkgebirge trat ihm hemmend in den Weg; da warf er unter dem Schutze heranmarschierender Pappelregimenter seinen schillernden Leib in weitem Bogen herum, stürzte durch die Räder einer grauen, festungsartigen Mühle und lief gleich darauf artig und geschmeidig glitzernd und silbrig in ein baumumraushes Dorf hinein.

So verfolgten auch wir den Lauf der Drama, die, wie mir meine Verwandten sagten, dem Tarnowitzer Andrücken entspringt, dieses liebliche Tal bildet und endlich jenseits des Landstädtchens Petzkretscham der tintengefärbten, grauschwarzen Mlodnik, wenn auch noch selbst in noch unberührter Reinheit unschuldig, zufließt.

Wir passierten auch damals die Straße am Muschelberg und den Mühlen vorbei, an dem Pappelregiment entlang und bogen an einem mittelalterlichen Kapellchen in das letzte an-

sehnliche Dorf ein, da rief Kaspar vom Bock:
„Hier — die Perle des Dramatales!“

Ein wenig entfernt von der blankpolierten Landstraße lief die Drama silberklar und forellenreich an der Rückwand der Häuser durch üppiges Wiesengelände hin. Zwei behäbige Wirtschaften postierten sich auf: „Zur fühlen Forelle“, „Zum Schlosspark“. Dunkle, riesenhafte Bäume traten dazwischen, unter deren hohen Lauben die weißgetünchte Kirche mit rotem Zackeldach und einem höchst selbstherrlichen Turme hervorragte. In dämmeriger Kunde die Gräber vergangener Geschlechter, die prunkvollen, marmorspiegelnden der Grafen und die spillrigen, vermoosten der kleinen Bauern und Tagelöhner, alle eingebettet in die Vorläufer des ungeheuren Parkes, der beiderseitig der Drama in weite Flächen sich ausdehnte, von Hügel zu Hügel eilte, die Ufer des Flusses mit bunten Blumen zierte und ihm einen weiten Raum überließ, um am Fuße dunkelumränderter Fasanenbüsche eine leise, wellenbewegte See zu bilden. In der Sonne wonnigem Lichte wogten die goldenen Hahnenweiber — und nicht weit von ihnen schoben schneeweiße Schwäne wie verzuckerte kleine Gondeln ihren üppigen Leib in den silbernen See hinein. Wieder schmalte sich die Drama engbrüstig ein, schoß unter den Rädern der Schloßmühle hindurch und stürzte mit frohem Geschwätz einem breiten Brückenbogen zu, um endlich eine altväterliche Ruhe zu gewinnen und durch ein breites, mythenbespanntes Tal fast träge hinzuziehen. Dort, wo ein schmuckgeiebeltes Forsthaus in waldigen Gebüsch lieblich versteckt lag, hielt der Wagen. Die Kinder sprangen beinahe noch im Fahren ab und stürzten auf ein ephubehangenes Tor zu. Hinter diesem lag — Schweigen — ein Schweigen, das auf sammetartigen Rasenplätzen sich auszuruhen schien und sich über den weiten, dem Berge zustrebenden, weichen, warmen Parkgrund verträumt hinbreitete. Kein Mensch auf seinen goldfarbigen Wegen, kein Kind auf seinen grünverlorenen Hängen. Drüben — weit her vom Kirchlein — zogen slavische Gesänge herüber, niemand, der nicht beim Herrgott wäre.

Mit Andacht schritten wir vorwärts. Gleich zur Linken unter den blutenden Blättern einer purpurnen Vinde, kletterte ein schwieriges Trepplein durch bemooftes Felsgestein — dort kamen uns zwei entgegen. Goethe selbst führte sie uns zu. Hermann und Dorothea. Sie schürzte mit leichter Grazie das Röckchen, und er — doch sie waren von weißem Marmorstein. Tot und doch lebendig. Weiter rückwärts, aus einer tiefgründigen Schlucht, strebten vier Linden dem Pfingsthimmel entgegen. An einer lehnte wahrhaftig ein Mensch, fast feierlich anzuschauen im langen,

schwarzen, altväterlichen Rock. Er lächelte uns an: „Verzeihen Sie — ich werde ihnen erzählen.“ Wir hörten zu, ohne ihn zum Sprechen aufgefordert zu haben. „Hier — an diesem Plage, reichten drei Grazien aus dem gräßlichen Geschlechte Friedrich Wilhelm IV. den See — daher vier Linden.“ Er wandte sich einem sanften Hügel zu, wir folgten ihm träumerisch besagten und standen plötzlich unter einer Weide, die ihre trauernden, dunkelgrünen Gewänder am Boden schleppen ließ. An ihrem Stamm ruhte ein Marmorkreuz. „Sei getrost . . .!“ Wir sahen unseren wortfargen Führer fragend an, er lächelte trübselig. „Die Sage geht, hier liege ein unglücklicher Student begraben . . . — aber es ist etwas anderes. Hier kniete oft eine hübsche Magdalena, eine jener drei Grazien, eine von denen drüben aus dem Schlosse — die schönste — sie lebt noch heute. Und dort,“ er zeigt nach einer auseinander tretenden Fichtenlichtung, auf eine Donnereiche, unter deren Gezweig ganze Wagner-Orchester Plätschen, „dort dichtete er, der in Leidenschaft verzehrte Jüngling, der wildbrasende Poet, Moritz — der Dichter.“ Bald standen wir dort und tasteten an den Rinden, gedachten der Liebenden vor Menschenaltern und huldigten dem Dichter. Dieser bogen die Wege ein, lange, feuchtererfüllte Alleen, kreuzten grüne runde Plätze, fielen hinab zum Tale, eilten unter Plantanenlaub hin, wie an den Gestaden südllicher Seen, wanden sich durch Rosenhecken, stiegen über hortensienbedeckte Treppen zum Plateau hinan, auf dem das stolze Schloß mit hunderten von Fenstern und spitzackigen Türmen aus dem Felsgestein emporwuchs. Terrassen liefen über alte Festungsmauern hin, europaserne Gemäße, die künstlich die Grundfesten des Schlosses umflochten. Hier schob sich der Rhododendron dazwischen wie hundertfältiges Rosengebüsch, scharlachrot in breiten Bändern, Gruppe mit Gruppe verbindend, nach unten zu leichtem Rosa sich verjüngend, nach oben wie heißroter, sonnenbestrahlter Sammet erglühend. Im Hintergrunde brach aus dem Felsgestein der Burg ein Thorn urwaldartig hervor, das Gemäuer bis in weite Höhen zersprengend. Wir blickten von der obersten Rundung der Terrassen, in dem Dufte blühender Kastanienbäume fast erstickend, über das weit hinziehende Tal der Drama hin — Wehmut stieg uns entgegen — und drüben aus der Kirche: „Swienta Maria, Matka boza . . .“

Kein Mensch ringsum als unser seltsamer Führer.

„Sie wünschen wohl das Innere des Schlosses zu sehen; es geht nicht an, die Herrschaft weilt in der Kirche, aber auch davon will ich ihnen erzählen.“

Er führte uns an springenden Wassern, an liebendurchstuteten Rosenbeeten vorbei, nach einer Anhöhe, die von sagemumrauschten Kastanien und Eichen umwogt wurde. Die Kinder warfen sich in das Gras, sie tobten nicht übermütig, die Stimmung war zu wehevoll. Wir ließen uns an den Rand des Abhanges nieder, sahen über den lichtdurchflossenen Dramapark in weite, bewaldete Fernen hinüber und lauschten dem Erzähler:

„Ehe noch diese vielhundertjährigen Eichen standen, erschienen in diesem Thal die deutschen Ritter, auf ihrem Zuge vom meerumspülten Venedig nach dem heidnischen Preußenland an der Ostseeküste. Sie wollten dort oben das Licht Christi verbreiten. Aber hier an dieser Stelle blieben sie, wie durch einen Magneten gebannt, hier bliesen sie Halt, rasteten, bauten eine Feste und noch eine und eine dritte, die tief unter der Erde mit Gängen verbunden wurden, heute verfallen, vermoost und verrostet. Es gefiel ihnen hier. So vergaßen sie, das Licht weiter zu tragen. Doch des Kaisers Befehl schreckte sie auf, und sie folgten dem Weichsellauf gen Norden. Ihre Schätze vergruben sie unter der Feste; Edelsteine, Diamanten, Hyaristen, Chrysoliten und eine wunderschimierende Perle in goldener Muschelschale. Sie wollten wiederkehren, wenn das Kreuz im Norden errichtet war. Sie malten einen Ritter mit wallendem Bart, zu seiner Rechten eine lichtscheindurchflutete Laterne. Sie hingen das Bild hoch oben in den Rittersaal. Wo der Schein in seiner Fortführung hintraf, dort lagen Schatz und Perle. Keiner kam wieder — das Gemälde wechselte den Platz, noch heute hängt es in der tiefsten Hallendecke. Noch heute ist der Glanz der Perle unberührt. Seit Jahrhunderten wohnt hier ein hochberühmtes Geschlecht auf Schloß und Burg, in Berg und Thal, verwachsen mit dem Volk, noch eins mit ihm in alter Art — noch eins im Glauben und Glauben an den Weltenheiland, an Christus und sein Werk. Doch naht diesem Geschlecht die Grabesstunde, es wird hinabsteigen in die Grüste drüben — die Tore des Parkes werden sich schließen — und niemand wird mehr in beseligender Ruhe hier rasten dürfen. Es war einmal — der Perle Glanz wird nie gefunden werden, bis vielleicht am jüngsten Tag, dann mag sie Gutes zeugen von denen, die einst hier waren — — —“

Während wir noch schweigend darnieder-saßen, klangen die Glocken herüber und mahnten die Kirchenbesucher zum Heimgang. Durch die sonnenglikernden Fluren strömten die Bauersleute nach Hause. Rote, gelbe, blaue Bänder flatterten im Pflingstglanze, breit-pludrige hundertfältige Röcke, bunte seidene blumenspiegelnde Tücher, messingkantene Gebetbücher. Andere im Kleide des Bürgers,

Beamten, Förster, auch die Herrschaft schritt durch die Terrassen hinauf und verschwand zwischen den aufgeworfenen Schloßportalen. Endlich eine schwarzgekleidete, tiefgebeugte Greisin, am Krückstock — —

Unser Begleiter wies auf sie hin. „Sie ist die Heilige des Dramatales — eine Perle. Sie heilt die Kranken, tröstet die Trauernden, speist die Hungrigen und tränket die Durstenden — sie ist die Magdalena von drüben, von dem Hügel mit der weinenden Weide — —“

Mit Ehrfurcht sahen wir zu ihr hinüber und gewahrten, daß auch sie in dem Portal verschwand.

Bald kam ein stämmiger kleiner Bursche aus dem Schloß geeilt: Herr Dr.! Herr Dr.! — Unser Cicerone erhob sich und ging dem Knaben entgegen, hob ihn in die Höhe, der jauchzend der Pflingstsonne entgegen jubelte und wohl, noch fern von Sorgen, im Paradies des Schönen lebte — —

Den ganzen Tag verbrachten wir im Park, labten uns an rotgesprenkelten Forellen, gondelten auf dem See, schloßen auf grünen Gängen, bis der Nachtigall Liebesrufe sehn-süchtig durch die Büsche schlugen. In der Dämmerung des Abends bestiegen wir den Wagen und fuhren langsam aus dem Dramata- tal wieder heraus, bis das Feuer der Essen durch die Nacht uns entgegenlohte und das Getöse der Arbeit uns wieder erfaßte. Noch oft dachte ich an dieses Thal und seine Perle. Wer war sie? War es jene in der goldenen Muschel, war es der Zauber des Parkes, oder war es vielleicht die ehrfürchtige Gestalt der Greisin — ich weiß es nicht. Aber die Perle des Dramatales blieb mir unvergänglich — —

So hat Oberschlesien seine Schönheiten. Wenn wir nur verstünden, seine Schätze zu heben, das Volk zu lieben, die Menschen zu achten, die Glocken zu hören und die Gefänge zu verstehen. Liebes, armes, verführtes Volk, deine Hoffnungen sind trüb, denn — — —“

Ich warf leise dazwischen:

„Aber dein Glaube ist fest — und deshalb wirst du gesegnet sein!“

„Sie glauben an Oberschlesiens Glück?“

„Ja, ich glaube!“

Dann stand ich auf und reichte der Erzäh-lerin heiße Hände:

„Ich danke Ihnen. Die Perle des Drama- tales ist meine geliebte Heimat — der stäm- mige kleine Bursche, der nach seinem Haus- lehrer suchte, ich brauche wohl nicht zu sagen, wer es war, ja, damals war der Bursch noch ein glücklicher, in jenen Jahren, in denen er an den Ufern der Drama mit Muscheln spielen durfte, mit Perlen-schalen, in denen er die Perle suchte und noch manchemal sucht, die Perle des Dramatales.“

Die Versuchung.

Skizze von Hertha Pohl.

Wie gewöhnlich wollte sich Zule Wendland um 5 Uhr früh zum harten Tagewerk erheben. Seit sie sich wieder Mutter fühlte, wurde ihr das Aufstehen von Tag zu Tag saurer. Sie hatte unruhige, von schweren Träumen beängstigte Nächte, und erst, wenn der Morgen graute, fiel sie in tiefen, erschöpften Schlaf. Die Frau hatte schon nach den silzigen, am Bettknäuel baumelnden Strümpfen gegriffen, als ein dumpfes Schwindelgefühl sie zwang, sich in die dünnen Kissen zurückzulehnen.

„Zule, 's is fünf vorbeil!“ mahnte die trockene Stimme ihres Mannes aus der offenen kleinen Küche. Wendland war ein Frühaufsteher. Wenn sich der Himmel im Osten zartgelb tönnte, rappelte sich der Mann vom Lager auf, fuhr in seine Kleider, schob die warme Schüldmütze über die Glaze zurecht und entzündete sein Pfeifchen. Dann schlürfte er in die Küche und hockte sich auf den Schusterschemel. Auch heute hantierte er schon eine ganze Weile mit dem Hammer. Als es auf seinen Ruf in der Schlafkammer still blieb, drehte Wendland sich zögernd herum. Was hatte denn die Zule zu murksen?

„Bistest krank?“ entschloß er sich zu fragen. Als wieder keine Antwort kam, entzündete er sich kopfschüttelnd ein neues Pfeifchen. Dann stand er auf und schlürfte nach der Kammer.

Die verwachten, brennenden Augen des Weibes starrten ihm gleichgültig entgegen.

„Ich kann noch nicht aufstehen,“ murmelte sie. „Der Kopf is mir so schwer, und vor den Augen flimmert's immerzu.“

„Nu, da bleibst du eben noch a bißel liegen.“ Der Mann antwortete es unfreundlich. Seine Augen sahen an dem verfallenen Gesicht der Frau vorüber.

„Ja — aber die Arbeit!“ warf Zule ängstlich ein. „Hörst du nich die Schefke meckern? Und die Hühner flattern gegen's Fenster, so hungert ihnen.“

„Und mich hungert auch!“ fiel er ihr unwillkürlich ins Wort. Damit drehte er sich weg, und bald hörte Zule ihn geräuschvoll mit Stürzen und Töpfen auf dem Küchenherd hantieren. Sie seufzte und warf sich unruhig im Bett herum. Wieder versuchte sie den Strumpf, den sie noch in der Hand hielt, überzustreifen; aber als sie den Kopf hob, sank er wie ein zu schweres Gewicht auf ihre Brust herab. Teilnahmslos ließ sich Zule in die Kissen zurückfallen. Ihre matten, von den Lidern halbbedeckten Augen sahen in der erzwungenen Ruhepause alle Schäden der kleinen Wohnung. Das Frühlingssonnenlicht drang in warmer Welle durch die schmutzigen

Kammerfenster und umhüllte die schiefhängenden Heiligenbilder, an denen lange Spinnwebensäden zitterten.

Die harten Hände der Frau salteten sich schlaff über der Zudecke. Sie preßte die schmalen Rippen zusammen.

Wozu die Wände frisch tünchen? Im Herbst fraß sich die Feuchtigkeit doch wieder hinein. Die Gardinen mochten auch hängen bleiben; zur Kindstaupe konnte Tante Mile, die Pate, hinaufklettern und frische aufstecken. Ihr Blick haftete an der verstaubten Wiege, die der Mann gestern vom Boden geholt. Ein Bündel gelber Kinderwäsche lugte am Kopfende aus einem aufgerissenen Papierbogen.

Zule Wendland verschluckte einen Seufzer. Langsam drehte sie das Gesicht nach der Wand. In ihren müden Augen brannte Angst und ohnmächtiger Grimm gegen ihr Geschick. Es würde ja doch wieder umsonst sein, wie das letzte und vorletzte Mal. Und schließlich hatte sie noch froh sein müssen, daß die Kinder nach kurzer Zeit gestorben waren — elende Würmer, mit faltigen Greisengesichtern, die beständig vor sich hin wimmerten, um endlich nach kurzem Köcheln für immer zu verstummen. Wenn sie, Zule, ihr Muttermartyrium vorausgesehen hätte, dann wäre sie sicher nicht Frau Wendland geworden. Hätte sie doch der Gastwirtin, bei der sie damals das dritte Jahr diente, gefolgt. Die hatte sie eindringlich — Zule hatte freilich geglaubt, aus Eigennutz — gewarnt: „Zule, du bist zu alt für die Ehe, und er, Wendland, steckt in keiner gesunden Haut. Lad dir nich unnötig 'nen Packer Sorgen auf! Bei uns kannst du bleiben, bis du alt und grau wirst. Und dann werden wir dich doch nich umkommen lassen! Ueberleg dir's, Mädell!“ — Aber sie hatte nicht hören wollen!

Ein paar Stunden später erhob sich Zule mühsam. Sie schleppte sich in das Gärtchen hinterm Haus und begann die warme, fettglänzende Erde mit der Hacke in Furchen aufzuwerfen. In der milden, frischen Luft wich langsam ihr körperliches Unbehagen. Als ihr Mann sich aus dem Fenster lehnte und sie anrief: „Zule, schufte nich zu viel!“, tat sie, als hätte sie nichts gehört. Der war ja bloß besorgt, weil er fürchtete, daß es wieder schlimm werden könnte. Und das würde ihm jetzt, wo Gärtchen und Feld zu bearbeiten waren, schlecht in den Kram passen. Zule lauschte in lautlosem Grimm in sich hinein. Sie packte den Hackenstiel fester und stieß ihn wuchtig ins Erdbreich. Die Schollen flogen. „Immer schufte, Zule,“ spornete sich die Frau mit unnatürlicher Munterkeit an. Und heimlich

durchzuckte sie der Gedanke: „Meinetwegen — mag's schief gehen! Da bin ich bald die Plage los. Und wenn ich liegen bleib dabei —!“ Sie suchte in stumpfem Trotz die Achseln. Dann arbeitete sie weiter — bis zur Erschöpfung.

Beim Hacken war Jule bis an den Rand des Gärtchens gelangt. Ein Bach plätscherte vorüber und begrenzte die offene Gartenseite. Jenseits desselben breiteten sich saftige Wiesen. Leise Lustzüge wiegten die zartgrünen Gräser.

Noch immer schlug Jule die Hacke emsig in den Boden. Ein Erdfklumpen flog ins Wasser. In das plätschernde Geräusch mischte sich ein krähenendes Kinderlachen. Die Frau blickte auf und wischte sich einen Haarflecken aus den Augen. Drüben im Grünen stand ein kleines Ding mit stämmigen Nacktheinchen und blickte aufmerksam ins Wasser, das weite Kreise zog. Dann rastete es ein Steinchen auf und — patsch! — klatschte das Steinchen in den murmelnden Bach. Die Kleine beugte sich vor. Ihre Hände öffneten sich und klatschten vergnügt gegeneinander. Jule Wendland starrte erschrocken. Bei der nächsten unvorsichtigen Bewegung konnte das Kind das abschüssige Ufer hinabstürzen. „Gehste gleich weg da, du!“ Sie drohte mit der Hacke hinüber. Aber das Kind lächelte freundlich und deutete ins Wasser. „Da, da!“

Die Frau spähte über die Wiese, die sich breit und sonnig dehnte. Kein Mensch war drüben zu sehen. Da rastete Jule eilig ihre Röcke zusammen und stieg in den Bach hinunter. Eiskaltes Wasser umspülte sie bis an die Knie. Aber sie kam glücklich hindüber und kloss nun, schwer atmend, am feuchten Uferland in die Höhe. Das Kind hatte ruhig zugeesehen, und als Jule die Arme öffnete und es kofend anrief, trippelte es zutraulich näher.

„Nu, Midele —! Du wärst mir ja bald in a Bach gefallen. Und da saß doch der große Frosch und sperrte sein Maul auf. Der hätte aber nach dir geschnappt!“ Frau Wendland zog die Kleine sanft gegen ihre Brust. Ein süßes, weiches Glücksgefühl durchzuckte sie. Ach, so ein Kind haben! Rosig und gesund mit weichem, geöffnetem Mündchen. Sie küßte die Kleine. Ein seliger Schauer durchrann sie. Die Frau preßte die erdige Hand gegen das Herz. Wenn Gott gnädig wäre — wenn es doch dieses Mal ein gesundes Kind sein würde! O, wie gern wollte sie alle Schmerzen ertragen. Und jetzt würde sie sich auch schonen. Vielleicht — —. Ein zages Hoffen durchströmte sie warm.

Plötzlich erzitterte die Frau. Wiese, Bach und blauer Himmel begannen sich um sie zu drehen, und über alles senkte sich ein klimmernder, düsterer Schleier. Mit Anstrengung riß Jule die Augen auf. Irgendwo sah sie ein weißes Kopftuch schimmern. Sie warf

die Arme in die Luft, winkte und schrie heiser. Dann zog sie eine fremde Gewalt schwer vornüber. — — —

Jule mußte nicht, wie sie nach Hause gelangt war. Und in halber Bewußtlosigkeit litt sie lange Stunden schwere Not. Endlich — waren Stunden oder Tage vergangen? — fühlte die Frau, daß die Schmerzen von ihr abgelitten. Sie öffnete langsam die Augen und blinzelte ins klare Morgenlicht, das die Kammer zu füllen begann. Dann suchte sie zaghaft den Blick ihres Mannes.

„Ist's denn vorbei?“ tastete ängstlich ihre Stimme. Der Mann nickte. Jetzt sah sie, wie bleich er war, und mit müder Ergebung murmelte sie: „'s is wohl wieder nichts —?“ Da beugte sich Wendland herab und seine rauhe Stimme überschlug sich in den stammelnden Lauten umfaßbarer Freude:

„Ein Mädele haben wir, Weib. Ein munteres Ding. Das bleibt uns — das muß uns bleiben!“

Und er griff mit zitternden Händen nach dem Tragebettchen, das ihm die weiße Frau lächelnd reichte: „Nu, sieh och —!“

Matt griffen die Hände der Mutter in die Höhe. Ein gesundes, wohlgebildetes Kind lag in den vergilbten Kissen. Wortlos betastete Jule seine weichen Händchen, die winzigen Füße, das zarte Gesicht. Dann strich sie mit der Hand über die Augen und sah noch immer stumm auf ihren Mann. Wendland nickte ihr strahlend zu: „Ja, ja, 's is unser Kind! Du glaubst es wohl noch gar nicht? Nu Mte — geh doch — ich glaube gar, du weinst.“

Jule hatte die Hände über dem Bettchen gefaltet. Große Tränen sickerten über ihre eingesunkenen Wangen.

„Ich bin's ja gar nicht wert!“ stammelte sie immer wieder. Als der Mann sie verständnisvoll anblickte, rang es sich schwer über ihre Lippen:

„Ich glaubte, 's is wieder umsonst. Und da — da — im Garten — hatte ich schlechte Gedanken und fing an, wie eine Berrückte zu schufsen. Wer weiß, was ich noch getan hätte — wenn nich das kleine Midele plöblich vor mir gestanden hätte. Wie ein Engelschen hat es mich angeschaut, und als ich es ans Herz drückte, da — da waren alle argen Gedanken weg, und ich fing an, ein klein wenig zu hoffen. Und nun ist's gut gegangen! Rein wie ein Wunder ist's mir, Mann, daß ich so ein hübsches Kind habe. Und auch, daß du so freundlich auf mich blickst und mir zuhörst.“

In ihr schmales Gesicht war ein feines Rot gekiegen. Sie verbarg es in den Kissen. Aber ihre Hand tastete nach der des Mannes. Und über dem Kind hinweg fanden sich zwei harte Hände . . .

Sorgen.

Eine ernsthafte Plauderei von Irma Erben-Sedlaczek.

Als ich einem älteren Freunde unserer Familie, den ich als klugen und tief denkenden Mann kannte, einmal gelegentlich eines Wiedersehens sagte: die Jahre schienen spurlos an ihm vorüberzugehen, was durchaus meiner Ueberzeugung entsprach, bekam ich die etwas verblüffende Antwort: „Ja — Sorgen erhalten jung!“ Das erschien mir zunächst paradox, denn im allgemeinen gilt das Gegenteil, man schreibt den Sorgen die Eigenschaft zu, vorzeitig alt und müde zu machen. Dennoch schien diese gegensätzliche Auffassung mir des Nachdenkens wert. — Vor allem darf man den Begriff „Sorgen“ nicht nur im engen, herkömmlichen Sinne verstehen: als die zermürbenden Feinde unseres Schlafes und unserer Ruhestunden. Als die grauen Nachtgespenster, die unsrem Tage das Licht stehlen. Sind — wenn wir es recht bedenken — Sorgen denn nicht die treuesten Gefährten, die wir haben? Einzig solange wir im seligen Kinderlande wandeln, wissen wir nichts von ihnen. Schon bei der ersten Berührung mit dem Leben — der Schule — tauchen sie aus dem bisherigen Dämmer unsres Daseins und gehen neben uns her. Zunächst noch klein, wie wir selbst — fast wie Spielgefährten anzusehen. Nur, daß sie so gar nicht mit sich spielen lassen. Daß sie die Ersten sind, die unserem kindlichen Begreifen einprägen, daß es einen Ernst des Lebens gibt. Und sie werden unsere besten Erzieher in der hohen Schule des Lebens. Sie sind das Gewicht an unseren Füßen, das uns in steter Verührung mit der guten Mutter Erde hält. Sie legen an un-

serer Seele Baum die Schere des Gärtners und stutzen die wilden Schößlinge, auf daß er nicht zu wild ins Kraut schieße. —

Und so vertraut werden sie uns mit den Jahren, daß wir endlich von „lieben Sorgen“ sprechen. Denn sorgen müssen, gleichviel ob für sich oder andere, heißt Arbeit und Pflichten haben, heißt notwendig sein auf seinem Platze, heißt beständig in innerer und äußerer Bewegung bleiben. Bewegung aber erhält jung und elastisch — nicht umsonst sagt das Sprichwort: „Rast' ich, so rost' ich!“ Betrachten wir im Gegensatz zu dem Tätigen, dessen Tag oft bis zur letzten Stunde ausgefüllt ist, die beiden Haupttypen des Nichtstuers. Beiden ist gemeinsam, daß es ihnen allzu gut geht, daß sie nichts vom Daseinskampf wissen, keine ernstliche Sorge kennen. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß der eine sein Tagewerk beendet hat, wenn er sich morgens gähnend und widerwillig erhebt und nun die endlosen leeren Stunden damit ausfüllt, Grillen zu fangen und über die Unzulänglichkeit des Daseins im allgemeinen und seine werthe Person im besondern nachzudenken, während der andere der tödenden Langeweile mit geschäftigem Müßiggang zu begegnen sucht und sich tausenderlei Ueberflüssiges zu tun macht, weil er Notwendiges nicht zu tun hat oder zu leisten imstande ist. Diese Sorte von Menschen ist immer und ewig unzufrieden. Es muß wohl so sein, daß wir uns ohne Sorgen nicht wohl fühlen, denn wer keine hat, macht sich welche.

Märznacht.

Ich ging zum Wald in der Märznacht,
Wollt' Wasser holen im Krug.
Ganz heimlich tat ich und leise,
Mein Herze gar ängstlich schlug.

Denn in der Nacht sind im Walde
Die Geister ja alle wach,
Da tummeln sich Feen und Gnome —
Manch' Kobold schleicht einem nach.

Ich ging mit eilenden Schritten;
Die Welt, sie schien mir so weit —
So seltsam die tiefen Schatten,
So bänglich die Einsamkeit!

Und wie ich mich bückte zum Bache,
Sah ich ein zweites Gesicht,
Schaut' neben mir in die Fluten
Und lächelnde Lippe spricht:

Was holst du das Zauberwasser?
Das ist ja alles nur Trug . . .
Du törichtes, junges Mädel,
Bist hold und schön ja genug — —

Und dennoch . . . Ich glaub' an den Zauber —
Im Walde, im Mondenschein,
Da fand das törichte Mägd'lein
Ein goldenes Ringelein.

Gertrud Grabowski.

Ruhland.

Von Jsa Ernst.

In Schlesen? Ja und nein. Irgendwo liegt Ruhland. Draußen in herbstillen Wiesen, zwischen hohen Schwarzwaldtannen und hellgrünen Birken, die hie und da beginnen, ihre goldenen Gewänder über den weißen Stamm zu werfen, inmitten raunender Bächlein und stummer, stehender Gewässer, umgeben von zackigen Bergeszügen, überwölbt von der blaueklaren Himmelskugel, fern, fern von der lauten, geschäftsschreienden Welt.

Am frühen Morgen klopfen goldene Sonnenstrahlen ans Fenster und tanzen auch wohl herein mit einladender Gebärde und verlockendem Tageschein. Und wir ziehen hinaus und hinan und hinein in das kinderwahre Herbstmärchen, das uns wieder zu Menschen formt, nachdem wir Maschinen gewesen . . .

Das flutet und wogt um uns mit wonnigem Flügelschlag und wir lassen uns tragen und treiben in seliger Ungebundenheit, von einer Stunde in die andere hinüber, emporgehoben aus aller Enge. Die Herbstschöne offenbart sich unsern staunenden Augen, unserer durstig trinkenden Seele, daß wir in

Wunschlosigkeit versinken . . . Die Heimchen zirpen ihr Lied von Unermüdlichkeit und Gleichklang und Regsamkeit bis in den frühen Abend hinein.

Und das ist das Schönste, wenn wir hoch oben am Waldesrand sitzen und in heiliger Heimlichkeit erfahren, wie langsam, so leise und zart der Abend den Tag in die Nacht verwandelt . . wie die Sonne mit einer Innigkeit das ganze Land umfängt und rosenrote Schleier in ihrer dahinziehenden Bahn aufleuchten läßt, daß unsrer tiefsten Menschensehnsucht goldene Tore sich auftun, von dannen uns die Erfüllung winkt und grüßt . .

Und wie wir selber uns zurückverwandeln in das, was wir von Urbeginn an sind, in das Atom Gottes, des großen Geistes Hauch. Klein wird unser Menschenleid und =Schicksal, leicht die so schwer anmutende Erdenlast, und näher gerückt erscheinen uns nur verwandte Seelen, die wir in allem Weben spüren . . .

Und die Menschenglocken schwingen ineinander in einem selig erwachenden Sternensied tiefempfunderer Harmonie . . .

Auf dem Strome meiner Leiden.

Auf dem Strome meiner Leiden
Ziehen stolz und hochbemaßet
Tausend Schiffe meiner Wünsche,
Hoffnungsfroh und vielbelastet.

Reichgeschmückt mit bunten Wimpeln
Kommen sie aus weiter Ferne;
Von dem Leidenstrom getragen,
Sind sie meiner Leiden Sterne.

Bange seh' ich sie vorüber
Auf der dunklen Flut sich wiegen, —
Wird denn niemals eins von ihnen
Hier vor mir zu Anker liegen?

Eines wird einst, meiner harrend,
Aus dem Schilf des Ufers ragen, —
Und die kleine schmale Fähre
Wird mich sanft zur Heimat fragen. —

Hede Bartsch-Wache.

Beim Bildstöcklein.

Ein Tannenweiglein schlicht, kam heut mir in die Hand,
Ich brach's beim kleinen Bildstöcklein am stillen Waldesrand.
Nun flüstert mir's soviel Erlebtes, Geseh'nes und Gehörtes zu,
Von Kampf und Zweifel, Taten, Zagen — und neu errung'ner Seelenruh'.
Ich lausch' ergriffen dem Erzählen, und streichle leis' das Tannenreis,
Weil ich ein heißes Menschensquälen nun endlich auch geborgen weiß.
Es sind uns alle uns're Bahnen vorherbestimmt im Weltenlauf,
Und jedes rätseltiefe Ahnen löst einst sich in Erfüllung auf!

Jsa Ernst.

Orgelkonzert.

Von Hede Bartsch-Wache.

Der Künstler griff in die Tasten, und unter seinen Händen quoll das Werk hervor. Wie zartes Spitzengeriesel fläubten die flutenden Töne herab auf die geneigten Häupter, flatterten lang hin, wie lichte Bänder, die der Frühlingswind schwellt, wanden sich in wundervollen Biegungen aufwärts, wie eine Blumengirlande eine hohe Säule umschmiegt, kehrten um und stürzten sich wie tollkühne Schwimmer in einen Wirbel von düster aufbrausenden Stimmen, aus deren Mitte sie goldklar wieder emporperlten und sich in seltigem Jubel zum Himmel aufschwangen, gleich der Lerche, die selbst den Flug des Adlers überholt.

Hoch oben, ins Mittelschiff der Kirche, flogen die befreiten Stimmen, drängten sich zusammen und glitten durch die schmale Oeffnung eines Fensters hinaus in die lauwarme Frühlingsnacht.

Draußen faßten sie einander an, und auf gleißenden Mondenstrahlen glitten sie in seliger Harmonie durch die dämmerungstrunkene Nacht.

Ganz vorn schwebten die silberblassen, zarten Stimmen, die wie Vogelkehlen jubilierten und wie Geigen und Flöten jauchzten; hinter ihnen her klangen die volleren, mittleren Töne mit ihrem Waldesrauschen und dem Murmeln raunender Bäche, bis zuletzt, majestätisch, breit und schwer der Glockenton der untersten Stufen wie gewaltiges Sturmeswehen, wie das Tosen des Meeres aus dem Chor hervorbrauste, der Bässe, die so recht das Fundament, die mächtigen Grundpfeiler waren, auf denen sich das ganze köstliche Gebäude, wie ein Traum der Gotik, aufbaute auf dem Erdengrund und mit seinen strebenden Spitzen schon den Himmelsjaum berührte. Und die Töne, welche die Welt erschann, das schrille Pfeifen, das wüste Gupen, der ganze Tingeltangel des Alltags, blieb weit unten zurück, wie Rauchschwaden, die, an die engen Niederungen gefesselt, ihren Schlangenleib verderblich über die Erde fortwälzen. —

Und immer höher hinauf schwammen die Töne, vom reinen Aetherstrom erfasst und geleitet. Jetzt holten sie einen schillernden, kleinen Vogel ein, der unentwegt, wie sie, die Bahn nach oben verfolgte.

„Wer bist du? Und wohin eilest du?“ fragte Meoline, eine der Stimmen, im Vorübergleiten.

„Ich bin das Lied eines Dichters, und ich will hinauf zu Gott, ihn zu preisen.“

Da nahmen sie ihn in ihre Mitte und führten ihn mit sich fort.

Und weiter ging ihr Flug an einer kleinen Wolke vorbei, die mühsam wie ein schwer beladener Kahn im Mondesstrom daherzog und mitleidsvoll fragte die vox humana:

„Wer bist du? Und wohin eilest du?“

„Ich bin der Seufzer eines Sterbenden, und ich will um Gnade bitten an Gottes Thron; doch ich bin schwer von Erdenleid und Kummertränen und muß fürchten, zu spät dort oben anzukommen.“

Da öffneten die Orgelstimmen auch ihm ihren Kreis und nahmen ihn mit hinauf.

Und weiter glitten sie eilig dahin durch die himmlischen Sphären und trafen auf einen leuchtenden, winzigen Stern.

Und liebevoll tat die vox angelica die Frage:

„Wer bist du? Und wohin eilest du?“

„Ich bin das Gebet einer Mutter, ich will ihren Dank hinauftragen zu Gott, der ihr Kind beschützte.“

Und sie hoben auch das Sternlein auf und trugen es hin vor die Himmelstür.

Die aber war verschlossen.

Und der Engel des Herrn trat heraus und fragte:

„Was ist euer Begehrt?“

Und alle, die gekommen waren, die Orgelstimmen, das Lied des Dichters, der Seufzer des Sterbenden und das Gebet der Mutter, sie sangen, von Inbrunst durchdrungen:

„Wir kommen zu preisen,
wir kommen zu bitten,
wir kommen zu danken;
uns sendet ein gläubig Gemüt,
uns sendet die suchende Seele,
uns sendet ein liebendes Herz!“

Und der Engel hob die Hand:

„Euer Glaube hat euch geholfen!“

Auf sprang die Himmelstür, und die Stimmen, die von der Erde sich losgelöst hatten, sie fluteten hinein in die himmlischen Räume und sangen vor Gottes Thron ihr jubelndes, jauchzendes „Alleluja“. —

Der Spieler auf der Orgelbank ließ die Hände sinken, ein junges, frohes Leuchten glitt träumend über seine Züge, — er fühlte es, sein Sang hatte den rechten Flug getan.

Pfingstwunder.

Don Joseph Kania.

Zu keiner Zeit des Jahres spricht die Natur eindringlicher und überzeugender zu uns als zur Pfingstzeit. Dem Zauber, welchen das Blütenmeer rings um uns her, das erquickende Grün der Wiesen, Felder und Wälder, der reiche Ansaß von Früchten jeglicher Art allenthalben verbreitet, kann sich auch das leichtfertigste und verhärtetste Gemüt nicht entziehen; es ahnt, daß sich hier ein Wunder vollzieht; es empfindet eine Tatsache, die es sich nicht erklären kann, die kein Gelehrter der Welt ihm deuten kann und die ihm zuruft: Magst du glauben oder nicht — es gibt einen Gott, und nur er ist imstande, dieses Wunder zu vollbringen.

So spricht die Natur schon zu dem, der sich ihr bloß oberflächlich hingibt, der nur ihre Reize bewundert und die in ihr ruhenden furchtbaren Gewalten fürchtet. Nicht anders aber ergeht es dem Forscher, der sich von menschlicher Ueberhebung frei zu halten weiß. Je tiefer der Menscheng Geist eindringt in die Geheimnisse der Schöpfung, je emfiger er dem geheimen Walten der Natur nachforscht und die Gesetze desselben zu ergründen strebt, desto heller und hehrer gestaltet sich das Gottesbild, gerade wie die Sonne mit dem Wachsen des Tages an Licht und Kraft wächst.

In allem Werden und Vergehen der irdischen Dinge bleibt Eines unerschüttert und unverändert: die ewige Liebe, die mit heiligem Feuer die Herzen durchdringt und mit göttlicher Allmacht die Wege der Menschheit lenkt. Das ist das Große, das Wunderbare, was uns das Pfingstfest kund tut, daß es dieser ewigen Liebe gefallen hat, bei uns zu wohnen, in unsere Herzen einzufahren und uns zu Genossen ihres Himmereiches zu machen. Sie allein ist die Triebkraft aller wahrer Erneuerung, denn sie entfernt aus unserem Inneren alles, was an Verderbnis und Entstellung sich darin angesammelt hat und stellt das Bild unseres wahren, gottähnlichen Wesens in uns her.

Es soll niemand sagen, daß er vom Geiste Gottes nichts vernommen hätte: er spricht vernehmlich genug aus jeder Blüte dieser holden Maienzeit. Es soll niemand sagen, daß er nicht fähig sei, den Geist Gottes in sich zu tragen: zu glauben und zu lieben und danach zu handeln, ist jeder fähig, und mehr braucht's nicht, um Gott im Geiste zu besitzen.

Es soll niemand sagen, daß er auch ohne Gottes Geist glücklich sei und daß die Welt auch ohne ihn bestehen könne: es gibt keinen wahren Herzensfrieden außer dem Frieden in Gott, und das Bestehen aller Dinge hängt daran, daß nicht der Geist der Welt, sondern der Geist Gottes die Herrschaft führt.

Manches Wort des Spottes ist wohl laut geworden über die Geschichte, an die uns das Pfingstfest erinnert, über den brausenden Sturm und die feurigen Flammen, über des Petrus begeisterte Rede und seine dreitausend Hörer. Aber wer da spottet, der vergißt, was die Wirkung des Ereignisses war, von der es in der hl. Schrift heißt: „Die Menge aber der Gläubigen war bald ein Herz und eine Seele.“ Der mächtigste Trieb, der die Menschen zu unermüdlicher Arbeit zwingt, aber auch in der Gestalt gierigen Erwerbstriebes die Menschen auseinanderreißt, die Selbstsucht, war dort überwunden durch die Kraft des neuen Geistes, der von oben kam. Und wenn wir im Völkerverleben sehen, wie allemal ein starkes Vorherrschen selbstüchtiger Triebe die Völker in Unfrieden stürzt und leicht bis an den Rand des Verderbens führt, dann begreifen wir, was jene Gottesstat vom Pfingsttag auch für das irdische Leben der Völker zu bedeuten hat.

Wir brauchen auch für das irdische Zusammenleben himmlische Kräfte, die uns fähig machen, sündhafte Gelüste und unmäßiges Begehren zu überwinden. Daher die Erfahrung, daß fromme Völker stark und glücklich sind, gottlose aber verderben. Und wenn wir in unserer Zeit manchmal etwas spüren, als ob Todesluft uns umwehte, so soll das für uns der Mahnruf sein: „Deutsches Volk, verliere dein Bestes nicht, dein Christentum!“ Wer diese Stimme noch vernimmt, der steht den Pfingsttag nicht bloß um des Blüten schmuckes willen als das Lieblichste der Feste an, seine Freude gilt vornehmlich der Gewißheit, daß Gottes Geist und Gottes Liebe sich stets von neuem in jedes Herz ergießt, das sich willig öffnet.

Möge doch unser gesamtes Volk wieder aufleben im alten, frommen deutschen Geiste! Möge es sich erneuern lassen, wie in den Tagen der Begeisterung und Erhebung, zu Gottvertrauen, Liebe und Einigkeit!

Geerose.

Von den Wellen sanft getragen,
Mitten in dem düstern Teiche,
Schwimmt die weiße Zauberblüte
Wie ein Gruß vom Himmelreiche.

So auf meines Schicksal's Wassern,
Mitten in dem Wellgetriebe,
Schwimmt, von Himmelsglanz umflossen,
Still die Blüte deiner Liebe.

Hede Bartisch-Wache.

Himmelsland.

Im Garten, hoch im Lindenbaum,
Da singt ein Vögelein:
Ziküh — ziküh — es klingt so süß
Im frühen Morgenschein.

Im Garten haschte mich mein Schatz
Wohl unterm Lindenbaum —
Gebettet dann in seinen Arm,
Kam mir ein holder Traum:

Es öffnet sich das Himmelstor
In gleißend gold'nem Schein —
Der Vogel singt, die Linde blüht,
Wir ziehen selig ein.

Und Blumen streuet vor uns her
Der Engel lichte Schar,
Mein Liebster neiget sich und spricht:
Es gleicht wie Gold dein Haar.

Viel schöner als die Blumen all
Blüht deiner Lippen Pracht,
Und deine Stimme klingt so hell,
Wie wenn ein Englein lacht! — —

Der Vogel singt, die Linde blüht —
Hab' meinen Traum erkannt:
An seinem Herzen, stark und treu,
Da ist mein Himmelsland!

Gertrud Grabowski.

Stille der Nacht.

Nun, sog des Erdball's letzten Laut
Der schweigsam dunkle Raum in sich.
Der hohe Rat der Sterne schaut
Allein auf dich — allein auf dich!

Es schwaht kein Bach, es rauscht kein Wald,
Erstarrt steht selbst das schwanke Gras —
Und dennoch: leise, leise hallt
Noch irgend was — noch irgend was!

— — Nicht nicht erwartend sternenhwärts
Dein weltenklangbegierig Ohr:
Es donnert einsam nur dein Herz
An deiner Brust verschloss'nes Tor.

Fr. Keller.





Oberschlesische Landschaft: Rachowitzer Schweiz (Kreis Gleiwitz).

Die oberschlesische Landschaft.

Zehn Wanderungen von A. Hellmann.*)

Der Alp eines Vorurteils lastet seit je auf der oberschlesischen Landschaft. Freilich — sie drängt sich nicht mit der quellenden Ueppigkeit des Westens oder der farbigen Blut des Südens den Sinnen des Wanderers auf. Nur von Liebe zur deutschen Heimat beseelten Augen und Herzen enthüllt sich die herbe Schönheit des südöstlichsten Grenzländchens, wird Oberschlesien zum landschaftlichen Erlebnis. Mancher Naturreiz, der sich anderswo dem Wanderer billigt feilbietet, muß hier mit innigem Einfühlen in das schicksalhaft festgewurzelte Verhältnis von Land und Volk einer sparsamen Natur abgetrogt werden.

Wer so die oberschlesische Landschaft erleben will, der folge mir auf meinen Wanderungen. Es gilt nicht, die Heimat der silbernen dahinwallenden Oder, der verträumten Schrotholzkirchlein und der qualmenden Schornsteine im Hekttempo zu durchrafen, sondern mit Wanderlust im Auge und Heimatliebe in der Brust durchs Land zu pilgern, von besonderen Punkten Umschau zu halten, die Arme weit auszubreiten und alle Schönheit des vielverkannten Landes ans Herz zu drücken.

So wollen wir sie erleben — die oberschlesische Landschaft!

*

Das Tal der Oder

Als ein so nüchterner, sachlicher Strom gilt wohl allgemein die Oder! Schon ihr Name hat nichts von dem in deutschen Volke festgeträumten Poesiebegriffe der Stromnamen: Rhein ... Saale ... Elbe ... Weser.. Nicht so liederdurchrauscht und legendurchraunt wie etwa der Rhein eilt die Oder ihren ewigen Weg zum blauen Meer.

Rauh ist ihr Quellengischt, der sich von slawischem Berggestein hinunterstürzt und, umtürmt von den Beskiden und Sudeten, in das oberschlesische Tal dahinströmt, hinaustastend mit vielen Armen in das schwere, sich fernhinsehende Land. Oft eilt sie so flach hin, daß ihr Spiegel die fruchtstrogenden Felder und Wiesen neht, dann wieder wühlt sie sich hinein in tiefes Bodenbett, umwehrt von Prallhängen und reizvollen Böschungen. Das Westufer, ein weiter goldgrüner Teppich von Auen, ist bunt gesprenkelt mit unzähligen Dörfchen, Überguck von schlanken Türmen und altersgrauen Schrotholzkirchen; das Ostufer umwallt von den Schatten der Raubener und Slawenhiiger Wälder; und jenseits der dunklen Niesen-Waldstrecken weit — weit ein

traumhafter Hauch von Qualm und Rauch und nebelhafte Konturen von hundert ragenden Eichen und Schornsteinen...

Ewiger Dom wölbt sich über dem weiten Tal mit dem silbergleißenden breiten Ringelband.

Ein schwarzberuhter, mit Kohle beladener Schleppzug leucht stromaufwärts dem Hafen von Cosel zu... Die herbe Technik des Holzschnitts mühte am tiefsten die Seele dieser Oderlandschaft ergründen!

*

Eichendorffs Heimat

Lubowik!

Ein waldbesäumtes Höhengewirr, das dem von Ratibor her an der Oder entlang Wandernden entgegenwinkt. Oben der schlichte Komplex des alten Dörfchens inmitten einer köstlichen Stimmung Eichendorff'scher Romantik; von unten glizert der oberschlesische Strom mit der Summina herauf, beide hineingebettet in ein Paradies von blumigen Wiesen; vom jenseitigen Ufer raucht das weite Waldmeer von Rauben und Ratiborhammer heran; irgendwo versteckt im Hain klappert eine alte Wassermühle; im weitfernen Südost hängen über dem Schatten von Ratibor am blauen Horizont die zarten Flecken der Beskiden.

Lubowik!

Ein stilles, hohes, vornehmes Haus, von schlankfriesigen Linden umbäumt, umträumt von einem altehrwürdigen Park. Vater Eichendorff hat es erbaut, sein Sohn Josef ist hier zur Welt gekommen, hat als Gymnasiast seine „Lubowiker Jubelperiode“ hier verlebt, in dem lauschigen Bucheckengang, im Hafengarten, der fernsichtigen Parkterrasse, seine schönsten Pieder gedichtet. Von hier ist er immer wieder zur alten, wunderbar versteckten Wygon-Mühle gewandert, singend... jauchzend!

Lubowik!

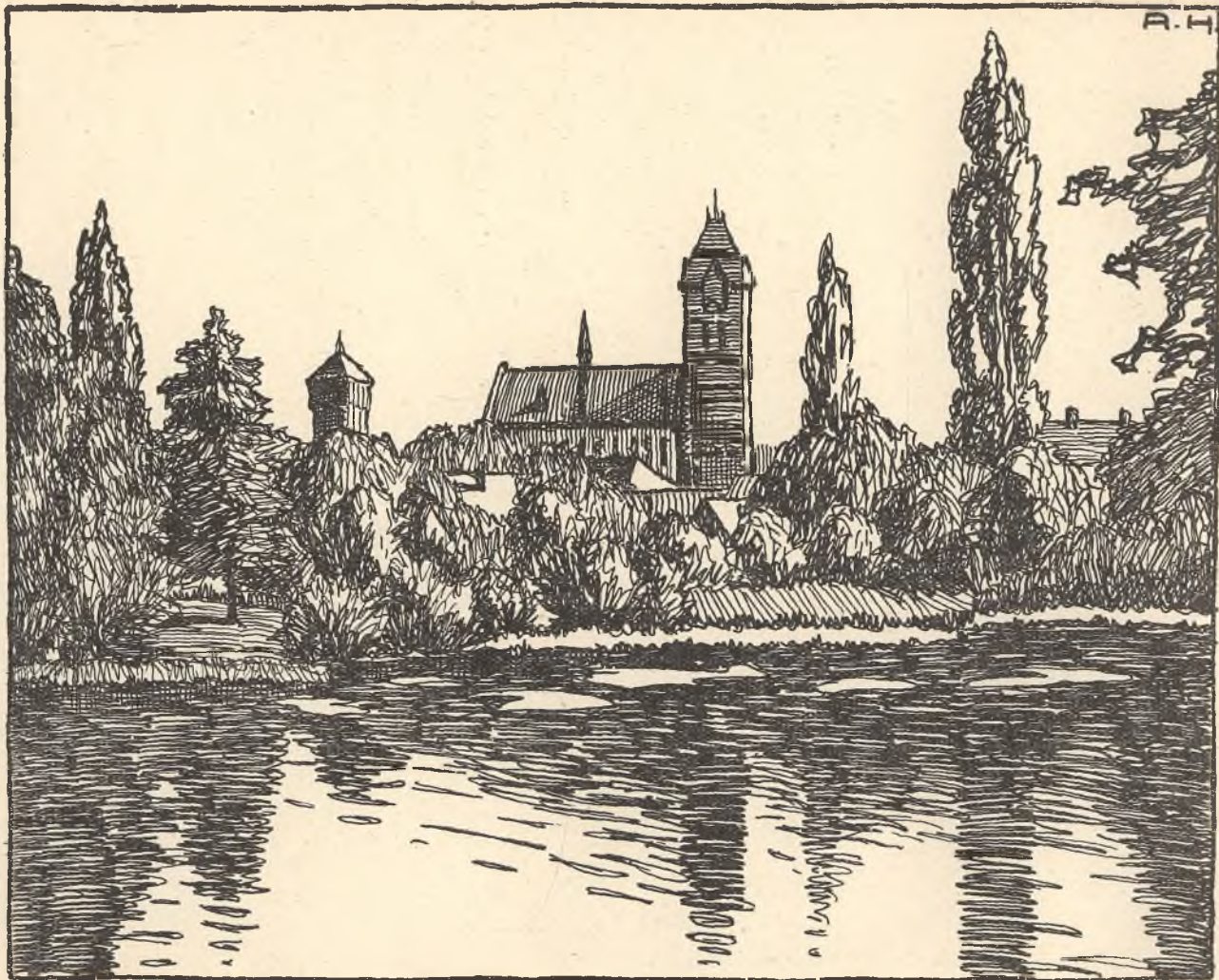
Singend und jauchzend, den Alltag von uns schüttelnd, wandern auch wir von einer Eichendorffstätte zur andern, hineingelebt in den Zauber plötzlich heraufbeschworener Romantik.

*

Vom Oberhafen zur Pflaumenstadt

Bayern und Franzosen rangen vor mehr als hundert Jahren monatelang vergeblich um die oberschlesische Festung Cosel. Wer kennt nicht das Hohenlied vom Kommandan-

*) Mit 2 Federzeichnungen des Verfassers und 2 Kunstdruckbildern St. Annaberg und Radomitzer Schweiz. Siehe auch das Bild des Verfassers auf der 1. Seite des Umschlages.



Pitschen (Kirchenlandschaft am See).

ten Neumann? Das Kriegsgemäuer hat die Zeit überwuchert und an seiner Stelle ein modernes Verkehrsgebilde, den rastlosen Oberhafen, hervorgekämpft.

Man tritt auf der Oderwanderung aus einer schier ewigen Zeile von Buchen- und Nadelwäldern ins Freie und ist gebannt vor dem plötzlichen Eindruck der mässigen Hafenanlagen des bedeutsamen Städtchens. Wo der Klobnitzkanal vom Industriebezirk her in die Oder einläuft, da herrscht ein buntes Gewirr von Dampfern und Rähnen, das irgendwo im Ost verblaut...

Durch eine weite, buntbetupfte Palette von Feldern, Wiesen und Gärten, durch den Twardawaer Forst, an dem italisch betürmten Schloß des Dorfes vorbei führt der Weg gen Westen, wo sich die Türme von Oberglogau, der siebenhundertjährigen Stadt, melden.

Wer mit Andacht die Gassen und Gäßchen durchzieht, erlebt den Typ des obererschlesischen Landstädtchens, das, abseits von der großen Verkehrsstraße, im Wachstum stecken geblieben ist; die Heimat der berühmten Grafen von Oppersdorf mit einer Fülle von Reliquien aus einer Zeit, da die Pfaffen hier residierten; im grünbelaubten Hohenpfortale das Tor zu unseres Herrn Altwaters Bergpalästen.

Sehnsucht atmet das Städtchen.... Sehnsucht nach den Bergen da weit... nach neuem Aufstieg....

*

Von der Bischofskoppe herab

Wie ein von der Natur in tschechische Landgier hineingestampftes mächtiges Stein-Fort hält die Bischofskoppe Wacht im deutschen Grenzland gegen Süden. Von ihrem hochragenden Kaiser-Franz-Josef-Turm herab wird die obererschlesische Landschaft zur Offenbarung.

Im Nordwesten bäumt sich schwarz, bewehrt mit dem stumpfen Klob der Hohenzollernwarte, der Holzberg; zu seinen Füßen jount sich, angelehnt an herrlichen Hochwald, hineingebettet im paradiesischen Bielle-Tale, Biegenhals, das obererschlesische Heilbad, mit seiner monumentalen Laurentiuskirche, dem mittelalterlichen Torturm, mit Sanatorien, Villen, Promenaden, mit den Schornsteinen einer blühenden Holzindustrie.

Jenseits des Holzberges ahnt man zwischen fliegendem Fabrikgewölk das „schlesische Rom“: Reisse, die alte schlesische Bischofsstadt, die sich heute mächtig zum obererschlesischen Kultur- und Sportzentrum entwickelt hat.

Im Nordosten glibern die Dächer von Neustadt. Dazwischen dehnt sich wie ein naturgrüner Perfer weites Tal, mit Dörfern

chen dicht besät, mit Baumhainen bestickt, von weißen Landstraßen durchschnürt.... und am fernsten östlichen Horizont grüht in zartestem Poesieblau der liebe Annaberg....

Machtvoll einprägsame, unvergeßliche Eindrücke!

*

Das Rokofomärchen

Inmitten des einsamen Waldmeeres von Dombrowka im Norden der Pfaffenstadt Oppeln, hart an der Grenze nach Mittelschlesien, träumt eine Dase von der Seligkeit eines verwehten Jahrhunderts:

Carlruhe!... Das kleine Musik-Weimar des fürstlichen Mäcenat Erdmann von Württemberg-Deß.

Rokofomärchen in Oberschlesien!

In einem Park voll mächtiger Eichen und Buchen zwischen Gärten französischen und englischen Stils und wilden Waldpartien, in einem romantischen Gewirr von blaugrün schimmernden Teichen, duftenden Boskett, zierlichen Parkschlößchen, Tempelchen, Pavillons steht als Zeuge einer heiter-anmutsvollen Zeit das Schloß der Herzöge von Württemberg-Deß mit seinen Kavaliärbäusern, Kunstbauten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Reminiszenzen hauchen in diesem aus einer Jagdlaune geborenen Parkidyll; Reminiszenzen an eine kunstbegeisterte, glückliche Vergangenheit....

Dem Orte hängt der Ruf eines Waldharzbadens an. Wer weiß darum? Welcher Oberschlesier sucht es auf?....

Carlruhe schläft wie manche andere Perle obererschlesischer Landschaft einen unverdienten Dornröschenschlaf....

*

Gustav-Freytag-Land

Eine Wegstunde von Carlruhe nach Norden entfernt ringelt sich die Stober in waldigem Tal der Oder zu. Flußabwärts ziehend betritt man das Kreuzburger Ländle, Gustav Freytags heimatliche Flur.

Mit Blut getränktes Grenzland! Hier prallten seit Ahnengedenken slavische Ländergier und Raublust mit obererschlesischer Heimatliebe immer wieder zusammen; bis zum Jahre 1921....

Mit obererschlesischem Arbeitsschweiß gedüngtes, fruchtreichstes Bauernland! Ein Riesenschachbrett der Natur mit unzähligen farbensatten Feldern! Das Herz blüht dem Wanderer in unennbarem Glücksgefühl auf, wenn er durch dieses Eden, umrauscht von goldenwogenden Aehrenmeeren, wallt.

Land der patriarchalisch festgewurzelten Erbscholtiseien und Freigüter, der rastlos werkenden Dampf- und Wassermühlen, der prallen Viehherden auf saftigen Wiesen.

Mitten drin das Städtedreieck: Kreuzburg, die uralte Gründung deutscher Ordensritter mit dem Scholzenhose der Familie Freytag in dem benachbarten Dorfe Schönwald . . . Pitschen, die heilumstrittene slawische Siedlung mit herrlicher Pfarrkirchenlandschaft, unfern des Grenzflüßchens Prozna, Gustav Freytags erstes Kindheitserlebnis . . . Konstadt, die Heimat des schlesischen Flachshandels . . .

Gustav-Freytag-Land! in harter Bauernarbeit vor der Flut des modernen Lebens still versteckte Kornkammer Schlesiens . . .

*

Der heilige Berg

Vulkantische Urmacht hat ihn in vormenschlicher Zeit aus eifriger Wüste in die Höhe emporgeworfen. Da steht er nun, von Gottheit umwittert, ehedem der altgermanischen Vandalen heilige Kultstätte, heute Ziel aus dem ganzen Oberschlesienland hinaufziehender, fahnenumwallter Pilgerprozessionen . . .

Der Annaberg! . .

Wer oben auf den Stufen zur schmucken Wallfahrtskirche oder auf dem Felsen über der monumentalen Lourdesgrotte weithinausschauend steht, der erlebt das Wunder obererschlesischen Landschaftseindrucks.

In ein unererschöpfliches Naturparadies ist der Berg hineingestellt. Da ist das wildzerklüftete Rухt al mit seinen nordischen Finglingen und seiner Märchenjage von den „versteinerten Rüben“; in herrlichen Wald hineingezaubert Scharnosin, die „obererschlesische Schweiz“ mit dem berühmten „Gottesauge“; am Pfad der baumüberwölbten Kalvarie Poremha mit seinem Marienkloster und dem siebenquelligen Bach Cedron; am Südfuße des Berges das Städtchen Leschnitz mit seiner kühn emporgeredten Begräbniskirche; und jenseits des obererschlesischen Talpanoramas am blauen Horizont die hauchfeinen Silhouetten der Sudeten.

Fülle von Schönheit, wohin das Auge reicht und der Fuß hinwandert, offenbart der Annaberg, das Wahrzeichen obererschlesischen Landes und obererschlesischer Volksseele.

*

Vom Kłodnikkanal ins Dramatal

Treu neben seiner Namenspenderin Kłodnik zieht der hundertjährige Kanal im Halbmondbogen nach der Riesenstätte obererschlesischer Weltarbeit. Wiesen, Acker und Wälder, Dörfer, Schlösser und überwucherte Spuren uralter Industrien liegen an seinen Ufern. Blechhammer, Wedarhammer mitten im Slawenritzer Forst sind so jahrhundertalte Überreste obererschlesischer Hütten- und Messingwerke von einst. Zu Dritt mit der Kłodnik und dem Mühlgraben zieht der mit weißen See- und gelben Teichrosen betupfte

Kanal durch eine schöne, von Schilf durchrauschte Wiesenlandschaft in Slawenitz ein. Aus dem dichten Grün des Parks lugen das Schloß der Fürsten von Hohenlohe-Dehringen und der schlanke Turm des prachtvollen Gotteshauses, der zu den Türmen der hochgerechten Ujeſter Stadtkirche und der Brundelskirche entgegengrüßt. Hochauf ragt weiter zur Rechten das massige Schloß der Grafen von Ballestrem in Plawnowitz. Zur Linken führen Straßen und ein Seitenarm der Kłodnik nach dem Burastädtchen Lositz mit dem berühmten Turmfloßüberrest einer alten Pfaffenburg.

Bei Tatischau zweigt sich das Flüßchen Drama nach Osten ab. Sein Tal ist eine der stimmungreichsten Naturschönheiten Oberschlesiens. Im Südosten qualmen die Effen und Schornsteine von Hindenburg und Borsigwerk. Im Nordwesten winkt wieder der liebe, alte, unermüdlich-treue Annaberg. Kamienitz taucht auf mit dem prächtigen Hellblau des Schlosses derer von Stolberg in einem romantischen Baumriesenpark, mit dem burgfriedähnlichen Glockenturm der Dorfkirche, mit der einzigartigen Flußtalpartie nach Rempehowitz. Steinbrüche, Schluchten, Wiesenhänge umrahmen die Drama; welliges Land, bedeckt mit dunklen Waldböcken, aus denen hier und da ein helles Kirchturmspitzlein ragt, weitet sich zu beiden Seiten des plätschernden Flusses bis zum ersten surrenden Förderturm . . .

*

Alt-Zisterzienjerland

Raudener Wald!

Wer kennt ihn nicht als allsonntägliche Lustkurstätte der obererschlesischen Industrieland-Bewohner! Baumfüße einer weltfernen Vergangenheit weht in ihm. Hier stand, von Ur-Waldwästen umrauscht, die alte Abtei der grauen Mönche, die der Pfast Wladyslaw 1258 angesiedelt und zu Herren des Landes ringsum gemacht hatte. Hier steht heute in altem indischen Park das massige Schloß des Herzogs von Ratibor.

Stanitz, eine gute Wegstunde nach Osten, auch im Wald verloren, ist eine Stiftung der Raudener Abtei. Auf demselben Wege weiterwandernd, kommt man durch Pilchowitz, das Dorf der Barmherzigkeit mit dem weitbekannten Bräuerkloster, nach Schönwald, der sächsisch-deutschen Insel in dem Zweisprachengebiet Oberschlesien, der machtvollst aufgeblühten Raudener Siedlung mit der malerischen Tracht seiner kulturkonservativen Bewohner.

Von Rauden nach Norden den schier endlosen Wald durchquerend erreicht man über das Flüßchen Witralka auf sanfter Höhenwelle Kieferstädte, ein purig-reizvolles

Gemisch von Dorf und Kleinstadt mit wichtig-solidem Schloß auf hoch umbäumten Felsen. Hier schon beginnt die „Rachowitzer Schweiz“, eine wildidyllische Waldlandschaft, benannt nach dem weltversteckten Dörfchen Rachowitz, in dem ein wunderseftames, stimmungsvolles Schrotholz Kirchlein ein geistlich-träumend Dasein lebt . . .

*

Das zyklonische Märchen von Tausend und einer Nacht . .

Vom Gleiwitzer Kaiser = Wilhelm = Park schlängelt sich an dem sog. „Beuthener Wasser“ ein schmaler Weg nach Osten. Rechts liegen breit hingelagert die mächtigen Bauten der „Gleiwitzer Grube“: Gewaltiges Motto über dem Eingangstor zu der Riesenstätte obereschlesischer Industrie.

Soßniza . . . Hindenburg . . . Zaborze . . . Biskupitz . . . Bobref . . . Karst . . . Beuthen . . . Namen, die unzertrennlich verwachsen sind mit dem Weltruf obereschlesischer Arbeit; Orte, die man durchwandert in einem Taumel von Ehrfurcht eines winzigen Erdenwurms vor der überwältigenden Majestät naturhafter und menschlicher Wundertechnik.

Man schreitet wie durch ewige Dämmerung, die bleiern über diesem Stück Erde

hängt . . . wie durch ein Zettalter Vulkans und seiner schwarzruzigen Gesellen, der wilden Zyklopen. Welch allgewaltige Symphonie des Schaffens dröhnt aus dem Rasen der Maschinen und dem Kreisen der Förderwagen!

Walzwerke, Hochöfen, Kokereien, Schacht- und Fördertürme, Halben, Schloten türmen sich klobig in gesegneter Erde: Dome obereschlesischer Arbeit! . . .

Rollen, Donnern, Reuchen, Zischen, Pfeifen, Fluchen, Beten zerhackt die Sinne in Tagen und Nächten: Hymne obereschlesischer Arbeit! . . .

Wilde Lohen brechen empor; ein Millionenfunkenmeer gleißt in ewigen Kreisen; weiße und schwarze Wolkensfahnen wallen im Winde: Weihrauch obereschlesischer Arbeit! . . .

Ewige Unrast siedet über dem Lande; über einem unwirklich schönen, zyklonischen Märchen von Tausend und einer Nacht . . .

Unjagbare Schwermut zittert über diesem Stückchen Erde; Tragik von Menschenkraft und =ohnmacht. Ein Sehnsuchtschrei durchgellt es ewig:

„Glück auf!“

Rückschau.

Weg, die wir in der Jugend gingen,
Werden so von unser'n Träumen bunt,
Daß sie blühen wie ein Wiesengrund
Und daß ein geheimes Glockenschwingen
Mit uns geht, wenn wir sie wieder schreiten,
Einsam und vom Leben schon beraubt . . .
Welke Blumen heben leis' das Haupt,
Und die Sonne lächelt, wie vor Zeiten . . .
Einer Jugend alte Straß' zieh'n,
Heißt: die längst begrab'nen Träume grüßen!
Aus der Unerfülltheit Not zur süßen
Fülle einer fernen Jugend flieh'n . . .

Irma Erben-Sedlaczek.

Burg Tost.

Ein Denkmal oberschlesischer Vergangenheit Von Alfons Han duk.

(Siehe die Abbildung S. 71.)

(Nachdruck verboten.)

Oberschlesien, vor noch keinem Jahrzehnt unbekannte, bespottenswerte Grenzecke an der Poladei, ist heut im Munde der zivilisierten Welt. Seine Bedeutung als europäischer Wirtschaftsfaktor ist allgemein bekannt. Wenig, herzlich wenig — um nicht zu sagen: fast garnichts — weiß man dagegen von Oberschlesien als historischem Kulturland. Es ist gewißlich mehr als ein profaner Zufall, daß Eichendorff, Deutschlands volkstümlichster Sänger der Romantik, das Land „fern von gebildeten Menschen“, wie Goethe Oberschlesien charakterisierte, zur Heimat hatte.

Eichendorffsland!

Wanderte ich da an einem mai sonnigen Frühmorgen dem Landstädtchen Tost zu, das nicht weit vom oberschlesischen Industriebezirk an der Bahnstrecke Döppeln—Beuthen gelegen ist. Ueber den Feldern jauchzte Verheerung zum Blauhimmel empor, und die Kirchengänge hatten ein schloßweiß Blütenkleid angelegt. Fernher grüßte überm Städtchen wie ein schwebender Feld aus Romantikland die alte Burg Tost. War auch das Gemäuer zerfallen, so stand doch der behäbige Bergfried einem stolzen Recken gleich und schaute über das weite Land, über Ebene und Hügelland, vom sagenumwundenen Annaberge, dem oberschlesischen Wallfahrtsziel, bis hin zum lärmenden, rastlosen Industrieland, wo rauchende Schöte und Hochöfen wie Waldbäume ein einzig weites Revier bilden.

Die Burg ist um das Jahr 1163, in dem sich die schlesischen Platten von Polen trennten, als Grenzfestung gebaut worden. Die Burganlage selbst scheint indes schon längst vorhanden gewesen zu sein. Der Sage nach ist Fürst Boleslaus der Erbauer, der in dem weiten oberschlesischen Eichenwald verunglückte und seine Rettung nur seinem Hunde Tosek verdankte, nach dem dann die Burg benannt wurde. (Thoset, Dosecz, Tost.)

Das Städtchen Tost, das im Schutze der Burg sicher bald entstanden ist, wird urkundlich schon 1201 unter den Besitzungen des Bistums Breslau genannt. Bereits 1241 finden wir die Stadt in den Akten als „Königliche Kreis- und Marktstadt“ bezeichnet, indes schon 1222 die Burg Residenz der weiten Herrschaft Tost-Gleiwitz war.

Nicht nur landschaftlich schön, auch strategisch wichtig war die Lage der Burg: nämlich an der großen Heer- und Kaufmannsstraße, die vom Orient zum Okzident führte.

So ist es nur allzu erklärlich, daß die Burg ein bewegtes Schicksal hatte, bald diesem, bald jenem Herrn gehörte, oft gestürmt, verbrannt und wieder aufgebaut wurde.

Die Glanzzeit der Burg fällt unter die Herrschaft der bekannten italienischen Adelsfamilie Colonna, die sie zum Teil neu errichten ließ und prächtig ausbaute. Noch heute künden uns von ihr das kunstvolle Hauptportal, das die Inschrift „Caspar Comes Colonna 1666“ und das Wappen jenes reichen Geschlechtes trägt: eine Säule, die von einer Krone geschmückt wird.

1791 erwarb die Familie Eichendorff, und zwar der Vater unseres größten oberschlesischen Sängers, die Burg für 346 000 Tl. Sechs Jahre hindurch verbrachte er hier mit seinen beiden Söhnen die Sommermonate. Dieser romantische Aufenthalt („Eine prächtige Burg, würdig eines Fürsten“, hieß es in der „Silesia renovata“) hat auf den jungen Joseph von Eichendorff zweifelsohne einen äußerst nachhaltigen Einfluß gehabt. In seinen Dichtern und Novellen hat er uns diese Burg und ihren romantischen Zauber immer wieder besungen. Er schrieb u. a.: „Das großartige Toster Schloß mit seinen vielen Türmen, Erkern und Schießgärten hatte ein feudales mittelalterliches Gepräge und schaute von seinem steilen, waldbewachsenen Berge, wo zahlreiche gebogene Damhirsche sich ergingen, finster schweigend auf das kleine Städtchen herab, das zu seinen Füßen Burg und Park friedlich umkränzte.“ Am 29. März 1811 brannte die Burg abermals ab und wurde seitdem nicht mehr aufgebaut. Joseph von Eichendorff schrieb damals in sein Tagebuch: „Das ist das Schloß, von dem ich so oft gesungen, wo die Elfen tanzen auf dem Waldeckrasen, die Rehe im Mondschein grasen. Nun ist's verbrannt: es existiert nur noch in Dichtern und Träumen.“

Still war's bislang droben auf dem Burgberg. Nur das Geschrei der Krähen, die das alte Gemäuer umflatterten, das ferne Rollen der Eisenbahn unterbricht die beschauliche Stille, die von fernem, längst vergangenen Zeiten träumt. Doch nächtens, wenn die Silbersternelein blinken, glaubt man droben ein Singen und Klingen zu hören, als wären all die süßen, träumerischen Zauberklieder des großen heimatischen Romantikers erwacht und zögen himmelwärts.



Burg Tost mit Eichenborff-Mühle.

Wie Rattowitz eine deutsche Stadt wurde.

Von Professor Dr. Paul Knötel.

Rattowitz liegt heute im Freistaate Polen, aber eine polnische Stadt ist es damit durchaus noch nicht und wird es hoffentlich nie werden. Erst 60 Jahre sind vergangen, seit die ursprüngliche Kolonie Rattowitz Stadtrecht erhielt, aber diese Zeit mit ihrem fast in zu hastigem Tempo sich vollziehenden Entwicklungsdrange hat genügt, dem Orte den Stempel deutschen Wesens aufzudrücken, wie er ja dank deutscher Kulturthätigkeit sich aus einem abseits von allem Verkehr gelegenen Dörfchen zum wirtschaftlichen Mittelpunkt eines größeren Umkreises entwickelt hat.

Der heutige Hauptort des von den Polen geraubten Oberschlesien zählte vor gerade 100 Jahren 675 Einwohner und stand damit hinter den meisten Ortschaften zurück, die um ihn herumlagen und jetzt zum Teil eingemeindet sind; urkundlich erwähnt wird er erst im Jahre 1598. Nördlich der zum Weichselgebiet gehörigen Rawa lag der kurz vor 1486 begründete Boguzker Hammer, ein Eisenhammer, der nach dem nahen Dorfe Bogutschütz den Namen hatte. Wenn nicht das kleine Hammerwerk seine regelmäßigen Schläge ertönen ließ, ruhte die ganze Gegend in tiefster Stille. Die großen Verkehrsstraßen, die Schlesien, vor allem Breslau, mit der polnischen Krönungsstadt Krakau verbanden, umgingen südlich und östlich diese Stelle. Dasselbe aber taten auch die näheren Verkehrswege, die zwischen den einzelnen Orten das Rawatal durchquerten. In breiter Aue, die allmählich zu den niedrigen Höhen im Norden und Süden aufsteigt, zog früher das Flüsschen in unregelmäßigem Lauf dahin, während der von ihnen herabsteigende Wald bei Ueberschwemmungen vom Wasser umspült wurde. Ehe Brücken gebaut wurden, führten Furten durch den Bach von Norden nach Süden. Bestimmt wissen wir, daß 1414 eine solche den Wasserlauf südlich von Bogutschütz durchquerte; der Weg ging dann an einer von Süden her kommenden Wasserader, etwa der heutigen Kunststraße folgend, in der Richtung nach Pleß weiter. An der Rawa selbst lag in dem genannten Jahre eine einem gewissen Matthias gehörige Wassermühle auf dem rechten Ufer. Im Anschluß an sie entwickelte sich das Dorf Zamodzie, d. h. der Ort jenseits des Wassers, dessen Name erkennen läßt, daß er ihn von Bogutschütz her erhalten hat.

Ähnlich lagen die Verhältnisse westlich von Rattowitz. Hier weist der Name des in einer Mulde von Norden zum Rawa-Ufer herabsteigenden Dorfes Domb darauf hin, daß einst hier ein Eichenwald gestanden hat. Daß er sich auch an dem Bache selbst hinzog, zeigt der

Name des jüngeren Dorfes Zalenze südlich von ihm. Es bedeutet jenseits des Waldes. Auch hier wird eine Furt für den Weg gewesen sein, der südlich davon seine Fortsetzung in einer Einsenkung fand, in der heut im Kłodnizgebiet die Eisenbahn über Zda-weiche nach Süden zu geht.

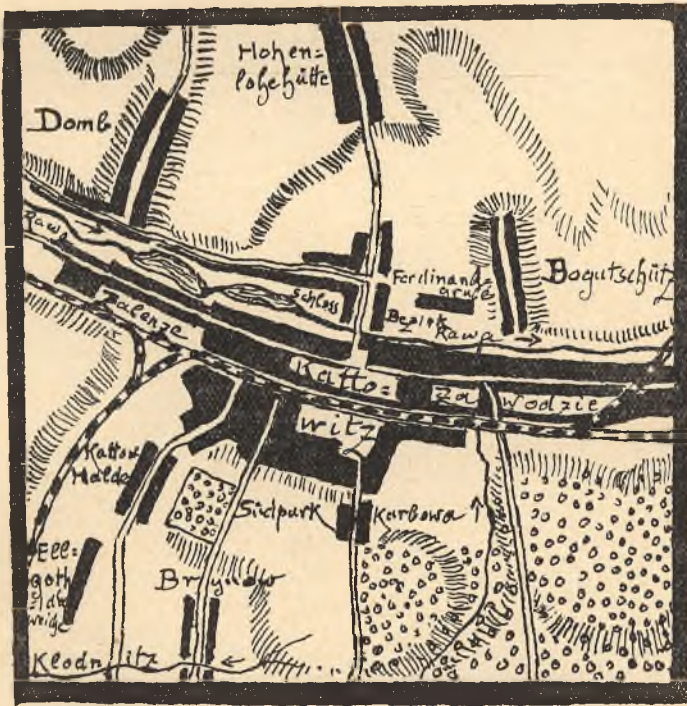
Wir ersehen daraus, wie die gegenwärtige Stadt von allen Seiten umgangen wurde. Zu großer Bedeutung hat es der Boguzker Hammer nie gebracht. Nach einem Inventar von 1702 umfaßte er einen Schmelz- und Schmiedeofen, eine Eisenkammer, eine für das eiserne Gefäß und eine Eisenstein-Kammer. Die Wirtschaftsgebäude waren in übelstem Stande, ebenso auch das Herrenhaus mit nur fünf Zimmern und einigem schlechten Nebengelass, das damals durch Kauf an den Reichsgrafen Balthasar Erdmann von Promnitz überging. Unter den 33 robotpflichtigen Stellen lagen 10 müßl. Ähnlich stand es mit der Kolonie Rattowitz südlich der Rawa. In dem gekrümmten Verlauf der sogenannten alten Dorfstraße hat sich noch bis heut in dem sonst fast rechtwinkligen Stadtplane ein Andenken an den früheren Hauptweg erhalten.

An einer platzartigen Ausbuchtung der Dorfstraße, dem Friedrichsplatz der späteren deutschen Stadt, lag die herrschaftliche Arrende, das Gasthaus des Ortes, wie es uns noch ein Bild, ein farbiger Steindruck aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, zeigt. Von da schweift der Blick nach Norden über die Rawa zu dem Gutsbezirk und der an seinem Ende sich erhebenden Fannyhütte. Der Boguzker Hammer gehörte damals schon der Vergangenheit an. Im Jahre 1756 wurde auf Grund eines Verdicts an Friedrich den Großen aus Mangel an Erz und Holz nur noch ein halbes Jahr gearbeitet. Bald darauf scheint der Betrieb ganz eingestellt worden zu sein. Im Jahre 1783 wird die Doppelsiedlung an beiden Ufern als Boguzker Hammer, auch Rattowitz genannt, angeführt. Sie bestand außer den Vorwerken Brynow, Halbe oder Holbe (Rattowitzer Halbe) und Neuworwerk (Karbowa) aus einer herrschaftlichen (?) Wohnung, einer Brettmühle, 75 Gärtnern und 3 Häuslern, zusammen 294 Personen.

Das alles war nicht sehr aussichtsreich. Aber zu derselben Zeit, wo das Eisenwerk einging, begann von der Malapane aus dank der umfassenden Einsicht des großen Friedrich die Wiederbelebung des ober-schlesischen Eisenhüttenwesens und drang in der Folgezeit über Tarnowitz siegreich immer weiter nach Süden vor. Schon 1825 bestanden auf dem Boden der Rattowitzer Grundherrschaft

ein Frischfeuer, die Fanny- und Henriette-Zinkhütte, die Beate- und Ferdinandkohlengrube. Bezeichnend ist es nun, daß, als es sich um den Bau einer neuen Kunststraße von Tarnowitz nach Myslowitz handelte, der alte Weg über Maczeikowitz, Siemianowitz, Rosdzin und Schoppinitz aufgegeben und die Straße 1836 über Hohenlohehütte ins Rawatal geführt wurde, um dann am Dorfe Rattowitz entlang der Grenzstadt Myslowitz zuzustreben. Damit war die Achse gegeben, an der sich, abseits vom Dorfe, neue Anlagen aufreihen konnten. In umfassender Weise geschah das aber erst seit 1839, als der Besitzer von Wiechowitz, Franz Windler, der sich durch

Breslau aus stieß 1845 die obereschlesische Eisenbahn bis Schwientochlowitz, westlich von Rattowitz, vor und wurde im folgenden Jahr bis Myslowitz weiter ausgebaut. Mitte der fünfziger Jahre erfolgte ihr doppelgleisiger Ausbau. Wahrscheinlich auf Windlers Betreiben war auch Rattowitz Station des neuen Verkehrsweges geworden und hatte so den Anschluß an den Weltverkehr gefunden. Damit begann auch das Dorf Rattowitz sich zu wandeln. Neben und zwischen den im Blockverbande nach alter Art aufgeführten hölzernen Häusern der Dörfler entstanden Verwaltungsgebäude, moderne Land- und Mietshäuser.



Skizze der Umgegend von Rattowitz.

persönliche Tüchtigkeit aus den ärmlichsten Verhältnissen emporgearbeitet hatte, das Gut Rattowitz käuflich erworben hatte und seine Verwaltung hierher verlegte.

In derselben Zeit war auch schon der Anschluß Oberschlesiens an das eben erst im Entstehen begriffene Eisenbahnnetz erörtert worden. Ganz bezeichnend aber für die noch nachwirkende Absichtlichkeit unseres Ortes von dem allgemeinen Verkehr ist der Umstand, daß der erste Plan noch seine Umgehung vorsah, indem die Bahn von Neu-Berun an der preussisch-österreichischen Grenze, nordöstlich von Pleß, über Tarnowitz nach der Mälapanne und weiter nach Breslau führen sollte. Aber die Verhältnisse erwiesen sich mächtiger. Von

Damit traten sich zwei grundverschiedene Welten gegenüber. Wie sie es von ihren Vorfahren nicht anders wußten, so lebten die Alt-Rattowitzer Grundbesitzer auch weiterhin, bebauten ihre Acker und stellten Fuhrn, jetzt allerdings als Vekturanten für die Gruben und Hütten, nicht mehr als robotpflichtige Unterthanen wie ehemals. Noch lag in ihrer Hand die Verwaltung der Gemeinde. In der Gemeindeversammlung, der Gromada, wurde kopfweise abgestimmt. In echt bäuerlichem Starrsinn verschloß man sich allen Neuerungen, mochten auch die neuen Zuzügler über den Schmutz in den Straßen und vieles andere Rückständige noch so sehr klagen. War es früher gegangen, so konnte es auch weiter-

hin so fortgehen, meinten die Altgeessenen. Trugen doch die Grundbesitzer allein die Gemeindelasten, während die bisherigen Mieter, die Inlieger, meist armes Gesindel, nur einen Silbergroschen monatlich zu leisten gehalten waren.

Jetzt aber gab es andere Inlieger, Beamte, Ingenieure, Kaufleute, die ganz andere Ansprüche erhoben. So stießen die alte und die neue Welt hart aufeinander. Nur zu viele Anträge auf Besserung stießen auf den Widerstand in der Gromada und erfuhren durch ein hartnäckiges „Ich will nicht“ nur zu oft völlige Abweisung. Auf die Dauer war der Zustand unhaltbar. So wurde auf Veranlassung der Regierung 1856 die Anordnung getroffen, daß für kommunale Zwecke eine gleichmäßige Besteuerung aller Einwohner eingeführt wurde. Die Folge war, daß 1863 die nicht stimmberechtigten Gemeindeglieder 59½ % der Gemeindeabgaben aufbrachten, während auf die Häuser, die in der Gromada noch immer das Übergewicht hatten, nur 17 % entfielen. Da der Ort äußerlich sich immer mehr auswuchs, immer neue Industriezweige sich in ihm und um ihn anpflanzten und damit eine stets wachsende Welle von Zugzählern höherer Intelligenz sich in ihn ergoß, drängte alles auf eine durchgreifende Veränderung der unhaltbaren Zustände hin. Die treibende Kraft wurde der spätere Sanitätsrat Dr. Richard Holke, ein geborener Oberschlesier, der sich 1854 als praktischer Arzt in Kattowitz niedergelassen hatte. Schon 1859 gelang es ihm durchzusetzen, daß an die Stelle der formlosen Gromada eine gewählte Gemeindevertretung trat. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern arbeitete unverdrossen daran, daß dem aufstrebenden Orte das Stadtrecht verliehen wurde. Vor nunmehr 60 Jahren sah er sein Werk vollendet, indem durch königliche Urkunde vom 11. September 1865 mit Ausschluß von Brynow und Kattowitzer Halbe die Städteordnung eingeführt wurde. Nachdem am 5. März des folgenden Jahres die erste Stadtverordnetenwahl stattgefunden hatte, bekleidete Holke, den man mit Recht den Gründer der deutschen Stadt Kattowitz nennen kann, vom Vertrauen seiner Mitbürger getragen, das Amt des ersten Stadtverordnetenvorsitzenden bis zu seinem Tode am 27. Januar 1891.

Mit all dem Angeführten aber war nur die Grundlage zu weiterer aussichtsreicher Entwicklung gelegt. Noch galt es für das junge Stadtwesen große Schwierigkeiten zu überwinden. Zum Teil lagen sie darin begründet, daß der Ort früher unter der Grundherrschaft der Besitzer des Gutes gestanden hatte. Nun galt es, die letzten Reste dieser Bande zu lösen, feste rechtliche Grenzen zwischen Stadt und Herrschaft zu ziehen. Dabei

nahm naturgemäß jedes seine Rechte aufs äußerste wahr, und so machten sich bis in die jüngste Vergangenheit die Nachwirkungen der geschichtlich gegebenen Verhältnisse bemerkbar. Fast aus dem Nichts mußte die Verwaltung geschaffen werden. Das Inventar, das der bisherige Schulze Troll bei der Stadtwerdung übergab, bestand in einem Schreibtisch, einigen Tintensässern, zwei Nachwächtertuten, einem alten Bücherschrank und einem Aktenregal. Das war alles. Auch über Grundbesitz verfügte die Stadt zunächst nicht; erst kurz vor dem Kriege hat sie mit Rücksicht auf ihre weitere Ausdehnung nach Süden dort einen größeren Geländekomplex durch Kauf erworben.

Zunächst standen sich im Stadtbilde Altes und Neues unvermittelt gegenüber. In einer kulturgeschichtlichen Studie über Kattowitz gibt Holke folgende lebendige Schilderung: Hier und da zwischen Bauernhütten mit dem unvermeidlichen Misthaufen vor der Türe und dem rasenbedeckten Keller im Hofe ein städtisches neues Haus mit Blumengarten; neben dem Hotel, aus dessen lichtstrahlenden Saalfenstern klassische Konzertsymphonie ertönte, die Schänke, worin das vom Gejauchze trunkenen Proletarier begleitete Brummen des Basses und Kreischen der Klarinette schallte; die sehr schwer dem im Rote steckenden Galmeitarren ausweichende elegante Equipage; hier die Modedame am Arme des Sturkers, dort ein nur mit beruhtem leinenen Hemde und Beinkleid, breitkrempigem Filzhut und Holzpantoffeln ausgestatteter Arbeiter, das sind Motive für eine Skizze des Malers oder des Geschichtsschreibers jener Epoche. —

Als ich selbst im Jahre 1888 zum ersten Male nach der Rawastadt kam, hatte sich das Bild schon ziemlich gewandelt, immerhin aber waren die Spuren der Vergangenheit noch vielfach sichtbar, und dann konnte ich, als mich mein Lebensweg abermals dorthin führte und durch ein halbes Menschenalter dort festhielt, mit erleben, wie die Stadt sich streckte und streckte, wie sich die Lücken in ihr füllten und alles auf eine hoffnungsfrohe Zukunft hinwies.

Zwischen Eisenbahn und Rawa eingezwängt, hielt Kattowitz in seiner ausgesprochenen Längsrichtung das Gedächtnis an seine dörfliche Vergangenheit im Grundrisse fest. Zunächst wuchs es naturgemäß nach Westen und Osten und verschmolz so allmählich mit den Nachbardörfern Balenze und Zawodzie. Dann aber zwang es der unstillbare Ausdehnungsdrang, auch über die Bahnlinie hinüberzugreifen, und so steigt heute eine Neustadt den Abhang hinan, der über die nach der einstigen Beategrube genannten Höhe als Wasserscheide vom Weichselgebiete der Rawa zu dem der Oder, nämlich den Quellrinnen

der Młodniż bei Brynow, hinüberführt. Eine Eigentümlichkeit der Stadt im Gegensatz zu anderen Industrieorten, besonders dem benachbarten Königshütte, bildet der Umstand, daß die industriellen Anlagen sich nur rings um sie herumziehen, nicht in ihr selbst liegen. Das sichert ihr auch den freundlichen und reinlichen Charakter, der ihr im Vergleich mit der jenseits der ehemaligen russischen Grenze belegenen Stadt Sosnowitz, der schwarzen, den Namen der weißen eingebracht hat.

Das Bild des aufstrebenden Gemeindegewesens, das ich hier in flüchtigen Linien skizzieren wollte, würde unvollkommen sein, wenn ich überginge, was es auf geistigem Gebiete geleistet hat. Zeugnis davon legen in der deutschen Zeit, zum Teil in den modernsten Forderungen entsprechenden Bauten untergebracht, die Schulen verschiedenster Art ab: ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine Studienanstalt, Oberlyzeum und Lyzeum, zwei Mittelschulen und eine Anzahl Volksschulen, sowie eine staatliche Gewerbeschule, deren Räume heut die Wojewodschaftsregierung enthalten. „Deutschem Wort, deutscher Art“ war laut jetzt zerstörter Inschrift das vor zwei Jahrzehnten erbaute Stadttheater gewidmet. Und wie die innere Einrichtung, so waren auch die Aufführungen zum größten Teil musterhaft. Vor allem aber verdient der gemischte Chor die lobendste Erwähnung, der, von Professor Meister seit 1883 wirklich meisterhaft geleitet, für das ganze Musikleben Oberschlesiens bestimmend wurde und zu sei-

nen Veranstaltungen kunstsinntige Zuhörer von weither herbeizog. Meisters Beispiele († 1907) sind dann, jeder in seiner individuellen Art, seine Nachfolger von Rüpe und Maier, beide Opfer des Weltkrieges, gefolgt, und gegenwärtig hält Professor Lubrich als Leiter die Leistungen des Meister-Vereins als Zeugnisse deutscher Kunst auf derselben künstlerischen Höhe wie einst.

Noch Manches ließe sich von dem deutschen Geistesleben in der Ratowstadt berichten, die uns als willkommene Beute für das Polen-tum durch das Schanddiktat von Genf ent-rissen worden ist. Leider fehlt ja dem jungen Stadtwesen der uranfängliche bodenständige Bürgerstand, der sich z. B. in Böhmen zielbewußt und nicht ohne Erfolge den Tschechi-sierungsbestrebnungen entgegenstemmt. Aber mit dem Druck wächst auch die Kraft dagegen, und so dürfen wir hoffen, daß auch hier wie im übrigen Ostoberschlesien das Deutschtum sich immer mehr seiner inneren Kräfte be-mußt werden und sich tapfer seiner Haut wehren wird. Wenn Steine reden könnten, dann würde uns die Stadt Ratowitz immer wieder von neuem sagen, daß sie eine deut-sche Schöpfung ist. Und so Gott will, wird sie es bleiben, mag auch der Pole sich noch so sehr bemühen, sie zu einer polnischen zu machen. Und dann schlägt wohl in hoffentlich nicht zu weiter Zukunft die glückliche Stunde, wo Ratowitz wieder zum alten Mutterlande zurückkehrt!

In Treue fest.

Brüder, steht in Treue fest,
Fest zum deutschen Lande —
Wer in Not die Heimat läßt,
Den treff' Schmach und Schande!

Brüder, unser Heil erblüht
Nur im deutschen Lande.
Heil'ge Flamme uns durchglüht,
Schmiedet feste Bande.

Ungeteilt nur sind wir stark,
Trotzen Sturm und Wellen —
Immer neues Lebensmark
Strömt aus deutschen Quellen.

Ungeteilt — so sind wir groß
Auch in trüber Stunde:
Nimmermehr von Deutschland los!
Schwört's, mit Herz und Munde.

Deutsche Kraft und deutsche Art
Können nicht vergehen —
Spürt ihr nicht des stolzen Aar's
Leises Flügelwehen?

Zieht er nicht auf seinem Horst
Starke Brut auf's Neue?
Brüder drum in West und Ost,
Haltet deutsche Treue!

Gertrud Grabowski.

Aus den Werbetagen unserer Heimat.

Don Josef Kania.

Heimatland, woher dein Blüh'n,
Deine Kraft und dein Gedeihn? —
Deutsches Schaffen, deutsches Streben
Weckten dich zum neuen Leben,
Deutschem Geist und deutschem Fleiß,
Ihr' gebührt der Ruhm, der Preis!

Während die Gegenwart mit dem blutigen Ringen unserer Helden bisher alle unsere Sinne in Anspruch nahm und die Tat der Stunde die ganze Dessenlichkeit bewegt, wendet sich der Gedanke der dankbaren Empfanglichkeit nicht der Rückerinnerung und Würdigung des Friedenswerkes eines großen Mannes zu, wiewohl sein Lebenswerk die Wurzelsäfte und die Triebkräfte für den Triumph von heute und die Zukunft von morgen deutlich erkennen läßt und starke Volkstümllichkeit seinen Namen umkleidet. Und gewiß, das Schaffensfeld des Grafen Reden verdient gerade jetzt die ernsthafteste Würdigung. Ist doch das vaterländische Heldentum, das überall draußen an der ganzen Kriegssront beobachtet wurde, mit eine Frucht von dem Acker, an dessen Bestellung der Graf hervorragend gearbeitet hatte. Oder ist es nicht die überlegene Leistungsfähigkeit insbesondere der deutschen Industrie, das deutsche Können und die deutsche Arbeitsfähigkeit, zu welcher Reden bekanntlich den ersten Grund gelegt hatte, die schier zum lähmenden Schrecken für unsere Gegner geworden sind und von der ganzen übrigen Welt bewundert und angestaunt wurden?

Daß wir in der Technik unseren Gegnern überlegen waren, haben diese in bitterer Erfahrung erkannt und es auch notgedrungen in ihrem Rufen nach Munition und Waffen bekannt. Zu dieser überwältigenden Arbeitskraft gehört aber nicht bloß Fleiß und Schweiß von Millionen werktätiger Hände, sondern auch die treffliche Leitung und tüchtige Einrichtung der Werkstätten. Die Tüchtigkeit unserer Ingenieure und die Geschicklichkeit unserer Techniker, die mit Nimmermüde an der Vervollkommnung unserer Maschinen arbeiten, sowie die entsprechende Ausbildung unserer Arbeiter, deren Schulung stetig und mit größtmöglicher Sorgfalt geübt wird, bilden eine wesentliche Grundlage für die Wehrfähigkeit Deutschlands. Der nimmer ruhende technische Fortschritt hatte sich nicht allein glänzend in der unübertrefflichen und verblüffenden Leistungsfähigkeit unserer Riesengeschütze, welchen nichts standzuhalten vermochte, offenbart, sondern ist auch gleich wunderbar in der tollkühnen Tüchtigkeit unserer Tauchboote und der glänzenden, selbst vom Feind anerkannten Leistungsfähigkeit unserer

Ausfahrzeuge, wie überhaupt in der ganzen vollkommenen Ausrüstung unserer Land- und Seemacht in die Erscheinung getreten. Und wenn unsere industriellen Betriebe nicht auf der Höhe stünden, es wäre uns nicht möglich gewesen, den ungeheuren Munitions-, Waffen- und sonstigen Kriegsmaterialbedarf zu decken, den unsere verbündeten Feinde selbst bei angestrengtester Inanspruchnahme fremder Hilfe und Aufwendung enormer Geldsummen nur mit Not und Mühe ausbrachten.

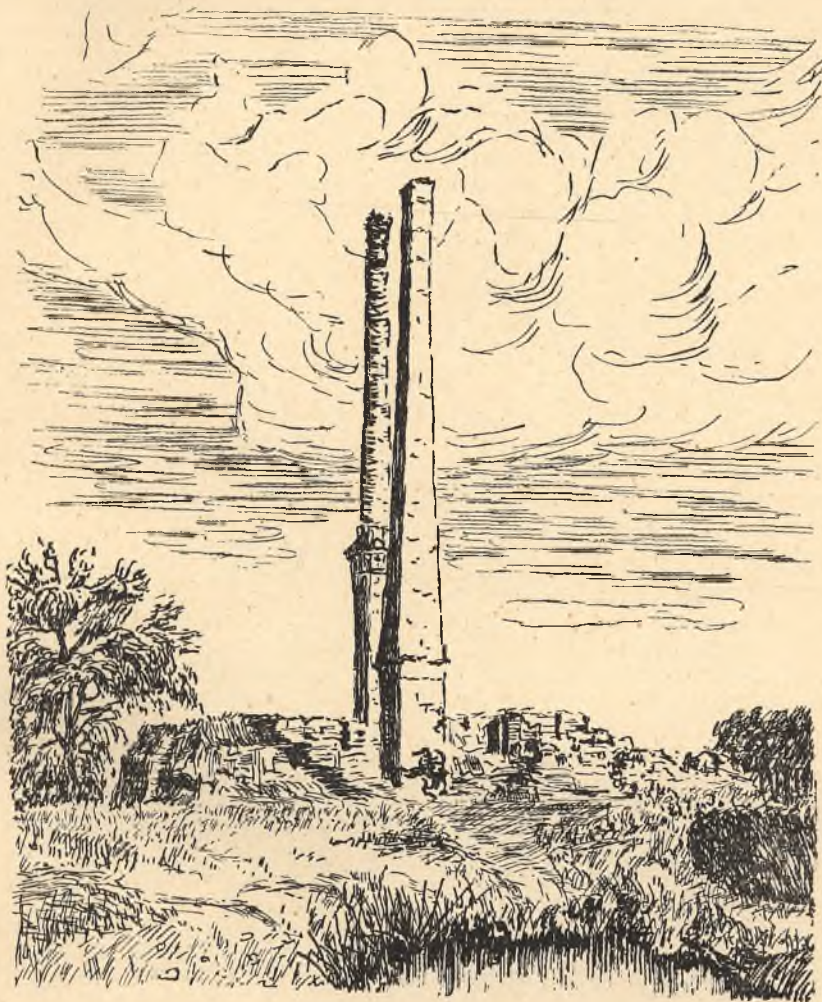
Nach diesen Ausführungen dürfte es angezeigt erscheinen, nachdem der 100. Todestag des schlesischen Oberberghauptmanns und preussischen Ministers für das gesamte Berg- und Hüttenwesen, der sein großes Werk gerade in Oberschlesien begonnen hatte, welcher am 3. Juli 1915, inmitten der erzitternden Zeit des Weltringens, jählig war und daher nur wenig Beachtung fand, nunmehr jetzt, am Ende der blutigen Tage, der verabsäumten Ehrenpflicht anlässlich des 110. Todestages nachzukommen und seines Anteiles an der Schaffung der Großmacht unserer Industrie, zum mindesten in den Hauptzügen, näher zu gedenken.

In der Stille der lauschigen Parkanlagen auf der Höhe des Redenberges bei Königshütte erhebt sich das überlebensgroße Bronzestandbild des Grafen Friedrich Wilhelm von Reden im Bergmannskleide, jenes klugen und weitblickenden Ministers König Friedrich Wilhelms II., welcher den ersten Grund zur heutigen Größe der ober-schlesischen Montanindustrie gelegt hatte, durch welche Oberschlesien eine Goldquelle für seine arbeitssame Bevölkerung und eine Pflanzstätte deutschen Geistes und deutscher Geseßung, ein Juwel in der deutschen Reichskrone geworden, leider aber durch die frevelhafte Teilung Oberschlesiens schändlicherweise verstümmelt worden ist. Stolz, reckenhaft steht der bedeutendste deutsche Bergmann da, den Fuß auf Schlesiens Marmor gestemmt, seine großen Pläne in der linken Hand, seine rechte auf eine Reithaue, des Bergmanns Wahrzeichen, gestützt, den klaren Blick nach seinen Schöpfungen, der Königsgarbe und der Königshütte gerichtet, deren rauchendes und fauchendes Schlotenmeer — unter der heutigen polnischen Wirtschaft völlig stillgelegt — einen Aufschwung von lebensfrischem Drange verkündete.

Graf Reden, 1752 zu Hameln in Hannover geboren, hat 27 Jahre lang, von 1779 bis 1806, zunächst als Oberberghauptmann den schlesischen Bergwerken und Hütten, schließlich aber als Minister dem gesamten preussischen Berg- und Hüttenwesen vorgestanden.

Seine Erstlingswerke sind die Friedrichsgrube und die Friedrichshütte bei Tarnowitz. Auf Redens Rat hatte nämlich Friedrich der Große an Stelle der erzarmen Bleierzgruben bei Silberberg, die schon seit 1754 außer Betrieb waren, die Bleierzgewinnung bei Tarnowitz eröffnet, um das Geld, das für dieses notwendige Metall von der Armeeverwaltung ins Ausland floß, dem Lande zu erhalten. Die Ausbeute gestaltete sich schon in den ersten

Studienreisen in England die Dampfmaschine kennen gelernt und ihre reiche Verwendbarkeit erkannt hatte, mußte es durchzusehen, daß eine solche „Feuermaschine“ zur kräftigeren Bekämpfung der Wasser in England bestellt und hier aufgestellt wurde. Und als bald darauf auch diese nicht ausreichte, wurden noch andere Dampfmaschinen aufgestellt, die auf Veranlassung Redens aber auf dem Eisenwerke Malapane durch Holzhausen gebaut



Alte Waldziegelei bei Matthesdorf O.S.
(Nach einer Zeichnung von H. Brzostka.)

Jahren so lohnend, daß man sich entschloß, dem Bergwerk auch eine Schmelzhütte anzufügen.

Auf der Friedrichsgrube stellten sich später unterirdische Wasser ein, die den Betrieb störten. Man wandte zu ihrer Bekämpfung die sogenannten Rostkünste an, d. h. durch Rostkraft in Bewegung gesetzte Göpel- oder Pumpwerke. Doch Reden, der auf seinen

wurden, den er auf einer Reise nach dem Harz als einen für seine großen Pläne besonders geeigneten Mann erkannte und nach Oberschlesien zu kommen bewogen hatte, wo er ihn auf dem genannten Werk als ersten deutschen Maschinenbaumeister anstellte.

Die Malapaner Werke wurden schon 1768 begonnen. Hier wurden 1788 die ersten eiserne Geschütze in Oberschlesien vollendet und

1785 die erste Bohr- und Drehmühle angelegt. So wurde Malapane zu einer der ersten deutschen Maschinenbauanstalten, die damals auch über die deutsche Grenze hinaus Interesse erregte.

Der sich immer mehr steigende Bedarf an „Feuermaschinen“ führte 1806 zu dem Entschluß, auch auf der Gleiwitzer Hütte ein Bohr- und Drehwerk anzulegen und es schließlich auch zu einer Maschinenfabrik auszubauen, deren Leitung ebenfalls Holzhäusen, der gleichzeitig die Aufsicht über sämtliche Dampfmaschinen der ganzen oberschlesischen Berg- und Hüttenwerke und des Waldenburger Kohlenreviers ausübte, übertragen wurde. Holzhäusen, dem vom Könige als ehrende Auszeichnung der Titel Maschinen- direktor verliehen wurde, kann in mehr als einer Beziehung als der Lehrmeister des deutschen Dampfmaschinenbaues angesehen werden, denn auch die ersten Dampfmaschinen des Rheinlandes und Westfalens sind aus Oberschlesien hervorgegangen.

Zu gleicher Zeit, als die erste Dampfmaschine in Oberschlesien ihre Glieder in Bewegung setzte, wurde auch im Eisenhüttenwesen eine Neuerung eingeführt, die die ganze Eisengewinnung in neue Bahnen zu lenken bestimmt war. Am 21. September 1796 wurde auf Betreiben Redens, dem auch eine reichere Steinkohlenverwendung am Herzen lag, in Gleiwitz der erste Koksofen auf dem europäischen Festlande in Betrieb gesetzt. Und bald folgten diesem drei weitere in Königshütte, nachdem daselbst 1800 ein Hochofenwerk eröffnet worden war. Die Pläne hatte Joh. Friedrich Wedding, der mit Reden einmal in England gewesen ist und sich um die Entwicklung des deutschen Eisenhüttenwesens besondere Verdienste erworben hatte, fertiggestellt.

Dank der unermüdlichen Arbeit Redens wuchs sich Oberschlesien damals zu einer Lehrstätte für die deutsche Technik aus. Für jeden Fachmann war in Oberschlesien stets Neues und Interessantes zu sehen und viel zu lernen. Und so wurde der gute Grund gelegt, auf dem die Groß- oder Schwerindustrie sich in der Folge hier zu einer Großmacht entwickelt hatte.

Es gab einmal in der Geschichte Preußens eine Zeit, wo Oberschlesien die Kitzbühel der preußischen Armee war. Hätte Napoleon I. es schon im Jahre 1807 gemerkt, daß die königlichen Hütten in Gleiwitz und Malapane allmählich bis 1813 255 Geschütze mit den nötigen Kugeln liefern würden, mit denen man ihn aus Deutschland und sogar aus Europa hinaustreiben sollte, so hätte er trotz des tapferen Widerstandes des Reiteroffiziers von Götzen in Oberschlesien dieses nicht an Preußen gegeben.

Der durch Reden in der deutschen Eisenindustrie entfachte Fortschritt wurde durch die Begründung des Deutschen Reiches und den damit anhebenden allgemeinen Umschwung gefestigt. Ganz in der Stille hatte die deutsche Industrie in der Eisenverfeinerung und in der Technik eine Vollkommenheit erreicht, die wohl kaum übertroffen werden konnte. Es wurde nunmehr kein Kriegsschiff mehr gebaut, zu dem West- und Ostdeutschlands Industrie nicht die wichtigsten Bestandteile lieferte. Aber nicht nur für die Marine, sondern auch für die ganze Armee arbeitete die deutsche Industrie in ausgedehntem Maße, wie wir dies genugsam erfahren haben.

Außer der Blei- und Eisenerzförderung wandte der eifrige schlesische Oberberghauptmann auch sein Interesse der Gewinnung von Zink aus Galmei und Blende zu. Auf seinen Vorschlag hin wurde in Scharlen der erste Ofen zum Rösten des Zinkerzes mit Steinkohlen nach englischem Muster angelegt.

Sein Hauptbestreben aber war, den schier unerschöpflichen Schatz Oberschlesiens, die gewaltigen Steinkohlenlager, zu heben und nutzbar zu machen. Die erste Dampfmaschine wurde mit Holz geheizt. Da diese Art Heizung jedoch wenig zuverlässig war, so griff man zu dem 1750 bei Ruda neu entdeckten Brennstoffe, der Steinkohle, und die Steinkohlenheizung bewährte sich vorzüglich.

Nur auf den Privatabsatz der Steinkohlen wirkte der große Holzreichtum Oberschlesiens anfangs sehr hemmend. Reden war aber ein Mann, der einem einmal gesteckten Ziele mit aller Kraft zustrebte. Und in der Tat gelang es ihm auch, durch umsichtige Maßnahmen alle Schwierigkeiten zu überwinden. Reden gewährte jedem Besitzer, der einen neuen Kalk- oder Ziegelofen mit Steinkohlenfeuerung einrichtete, nicht nur Prämienfelder, sondern auch eine zeitlang freie Kohle, sogar freie Anfuhr. Und dieselbe Vergünstigung erhielt auch jeder andere größere Gewerbetreibende, wenn er in seinem Betrieb die Kohlenheizung einführte.

Um das Vorurteil, die Steinkohlenheizung sei der Gesundheit nachteilig, zu widerlegen, ließ er alle Wohnungen seines Schlosses zu Buchwald mit Steinkohlenheizung versehen. Er verbreitete auch Zeichnungen und Beschreibungen von Öfen, die für Kohlenheizung berechnet waren. So gelang es ihm nach und nach, die Bevölkerung für die Verwendung der Steinkohle zu gewinnen. Und so legte Graf Reden im Jahre 1791 eine Grube bei Chorzow, die Königsgrube, und 1798 bei Zabrze die Königin-Luise-Grube an.

Der unglückliche Krieg von 1806 und 1807 brachte es mit sich, daß die Staatsausgaben beschränkt und daher auch mehrere Staatsdiener außer Stellung gesetzt werden mußten.

Auch Neden erhielt seine Entlassung. Es heißt aber auch, daß Neden auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, der den Grafen ebenso wie den Freiherrn von Stein haßte, gehen mußte. Er nahm seinen Aufenthalt in Buchwald im Hirschberger Kreise. Auch in der schweren Zeit leistete Graf Neden seinem Könige treue Dienste durch Anhänglichkeit, weise Ratsschlüsse, materielle Opfer und unverzagtem

letzte Freude. Er starb am 3. Juli 1815 und wurde in der Abtei zu Buchwald beigesetzt.

Für seine Verdienste auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens, die ihm mit Recht den Beinamen „Deutschlands größter Berg- und Hüttenmann“ einbrachten, sowie als Begründer und Förderer der Kulturentwicklung Oberschlesiens, wurde Neden von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben.



Altes Haus in Mikulskühü OS.

(Nach einer Zeichnung von H. Brzostka.)

Mut und suchte so auch seinerseits soviel als möglich zur Wiederaufrichtung des von Napoleon niedergeworfenen Staates beizutragen.

Im Jahre 1812 erkrankte er an einem alten Lungenleiden. Und obwohl schwer leidend, nahm er an der Bewegung von 1813 und 1814 doch weiter lebhaften Anteil, und die Siege Blüchers und Wellingtons erfreuten ihn außerordentlich. Leider war dies seine

Wie aufrichtig sein Tod von den Bewohnern seiner Güter, denen er viel Gutes erwiesen hatte, und von den schlesischen Bergleuten, die ihn, der sie so häufig bei ihrer Arbeit besuchte und sich mit ihnen aufs freundlichste unterhielt, liebten, betrauert wurde, das offenbarte sich durch das immer wiederholte liebevolle Andenken an den Menschenfreund. Lange Zeit hörte man diese oftmals ausrufen: „Als unser seliger Herr Graf noch

lebte“, oder „Wenn das unser alter guter Graf sähe“, oder „Das hat der beste Bergmann, unser guter Berghauptmann, gesagt“.

Seine Gattin aber, die ihn auf seinen Reisen begleitete, schreibt über seine Tätigkeit in einem hinterlassenen Briefe aus Kreuzburgerhütte: „Redens Fürsorge erstreckte sich auf das Größte wie auf das Kleinste; nirgends verließ er sich auf die Berichte der Beamten, sondern sah selbst nach, belehrte, ermunterte und tadelte, wo es nötig war. Besonders sorgte er auch für die Ausbildung junger Männer; er gewährte ihnen Unterstützung, sah ihre Arbeiten durch und überzeugte sich von Fleiß und Fortschritten; wenn er auf den Hüttenwerken war, so mußten sie ihn begleiten und den Beratungen beiwohnen. Aus diesen jungen Männern gingen tüchtige Beamte hervor. Als Reden vor 22 Jahren in preussische Dienste trat, war die Gegend an der Kreuzburgerhütte nichts als wüstes Sumpfland. Er entdeckte Minen und setzte andere von neuem in Betrieb, er baute Hüttenwerke und gründete Kolonien und bevölkerte sie mit ehrlichen deutschen Leuten, und jetzt atmet alles in diesem Umkreis von 20 Meilen Glück und Wohlstand. Mein Mann wird wie ein Vater von allen verehrt und geliebt; wenn er ankommt, umgeben sie ihn mit Tränen des Dankes und der Freude, und Reden dankt Gott, daß er Gutes tun konnte. Hier, wo jährlich kaum 100 Taler ausgegeben wurden, beträgt der Umsatz jetzt über 100 000 Taler, und das alles ist die Frucht eines schöpferischen und wohlthätigen Geistes.“

Die fürsorgliche Mutter, die Industrie, In Oberschlesien gedeihe und blüh'; Es rauche das Kohl, es glühe das Erz, Erfreue den Knappen, des Werkmannes Herz.

Damit wäre an der Hand des Lebensbildes Redens in weitläufigen Zügen ein Bild vom Aufschwung der Industrie Oberschlesiens gezeichnet. Im Nachstehenden aber soll an einem Bilde im engeren Rahmen insbesondere seine wirtschaftliche Hebung durch die Industrie näher beleuchtet werden.

Schlesiens Geschichte reicht etwa bis zum Jahre 1000. Was darüber hinausgeht, beruht auf Vermutungen. Um jene Zeit nun war das Licht des christlichen Glaubens den Polen aufgegangen, und das hatte diese mit den Deutschen, welche sich schon früher zum Christentum bekannten, in engere Fühlung gebracht. Dadurch ward der Weg zum friedlichen Vordringen des Christtums nach Osten geöffnet. Und während die Ordensritter unter dem Kreuze im Norden im harten Kampfe um Deutschlands Zukunft stritten, hielt das Christtum in Schlesien mit der Art in der friedlichen Hand des Walдарbeiters und der Pflugschar und dem Hammer in der Hand des fleißigen Landmannes und des be-

triebsamen Handwerkers siegreichen Einzug. Mit Anerkennung und hoher Befriedigung gedenkt dieser geschichtlichen Tatsache Dr. Partsch mit den Worten: „Auf keinen seiner Waffengänge kann das deutsche Volk stolzer sein, als auf diesen Triumph der friedlichen Arbeit freier Männer.“ Gustav Freytag, einer der besten Söhne des Schlesierlandes, aber sagt: „Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntnis des Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein imstande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen.“

Man nennt Schlesien ein deutsches Kolonialland. Und das mit Recht. Es ist einmal nicht abzuleugnen, daß die Ansiedlung im wahren Sinne des Wortes und die Kultivierung Schlesiens ein deutsches Werk ist. Besteht doch die deutsche Kolonisation hier schon Jahrhunderte lang und hält auch heute noch an. Immer und immer strömen auch heute noch deutsche Zuzügler und Auswanderer aus West- und Süddeutschland nach Schlesien, insbesondere Oberschlesien, wo sie als bewährte Pioniere auf den verschiedenen neuerschlossenen Gebieten des Gewerbes und der Industrie sich auch weiter erweisen.

Nun noch einiges mehr zur wirtschaftlichen Hebung Oberschlesiens. Die arme Bevölkерung unserer Heimat, des äußersten Ostwinkels, des vielgeschmähten Oberschlesiens, bewohnte noch zur Zeit Friedrich des Großen elende Behmhütten, mit Stroh gedeckt, wie man sie heute noch drüben im benachbarten Polen und Galizien vorfindet, und ernährte sich kümmerlich von dem kargen Ertrage der kleinen und nur wenig fruchtbaren Ackerfeldmarken. Das wenige Vieh, ein kleines Pferd und eine unansehnliche, magere Kuh, für gewöhnlich der ganze Stolz eines Bauern, wurde im nahen Walde gehütet und mußte sich der Hauptsache nach mit dieser nichts weniger als kraftvollen Nahrung begnügen. Kein Wunder auch, daß der schwache Gaul nicht imstande war, den Boden durchgreifend durchzuarbeiten, und die elende Kuh, die noch mit am Pfluge abgemartert wurde, einen nur kläglichen Ertrag an Milch und Butter erbrachte. Die Ernte fiel gewöhnlich recht dürftig aus. Selbst zu Beginn des 19. Jahrhunderts dürfte der Kultursfortschritt des übrigen Deutschland den oberschleissischen Bauer, den Abkömmling der Chrobaten, noch wenig berührt haben. Für Neuerungen war er schwer zu haben. Und hatte der Bauer nur für den Winter seine Kartoffeln, so war er damit bei Milch und Kraut schon zufrieden. Gewiß eine bewundernswerte Genügsamkeit! Jede schlechte Ernte aber brachte hier Verhältnisse hervor, die man sonst mit „Hungersnot“ bezeichnet. Den jetzt Lebenden ist in dieser Be-

Zu Prof. Dr. Knötel:
„Von der Industrie
zur Kunst.“



Eisenfiligranschmuck:
Halskette
Broche
und 2 Kreuze.





Steingutteller, Ratibor.



Springbrunnen, Knabe m. Schwan.

ziehung nur noch das unglückliche Jahr 1847 mit seinem obereschlesischen Hungertypus in Erinnerung. Geht man aber in der Geschichte weiter zurück, so findet man schon in den Amtsblättern des alten Kreises Beutten, daß der Hungertypus ein regelmäßiger Gast in der Gegend war.

Nun, mit dem Einzuge und der Ausgestaltung der Industrie hatte dieses Elend ein Ende. Der Landbau und die Viehzucht sind jetzt auf ein Minimum herabgesunken. An der Stelle der wenigen, elenden Holzhütten erheben sich in endlosen Reihen massige Ziegelrohbauten — nunmehr villenartige Siedlungen mit freundlichen Gärten — welche von Tausenden von Arbeitern bewohnt werden. Der kleine Bauer von früher hat sein Anwesen, das ihm nur ein kärgliches Brot gespendet, unter günstigen Verhältnissen an die Industrie-gesellschaft verkauft, hat vielleicht die Gegend verlassen und sich in einer anderen, ertragreicheren, unter günstigeren landwirtschaftlichen Verhältnissen ein neues Heim gegründet oder hat den Pflug mit der Reihhaue oder dem Schürhafen vertauscht. Und ist er ein nüchterner und fleißiger Arbeiter geworden, der die Arbeit als ein notwendiges Gebot ansieht und den verdienten Groschen zu schätzen weiß, so hat er sein regelmäßiges, anständiges Auskommen, er ist glücklich und mit seinem Lose zufrieden. Aber auch seine Kinder sind glücklich, wenn sie seinem Beispiele gefolgt sind.

So hat sich das Leben des kleinen Bauern gestaltet. Nicht so leicht und schnell hatte sich aber der besser situierte Bauer mit dem neu auflebenden Geiste, den die Industrie wachgerufen, befreundet. Als letztere ihre segensreiche Tätigkeit so recht zur Entfaltung brachte und von allen Seiten Geschäftsleute und Gewerbetreibende herbeigezogen kamen, da wurde es ihm vor dem wunderbaren Treiben unheimlich zumute. Der großartige Aufschwung des Verkehrs wirkte beängstigend auf ihn, und ein gewisses Miß- und Unbehagen erfaßte ihn. Jeden Fortschritt, der ihn in seiner idyllischen, altgewohnten Ruhe störte, bekämpfte er mit blindem Haß und starkem Trotz. Mit zäher Hartnäckigkeit hielt er fest an dem Altgewohnten und Alterlebten, und nichts war imstande, ihn zu bewegen, auch nur um Haarsbreite davon abzuweichen. Erst als er sah, wie mit einemmale sein Grundbesitz den doppelten, drei-, ja zehnfachen Wert annahm und er so über Nacht zu einem reichen Manne geworden war, da vermochte sein frostiges Wesen den auch ihn mild und warm trefsenden Strahlen der Lebenssonne des neuaufliehenden Frühlingmorgens der Industrie, jener gewaltigen, nimmer rastenden Macht, welche die obereschlesische Heimat in ein Gebiet reichsten Gewerbefleißes umgewandelt, zur

Quelle volkswirtschaftlicher Wohlfahrt und zum Träger deutscher Bildung gemacht, nicht länger zu widerstehen.

Das rapide Anwachsen der Bevölkerung und der reiche Geschäftsverkehr machten es, daß seine Felderzeugnisse begehrenswerter wurden und im Preise stiegen. Sie erbrachten ihm jetzt einen ungleich höheren Gewinn als früher. Das reizte ihn, setzte ihn aber auch in den Stand, letzteren durch intensivere Kultur, durch besseres und vermehrtes Viehmateriale und reichere Düngung noch zu steigern. So gelangte er zu einem gewissen Wohlstande, der ihn nicht mehr schüchtern und ängstlich in die Welt blicken ließ, in ihm vielmehr jetzt das Verlangen nach noch mehr weckte und seinem Geschäfts- und Spekulationsgeiste immer neue Nahrung gab.

In den Wintermonaten, wo die Landwirtschaft so gut wie ruht, hielt er es jetzt nicht mehr aus, tagelang mit der Tabakspfeife im Munde langausgestreckt auf der Dienbank zu liegen. Er hatte ja ein leistungsfähiges Gespann oder gar zwei, und die Industrie bot soviel Gelegenheit zur Vekturanz und verschiedenen anderen Gespanndiensten. Er nutzte diese Gelegenheit fleißig aus und verdiente sich ein schönes Stück Geld. Er hatte auch den Wert der Erbschätze, die im Schoße seiner ausgedehnten Feldmarken ruhten, erkannt. Bald erhoben sich auf denselben Feldziegeleien, Sandgruben wurden aufgedeckt, und allenthalben in Feld und Au entwickelte sich ein geschäftiges Treiben. Der Landbau und die Viehzucht wurden eingestellt. Eine ungeahnte Banlust wurde rege und die der Industrie-gegend eigentümlichen Rohbauten schossen jetzt wie Pilze aus dem Boden hervor. Die Feldmarken wurden in Bauplätze umgewandelt, und im Au reichten sich Sträße an Sträße. Das ärmliche Landidyll und mit ihm der menschenscheue, trübe dreinschauende und vergrämte polnische Bauer sind verschwunden. Aus den Trümmern des Elends und der Sorge ist ein neuer Geist, ein Geist voll Lebenslust, stark und mächtig, entstanden. Die durch den Frost des Kulturstillstandes bestehende völlige Erstarrung des volkswirtschaftlichen Lebens ist behoben; das Dunkel der Nacht der Lebenssorge, welche beängstigend auf der ganzen Gegend lastete, hat sich gelichtet, und der Geist der bitteren Armut, der hier seine Schreckensherrschaft aufgeschlagen hatte, mußte weichen. Jede Spur jener Herrschaft ist verschwunden, und im schönsten Glanze erstrahlt die Sonne des Kulturfortschritts. Es regt und hebt sich allenthalben. Alles atmet frisches, neues Leben. Tausend fleißige Hände, im munteren Verein, schaffen und weben, und das Streben kennt kein Ende.

Nirgends Stillstand, nirgends Rückgang, überall Fortschritt, Gedeihen und Blühen! — Wenn wir am Schlusse dieser Betrachtung auf die Kulturgeschichte unserer Heimatprovinz in ihrer Entwicklung noch einen Rückblick werfen, so müssen wir der Wahrheit die Ehre geben: Daß der gewaltige und ungeahnte Fortschritt, der sich auf allen Gebieten in Volksbildung, in Handel und Verkehr, in Ackerbau und Viehzucht, in Gewerbe und Industrie, in Bergbau, in Kunst und Wissenschaft kundgibt, einzig deutscher Kraft und deutschem Fleiße unter der machtvollen und weisen Regierung deutscher Fürsten zu danken ist.

Und wie die Kulturgeschichte Mittel- und Niederschlesiens, so ist auch die Oberschlesiens eine rein deutsche. Es ist die Geschichte seiner Industrie, die von Deutschen ins Leben gerufen, gepflegt und auf die Höhe gebracht wurde. Deutschgesinnte Fürsten zogen deutsche Berg- und Hüttenleute nach Oberschlesien, erbauten deutsche Klöster, deutsche Dörfer und

deutsche Städte. Und als im 14. Jahrhundert der Bergbau in Oberschlesien durch die Ungunst der natürlichen Verhältnisse erloschen war, da war es ein Hohenzoller, Markgraf Georg, der ihn von neuem ins Leben rief. Und ein Hohenzoller, Friedrich der Große, war es wiederum, welcher der obereschlesischen Bergwerks- und Hüttenindustrie das Fundament schuf, auf dem sie sich zu der Blüte entwickelte, der sie sich vor dem Weltkrieg rühmen durfte. So erklärt es sich, daß wir überall, wohin wir in Oberschlesien blicken, sowohl in den Zeugen der Gegenwart, wie in denen der Vergangenheit, deutsche Arbeit und deutsche Kultur gewahren. Und zweifellos: Auch das fernere Gedeihen und Blühen Oberschlesiens liegt einzig in dem weiteren schöpferischen Fortwirken desselben Geistes, der auf dem wiedereroberten Boden des alten Vandalenreiches neues Leben weckte. Darum Oberschlesier: Gedenke allzeit dankbaren Gefühls, daß du ein Deutscher bist! —

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!
Der deutschen Bildung reichen Segen
Mit Liebe sollst du allzeit hegen.
Pflieg' deutsche Einheit, laß allen Zwist,
Gedenk', daß du ein Deutscher bist!

Halb' fest zum deutschen Vaterland!
Für deutsche Treue, deutsche Sitten
Sei allzeit männiglich gestritten.
Mit glühndem Herzen und fester Hand
Steh' ein fürs deutsche Vaterland!

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!
Vor allem gilt's in unsern Tagen
Mit echtem, deutschem Mut zu schlagen,
Des Feindes Tücke, Macht und List —
Gedenk', daß du ein Deutscher bist!

Der Ring im Brunnen.

Es geht ein leises Rauschen
Und Raunen durch das Korn;
Ich hör' ein Mägdlein klagen
Beim wilden Hagedorn:

„Es fliegen bunte Falter
Wohl um den süßen Klee —
Ich hab' mein Lieb verloren,
Drum trag' ich tiefes Weh'.

Noch hör' ich seine Stimme —
Wie war sie traut und hold!
Noch gleißt an meinem Finger
Sein Ring aus rotem Gold...

Ich stand allein am Brunnen,
Da klang des Jägers Horn —
Die Rosen wollt' ich pflücken,
Stieß mir in's Herz den Dorn.

Sie zog den Ring vom Finger
Und warf ihn in die Glut:
„Du kühles Wasser, lösche
Auch meines Herzens Glut!“

Doch wenn der Tag verdunkelt,
Steigt auf aus tiefem Schacht
Der Ring des falschen Knaben
Und leuchtet durch die Nacht.

Gertrud Grabowski.

Von der Industrie zur Kunst.

Von Professor Dr. P. Knötel.

„Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen gesicherten Absatz hätte. Ich will mich beeifern, meine Untertanen die doppelte Kunst zu lehren: ihr Geld zu sparen und Geld zu verdienen.“ Goldene Worte Friedrichs des Großen — ein klares wirtschaftliches Programm, ohne dessen Durchführung das arme Preußen es nie zu der Weltstellung gebracht hätte, die es noch bis vor wenig Jahren innegehabt hat. Durch die Gewinnung Schlesiens war diesem armen, fast nur auf agrarischer Grundlage erwachsenen Staatswesen eine reiche Provinz angegliedert worden. Aber auch für sie galt des großen Königs Wort, und vielleicht um so mehr, da gerade bei ihrem Reichtum die Gefahr des Faulwerdens noch näher lag. Friedrich fand hier vor allem eine blühende Leinen- und Wollindustrie vor. Es ist rührend, zu beobachten, wie er sich alle Mühe gab, sie immer leistungsfähiger zu machen und ihnen neue Absatzgebiete zu erschließen, die wiederum Geld vom Auslande in seine Staaten fließen ließen. Aber dabei blieb er nicht stehen. Auf einer Reise, die der erst sechsunddreißigjährige Herrscher im Jahre 1748 durch unsere Provinz machte, merkte er sich an, daß in Gleiwitz mit Nutzen eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen, in Tarnowitz bei dem Waldreichtum der Umgegend eine Kunstschreinerei angelegt werden könnte, für die im Auslande Leichen und Krafau gute Absatzgebiete sein dürften. Wir sehen schon daraus, mit welcher Umsicht er die Einführung neuer Fabrikationszweige im Auge hatte. Die Hauptfache dabei war ihm, seine Staaten vom Auslande soviel als möglich unabhängig zu machen und damit das Geld im Lande zu behalten, dagegen durch wachsende Zufuhr neues hereinzubringen.

Das alles waren Erwägungen wirtschaftlicher Art; mit Kunst hatten sie zunächst nichts zu tun. Aber in der Folge sollten sie auch dieser zugute kommen, und das strahlt die Umsicht Lügen, als ob der blühenden Periode des Barock unter den Habsburgern eine völlig kunstlose preussische Zeit gefolgt sei. Gewiß trug die neue Kunst andere Züge, streng preussische, könnte man sagen, aber sie war da, und gerade Oberschlesien, dem auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens eine große Zukunft bevorstand, hat an ihr besonderen Anteil.

Schon im Jahre 1741 war es Friedrich unangenehm aufgefallen, daß seine neue Provinz die Erzeugnisse der Glasindustrie hauptsächlich aus Böhmen bezog. Infolgedessen erließ er im folgenden Jahre den strengen Befehl,

daß in Breslau auf dem Salzringe (dem heutigen Blücherplatz) eine Faktorei der Glashütte in Küstlin mit Waren im Werte von 4000 Talern errichtet werden sollte. Der Erfolg aber war gering, da die Erzeugnisse den Breslawern zu teuer erschienen und auch sonst nicht gefielen. Darauf erfolgte das völlige Verbot der Einführung des böhmischen Glases, und das führte naturgemäß zur Erzeugung von Glaswaren im Lande selbst. Zur Zeit Friedrichs wurde als erste Glashütte die von Bodland im Kreise Rosenberg errichtet. Später wuchs deren Zahl auf elf in der ganzen Provinz, von denen die meisten aufgrund des Holzreichtums in Oberschlesien lagen. Sie lieferten wohl auch geschliffene Ware, standen aber hinter auswärtigen Hütten zurück. Nur in Czarnowanz bei Oppeln versuchte man sich sogar in der Nachahmung venetianischer Ziergläser und Vasen mit eingeschnittenen Farben.

Ganz auf die Anregungen des Königs ging die Fayenceerzeugung in Oberschlesien zurück. Ihre erste Stätte war Proskau im Oppelner Kreise, wo der Grundherr Graf Leopold von Proskau im Jahre des Hubertusbürger Friedens eine Fayencemanufaktur mit Hinzuziehung von Arbeitern aus den Fabriken von Holitsch in Ungarn und der Honnouchschen in Straßburg errichtete. Ihre Geschichte läßt sich in drei Teile zerlegen. Der erste Zeitraum umfaßte die Jahre 1763 bis 1769 bis zum Tode des Grafen. Vorbilder lieferten die genannten Fabriken, und so finden wir denn Gefäße verschiedenster Art mit großen Blumen. Die zweite Periode unter dem Besitz des Grafen Dietrichstein bis 1783 wandte sich mehr und mehr auch der Erzeugung von Figuren, Menschen, Tieren und Pflanzen zu, die zu verschiedenen Zwecken, z. B. als Tafelaufsätze, Leuchter, Dosen, Tintenfassern u. a. dienten. In der Formgebung gibt sich der Uebergang vom Rokoko zum Bopz zu erkennen. Im Jahre 1783 ging die Fabrik mit der Herrschaft Proskau in die Hände Friedrichs des Großen über. Das figürliche Element tritt allmählich zurück, um in den Formen der Gefäße dem strengeren Klassizismus Platz zu machen. Von 1788 an begann in Nachahmung englischer Muster die Erzeugung von Steingut einzusetzen. Besonders beliebt wurden auf Anregung des Hofrats Wach in Breslau Vasen und andere Gefäße im sogenannten Etrurischen Stile, die antike Gestalten, schwarz oder rot, auf dem umgekehrten Farbengrunde zeigen. Seitdem die Fabrik 1823 in den Besitz von Johann Friedrich Dichtl übergegangen war, erzeugte sie

fast nur noch Gebrauchsware bis zum Jahre 1853.

Neben Proskau entstanden in der Zeit des großen Königs noch die Manufakturen in Glinitz und Wierschie (Kreis Lublinitz). Die erstere schloß sich an die 1752 bei dem Dorfe Zborowsky angelegte Tabakpfeifenfabrik an, erblühte aber erst 1767, als sie unter der Gräfin von Gaschin nach dem genannten Orte verlegt worden war. Eine Eigenart ihrer Erzeugnisse, die sich sonst an Proskauer Vorlagen hielten, bildeten große Vasen mit plastisch aufgelegten Blumensträußen, Kännchen in Form von Papageien und Deckelboxen in Gestalt verschiedener Tiere. Von geringerer Bedeutung ist die Fabrik von Wierschie, die 1775 von drei Handwerkern aus Glinitz begründet wurde und trotz des Einspruches der Gräfin Gaschin die königliche Konzession erhielt.

Der Wende des Jahrhunderts gehören die Fabriken von Ratibor (Ostrog) und Tillowitz an. Die Beliebtheit der englischen antifizierenden Wedgwoodware veranlaßte einen Engländer, namens Josef Beaumont, eine Manufaktur für solche in Ratibor 1794 zu errichten, die schon 1803 in die Hände eines gewissen Salomon Baruch überging, um nun nur noch Steingutware hervorzubringen. Ihre Formen sind meist streng antik. Um 1800 begründete der Proskauer Modelleur, Maler und Kupferstecher Johann Degotichou, wahrscheinlich mit Unterstützung des Grundherrn, des Grafen Praschma, eine Fayence- und Steingutfabrik in Tillowitz (Kr. Falkenberg), die bis 1906 in Betrieb war, sich zuletzt aber nur mit der Erzeugung von Porzellan-geschirr beschäftigte. Es lag in der ganzen Richtung des 19. Jahrhunderts begründet, daß alle diese Fabriken, soweit sie sich überhaupt hielten, das künstlerische Element fast ganz ausschalteten. Um so höher werden gegenwärtig die älteren Erzeugnisse bewertet und erzielen im Kunsthandel Viehhäberpreise. Prächtige Proben aus allen Gründungen und ihren einzelnen Perioden besitzen das Breslauer Kunstgewerbemuseum, sowie das ober-schlesische Museum in Gleiwitz und das in Bentzen. In neuester Zeit hat die Porzellanfabrik von Schlegelmilch in Tillowitz die alte Ueberlieferung mit Glück und Erfolg aufgenommen und liefert hervorragende Kunstwerke in technisch vollkommenem Figurenbrand nach Künstlermodellen.

Eine andere eigenartige Kunst hat sich auf dem Boden Oberschlesiens im Anschluß an die staatliche Eisenhütte in Gleiwitz entwickelt. Sie war im Jahre 1794 begründet worden. Im Jahre 1813 gewann sie, nachdem Preußen im Tilsiter Frieden alle Werkstätten seiner Eisenindustrie außer in Oberschlesien verlor, noch eine besondere Bedeutung, indem sie dem

Staate 255 Geschütze und zahllose Mengen von Geschossen lieferte. „Minister von Reden,“ so sagt Partsch in seiner schlesischen Landeskunde von dem Schöpfer des ober-schlesischen Berg- und Hüttenwesens, „erlebte noch den großen Tag, an dem Gleiwitzer Kartätschen und Tarnowitzer Blei den letzten Feind nieder-schmetterten, der Schlesiens Boden betreten hat.“ Dieselbe Stätte nun, von wo diese todbringenden Geschosse ausgingen, war aber zugleich der Sitz einer fesselnden Kunstindustrie. Es war damals eine arme Zeit. Schmuck und Medaillen in kostbarem Stoffe waren den meisten zu teuer. Und so setzt denn die Gleiwitzer Gießerei neben der Berliner ein, indem sie z. B. nach Entwürfen hervorragender Meister solche Erzeugnisse in Eisenguß herstellte. Neben den Eisernen Kreuzen, die aus diesen beiden Hütten hervorgingen, standen hier auch Halsketten, Anhänger in Kreuz- und anderer Form aus dem billigen Stoffe, entsprechend dem jene Tage charakterisierenden Ausspruch: Gold gab ich für Eisen. Besonders anziehend aber sind die zahlreichen Bildnismedaillen mit den Reliefsköpfen hervorragender Persönlichkeiten, wie der Königin Luise; aber auch der vermögende Privatmann ließ gern für Verwandte und Freunde sein Bildnis in dieser Form herstellen. Dabei blieb man aber nicht stehen. Außer Vasen, Uhrgehäusen, Schreibzeugen u. a. wurde auch die Kleinplastik in den Bereich der Fabrikation gezogen. Werke der berühmtesten Bildhauer jener Tage, wie Canova, Thorwaldsen, Schadow und Rauch wurden hier vervielfältigt und gelangten damit in die weitesten Kreise der gebildeten Welt, soweit sie — und das war nur zu oft der Fall — nicht imstande war, Nachbildungen in edlerem Stoffe zu erwerben. Aus der praktischen Schule der Gleiwitzer Hütte sind die beiden großen ober-schlesischen Bildhauer Theodor Kalbe (1801—1863) und August Riß (1802—1865) hervorgegangen, deren Namen in der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielen. An Riß erinnern auf dem Boden Oberschlesiens noch sein Knabe mit dem Schwam und das Reden-Denkmal in Königshütte, sowie eine Marienfigur bei der katholischen Kirche von Niechowitz, während wir die Ober-schlesien nächstgelegenen Schöpfungen von Riß in Breslau suchen müssen, die Reiterstandbilder des Alten Fritz und Friedrich Wilhelms III. auf dem Ringe dieser Stadt. Das Schicksal der Fayencefabriken, während des letzten Jahrhunderts teilte auch die Gleiwitzer Eisenhütte; das künstlerische Wirken erlosch und ist erst in jüngster Zeit unter der Leitung von Fritz Reßner zu neuem Leben erwacht.

Industrie und Kunst — wir haben gesehen, wie diese scheinbar einander so feindschaften

Schwestern auf dem Boden Oberschlesiens sich gegenseitig gefördert und dadurch Bedeutsames geleistet haben. Unsere Tage sind der Entfaltung der Kunst nicht günstig. Wenn aber trotzdem, wie wir sahen, in Tillowitz und Gleiwitz nach längerer unfreundlicher Unterbrechung die alte Ueberlieferung wieder aufgenommen ist, wenn ferner in Reisse die Ost-

deutschen Kunstwerkstätten sich gut zu entwickeln scheinen, so ist die Hoffnung gestattet, daß auch in der Zukunft Kunst und Industrie, sich gegenseitig befruchtend, nach einer Zeit künstlerischer Dürre, wieder ästhetisch Befriedigendes, wie überall so auch in Oberschlesien, hervorbringen werden.

Tausend Lichter. . .

Tausend Lichter brennen in deinem Saal,
 Wenn dein Pfad zu den Höhen des Sommers steigt—
 Wenige Lichter schimmern dir nach zu Tal,
 Wenn dein Weg sich in herbstliche Nebel neigt. . .

Und wenn Wintersturm durch die Ebene pfeift,
 Löscht vielleicht die letzte der Leuchten aus —
 Und es kommt, daß dich fröstelnder Schauer ergreift,
 Trittst du ein in dein verdunkeltes Haus.

Tausend Kerzen erloschen in deinem Saal —
 Siehe: es wartet dein Abend still auf das Licht,
 Das in starkem, zündendem Gottesstrahl
 Aus dem Schacht deiner eigenen Seele bricht!

Irma Erben-Sedlaczek.

Heckenrosenstrauch.

Welch' süßer Duft vom nahen Feldesrain,
 Den, rosig überhaucht das Weiß der Blüten,
 Der Heckenrose Wildgesträuch umsäumt,
 Als wollt's des Bauern Grenzmark treulich
 [hüten.

Bald wird der Herbststurm über Stoppeln
 [weh'n,
 Und rings erstorben ist das Sommerblühen;
 Doch sieh'! Am Dorngesträuche neue Pracht,
 Ein purpurfarben blutigrotes Glühen.

Der Vöglein Sang, die einst im zarten Lenz
 Ihr Nest gebaut im sicher'n Dornentrutze,
 Er ist verstummt; nun kränzt das leere Heim
 Der Strauch mit seinem schönsten Blütenputze.

Rubinengleich im Sonnengolde gleißt
 Des Strauches Diadem rings in der Stille,
 Eh' er, entlaubt und sturmesmüd' gebeugt,
 Empfängt des eiß'gen Winters weiße Hülle

Als wollte er der Liebe, die all dort
 Asyl gefunden, ihre Treue lohnen,
 Schützt er mit scharfer Wehr und holder Zier
 Das Mal vom friedvollen Beieinanderwohnen.

Eh' er in Schlaf und süßes Träumen sinkt
 Vom sonnenfrohen Osterauferstehen,
 Von seiner Vöglein treuer Wiederkehr,
 Da lau des Lenzes linde Lüfte wehen.

R. Karger.

Kulturarbeit in Oberschlesien in alter und neuer Zeit.

Eine Übersicht der geistigen Entwicklung Oberschlesiens vom 13. bis ins 20. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Paul K l e m e n z - Breslau.

Das uns entriffene Ost-Oberschlesien hat wiederum das Wort von dem erst nach seinem Verlust richtig erkannten Wert eines Gutes bestätigt. Wie geringschätzig blickte man in früheren Zeiten im Westen und Süden Deutschlands auf das Land rechts von der Oder, das angeblich so sehr, in Wirklichkeit nur in mancher Hinsicht zurückgeblieben war, wie klagte man über den Mangel an geistigem Fortschritt in dem noch im 20. Jahrhundert für polnisch gehaltenen Lande, ohne eine Ahnung zu haben, bis zu welcher wirtschaftlichen und geistigen Höhe sich schon am Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur der Industriebezirk, sondern auch die übrigen Teile Oberschlesiens emporgeschwungen hatten. Und man horchte auf und war erstaunt, als bei der immer größer werdenden Gefahr eines Verlustes dieses wertvollen Teiles Schlesiens eine großzügige, überall einsetzende Aufklärungs-Propaganda auf die Bedeutung und hohe Kultur dieses Landesteils aufmerksam machte.

Aber das Unglaubliche geschah: Ausaround einer von landfremden Leuten gefällten Entscheidung, die nach dem Auspruch eines der berufensten Kenners der Verhältnisse, Kanonikus Wliska, juristisch ein Rechtsbruch, politisch eine Torheit und wirtschaftlich ein Verbrechen war, wurde eine seit Jahrhunderten bestehende Kulturgemeinschaft gewaltsam durchgeschnitten und zerrissen und beiden getrennten Teilen ist es schmerzlich zum Bewußtsein gekommen, was sie gegenseitig verloren haben. Denkt man hierbei zunächst meist an die materiellen Verluste und wirtschaftlichen Schädigungen, so darf man ebenso wenig den geistigen Schaden unterschätzen, den wir durch den Verlust einer so großen Anzahl von blühenden Volks- und höheren Schulen, Bildungsanstalten, Kunststätten, religiösen und kulturellen Einrichtungen, führenden Persönlichkeiten, Vertretern von Kunst, Technik und Wissenschaft erlitten haben, und der sich täglich vergrößert, wenn wir sehen, wie man immer rückfälliger versucht, das Deutschtum und deutsche Bildung zu unterdrücken.

Wie nun Oberschlesien durch deutsche Arbeit im Laufe von fünf bis sechs Jahrhunderten ein wesentlich deutsches Kulturland geworden ist, was es als solches in den letzten Jahrhunderten geleistet hat, was wir demnach befehen und durch die Abtretung Ostoberschlesiens an geistigen Werten verloren haben, das sollen die folgenden Zeilen in gedrängter Uebersicht darzulegen versuchen,

wobei der Dichtung ein bevorzugter Platz eingeräumt wird.

Jede historische Betrachtung der Entwicklung deutscher Kultur in Oberschlesien muß von der Germanisation Schlesiens überhaupt ausgehen, dieser größten Kulturthat des deutschen Volkes, wie Gustav Freytag sie genannt hat.

In dem bis zum Ende des 12. Jahrhunderts durchaus slawischen Lande mußte sich die deutsche Kultur erst langsam auf Kosten der polnischen Sprache und Wirtschaft ihren Weg bahnen. Das geschah bekanntlich durch die von den schlesischen Piasen und einigen Klöstern aus zunächst rein materiellen Gründen, insbesondere zur besseren Ausnützung des Ackerbodens im Beginn des 13. Jahrhunderts unternommene, durch fünf bis sechs Jahrzehnte energisch fortgesetzte, durch den Mongoleneinfall allerdings vorübergehend unterbrochene Ansiedlung deutscher Bauern und Handwerker aus dem Westen in dem heutigen Nieder- und einem großen Teile Oberschlesiens. Mag vielleicht die neuerdings von den Gegnern dieser Kolonisationstheorie immer mehr an Boden gewinnende Ansicht, daß sich eine deutsche Urbevölkerung in weit größerem Umfange, als man bisher annahm, im Osten erhalten und später eine großzügige Binnen-Kolonisation ermöglicht habe, auch für gewisse Gegenden Böhmens, Mährens und der Sudetenlandschaften Geltung haben, die schlesische Ebene jedenfalls war, wenn auch dünn, von slawischen Einwohnern bewohnt, zwischen und neben denen sich die deutschen Ansiedler festsetzten und so allmählich auch eine Ein- und Umdeutung der slawischen Verhältnisse herbeiführten. Das geschah zunächst hauptsächlich in den heutigen Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz und im Bischofslande Meisse-Grottkau. Desgleichen wurden die Gebiete von Neustadt und Leobschütz, die ursprünglich zum mährischen, dann böhmischen Reiche gehörten, durch die Přemysliden, insbesondere König Ottokar II. von Böhmen und seinem Kanzler Bruno von Olmütz zum größten Teile mit deutscher Kultur durchsetzt.

Aber jene deutsche Kulturströmung machte auch vor den Toren des eigentlichen Oberschlesiens, des späteren Regierungsbezirktes Oppeln, nicht halt, sondern trug auch hier ihre Wellen weit hinein. Auch hier wurden im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts zahlreiche deutsche Städte und Dörfer gegründet

bezw. polnische zu deutschem Rechte umgewandelt, als ihre Bewohner die Vorteile erkannten, die den deutschen Ansiedlern aus der besseren Bewirtschaftung und ihren persönlichen Freiheiten erwuchsen, während sie selbst durch eine Unmenge von Arbeitslasten und Abgaben gedrückt und in persönlicher Unfreiheit gehalten wurden. Ich darf nur Ortsnamen wie Falkenberg, Kreuzburg, Konstadt (verkürzt aus Kunostadt), Rosenberg, Kieferstädtel, Goldmannsdorf, Pilgramsdorf, Timmendorf, Schönwald, Kunzendorf erwähnen, um zu zeigen, daß auch in den Herzogtümern Oppeln und Ratibor viele Orte auf deutscher Ansiedlung beruhten. Auch die Cisterzienserklöster Rauden (gegr. 1258), Himmelwitz (1290) und Czarnowanz wirkten in gleicher Weise für die Germanisation im östlichen, wie Leubus, Heinrichau, Grüssau, Camenz im westlichen Schlesien.

Dementsprechend war schon im 14. Jahrhundert die Verkehrssprache in den oberschlesischen Städten meist deutsch. Als die Pfleiser in Ratibor 1385 einen Prozeß mit dem Stift Rauden führten, wurden den Stadtern die Fragen in deutscher, den Bauern in polnischer Sprache vorgelegt.

Aber wie im Gegensatz zu den mittel- und niederdeutschen Pfaffen, also den Herzögen von Breslau, Liegnitz, Glogau, Brieg, Dels, Schweidnitz, Münsterberg usw., die oberschlesischen Herzöge von Oppeln, Ratibor, Teschen und der zeitweise bestehenden kleineren Fürstentümer — bekanntlich wechselte die Zahl der schlesischen Fürstentümer infolge öfterer Teilungen beständig — von Anfang an sich gegen die Heranziehung deutscher Ansiedler spröder und ablehnender verhielten, so zeigten sie im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts immer mehr Abneigung gegen deutsches Wesen und Hineinigung zu Polen. Während jene sich deutsche Fürstentöchter aus dem Westen und Süden holten, heirateten diese Frauen aus polnischen Geschlechtern und hielten sich gern am polnischen glänzenden Königshof in Krakau auf. Und doch war dieses Verhalten weder politisch geboten noch erklärlich, da Schlesien schon seit 1327 unter böhmischer Oberlehenshoheit stand und König Kasimir von Polen 1335 ausdrücklich allen Ansprüchen auf Schlesien entsagt hatte. Zu dieser antidesischen Haltung der oberschlesischen Pfaffen kamen noch andere Hemmungen für die Verbreitung deutscher Bildung. Im 15. Jahrhundert die Wirren der Hussitenkriege, die gerade hier viele deutschen Gründungen zerstörten, im 16. Jahrhundert die Oberherrschaft des deutschfeindlichen Böhmenkönigs Georg Podiebrad, im 17. Jahrhundert der jede

geistige Entwicklung lähmende Dreißigjährige Krieg und die durch die Gegenreformation veranlaßte Auswanderung zahlreicher deutscher Protestanten, die vom 17. bis 19. Jahrhundert bestehende kirchliche Zugehörigkeit der Defanate Pleß und Bentzen zum Bistum Krakau, dann im allgemeinen die weit ungünstigeren wirtschaftlichen Verhältnisse des oberschlesischen Bodens, der große Prozentsatz der polnisch gebliebenen ländlichen Bevölkerung, alles das brachte das Deutschtum im eigentlichen Oberschlesien nicht nur zum Stillstand, sondern von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an zum Rückgange. Während, wie schon oben erwähnt, die Städte im 14. Jahrhundert deutsch sprachen, verstand Herzog Nikolaus von Oppeln (gest. 1497) kein Wort deutsch, aber im benachbarten Bistumsland Meisse wurden zur selben Zeit die Einwohner des einzigen polnischen Dorfes Woitz bei Ottmachau vom Bischof verpflichtet, binnen fünf Jahren Deutsch zu lernen. Wieder also dieser Gegensatz zwischen dem südwestlichen und nordöstlichen Oberschlesien.

Und so erweiterte sich mit der verschiedenen Sprache auch in mancher anderen Hinsicht (Lebensgewohnheit, Sitte, Tracht) die Kluft zwischen den Teilen desselben Landes, und dieser Gegensatz macht es erklärlich, daß deutsche Bildung und Streben nach geistiger Ausbildung überhaupt, dichterische Bestrebungen, wissenschaftliche Leistungen und dergl., in Oberschlesien fast nur in den schon mehrfach genannten Bezirken von Meisse, Grottkau, Neustadt und Leobschütz anzutreffen sind, die denjenigen Mittel- und Niederschlesiens kaum nachstehen, während in den anderen Städten und Gegenden zwar Ansätze hierzu vorhanden sind, die es aber zu keiner eigentlichen Entwicklung bringen.

Aber auch von irgend welcher polnischen Kultur ist hier nichts zu merken. Eine genauere Untersuchung des mittelalterlichen Schulwesens in Schlesien, über das wir freilich trotz der wertvollen Untersuchungen Wilhelm Schultes (Frater Lambertus) und des gediegenen Vortrags von Dr. Athanasius Burda (ebenfalls Mitglied des Franziskanerordens) „Geschichte des mittelalterlichen Schulwesens im Bistum Breslau“ (1916) immer mangels genügender Quellen zu wenig unterrichtet sind, würde das Gesagte beweisen.

Die hauptsächlich zur Heranbildung von Klerikern an den städtischen Pfarrkirchen bestehenden Pfarr- oder Ratschulen, später auch Latein- oder Partikularschulen genannt, die neben dem Unterricht in den Elementarfächern auch die Anfänge der lateinischen Sprache umfaßten, finden wir auch in

oberschlesischen Städten, so außer in Reisse und Leobschütz (hier schon 1270), im 14. Jahrhundert in Ratibor, Neustadt, Cosel, Gleiwitz, Oberglogau, Steinau, Zülz, Schurgast, Groß-Strehlitz, Falkenberg, Krappitz, Bentzen, Tost und Peiskrescham. Eine tiefere Auszubildung für Kleriker suchten die vier Stiftsschulen zu Oppeln, Oberglogau, Falkenberg und Ratibor zu vermitteln, sowie die mehr für die ländliche Bevölkerung bestimmten Klosterschulen zu Randen und Himmelsitz.

Wie weit daneben die später für die Bedürfnisse des Handwerkerstandes und Gewerbetreibenden in den Städten eingerichteten Schreibschulen, wegen ihrer Enge auch Winkel- und Klippischulen genannt, auch in Oberschlesien bestanden, steht nicht fest; für Oppeln sind in späterer Zeit deren drei bezeugt; die deutsche Sprache scheint aber in ihnen nicht gepflegt worden zu sein. Auf dem Lande war es freilich mit dem Schulwesen weit schlechter bestellt, aber wohl gemerkt auch in Mittelschlesien. Während sich aber die Verhältnisse hier schon früher besserten, geschah dies in Oberschlesien erst im 17. und 18. Jahrhundert. Immerhin ist die Tatsache beachtenswert, daß schon vom 16. Jahrhundert an z. B. im Archipresbyterat Ratibor von 14 Pfarrdörfern 8, im Sohrauer (von 19 ?) ebenfalls 8 Schulen, freilich recht primitiver Art und sehr schwach besucht, aufweisen. Die vielverbreitete Ansicht, daß erst die preussische Besitzergreifung Schlesiens die Gründung der oberchlesischen Dorfschule veranlaßt habe, ist hiernach und nach den Untersuchungen von Nowak, Chronszek, Knosalla u. a. nicht haltbar. Von einem Volksschulwesen und von Volksschulbildung darf man freilich für diese ganze Zeit bis Ende des 18. Jahrhunderts nicht reden; in der großen Mehrheit wuchs das oberchlesische Volk ohne jegliche Schulbildung und mit dürftigen religiösen Kenntnissen auf. Und während viele von den erwähnten Pfarr- und Lateinschulen in Mittel- und Niederschlesien unter dem Einfluß des Humanismus zu berühmten gelehrten Anstalten und Gymnasien sich entwickelten (16. und 17. Jahrhundert) — man denke an die Schulen bei Elisabeth und Magdalena in Breslau, an Trojendorfs Schule in Goldberg, an Löwenbergs, Schweidnitz, Brieg usw. — hören wir in Oberschlesien, von Reisse und Neustadt abgesehen, nur von einer solchen humanistischen Schule in dem kleinen Pittschen, die es unter dem Rektor Herbinus (gest. 1676) zu einer gewissen Blüte brachte, auch in Oberglogau und Ratibor sollen tüchtige Lehrer gewirkt haben; die Franziskaner hatten eine gute Schule in Leobschütz; in Oppeln errichteten 1668 die Jesuiten ein Colleg.

Einen weiteren Maßstab und Kulturfaktor für das Bildungsbedürfnis eines Landes, den Besuch der Universitäten, kann ich hier nur kurz berühren; ein Blick auf die diesbezüglichen statistischen Untersuchungen von Pötenhauer, Bauch, Reh u. a. zeigt, daß die Zahl der an den Universitäten Frankfurt a. D., Krakau (beide Schlesien bezw. Oberschlesien am nächsten gelegen), Leipzig, Erfurt u. a. studierenden Oberschlesier nicht entfernt an die der übrigen Schlesier heranreicht und daß die Zahl der aus der Reisse und Leobschütz-Neustädter Gegenden Stammenden oft größer oder gleich ist, als die der anderen Oberschlesier zusammen; konfessionelle Verhältnisse spielen freilich dabei auch eine Rolle. So ist es erklärlich, daß speziell das Reisse-Bischofsland in der ganzen Zeit seines Bestehens gar nicht zu Oberschlesien, übrigens eine Bezeichnung, die erst im 15. Jahrhundert in den Urkunden erscheint, gerechnet wurde. Trotzdem haben es gerade die Breslauer Bischöfe verstanden, das Gefühl der kirchlichen Zusammengehörigkeit der Gegenden rechts und links von der Oder wachzuhalten, wie auch die Oberlehnsheer Böhmens über ganz Schlesien wenigstens äußerlich eine gewisse Gemeinsamkeit darstellte.

Im Jahre 1526 wurde mit dem Uebergange Böhmens an das Haus Habsburg dieses auch Oberlehnsheer von Schlesien, und 1552 fiel mit dem Aussterben der Oppelner Piasten dieses Herzogtum direkt an die Krone Habsburg; aber für die kulturelle Hebung Schlesiens haben die Habsburger kaum etwas getan; die führende Stellung, die gerade Mittel- und Niederschlesien im 17. Jahrhundert trotz des Dreißigjährigen Krieges auf dem Gebiete der deutschen Dichtung einnahm, hat es sich selbst errungen; die Landesherren wurden immermehr in die Stellung bloßer Grundherren zurückgedrängt; der Dreißigjährige Krieg trug das Seinige dazu bei, sowohl ihre äußere Macht zu untergraben als auch allgemein geistige Kräfte zu brechen oder zu hemmen. So war es in der Tat eine Art hundertjähriger Apathie, aus der nach der Abtretung Schlesiens an Preußen Friedrich II. und seine Regierung wie Schlesien überhaupt, so insbesondere das oberchlesische Volk, das an der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung des übrigen Schlesiens seit Jahrhunderten keinen Anteil genommen hatte, zu neuem Leben zu wecken verstand.

Ehe wir aber diese Fortschritte verfolgen, werfen wir noch einen zurückschauenden Blick auf den lebendigen Ausdruck geistiger Bildung, auf die Dichtung und Wissenschaft. Um es gleich vorweg zu sagen: weder in der eigentlichen mittelhochdeutschen Zeit (12. bis

14. Jahrhundert) noch in den Uebergangszeiten des 14. und 15. Jahrhunderts hat Oberschlesien in dem schon mehrfach bezeichneten eingeschränkten Sinne einen eigentlichen Dichter oder großen Gelehrten hervorgebracht. Denn was wir von dem literarischen Schaffen des Franziskanermönches Nicolaus von Cosel, der in Böhmen und Schlesien im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts (1414—1421) nachgewiesen ist, wissen und überkommen haben, ist an Umfang so gering (wenige böhmische und deutsche Gedichte) und dazu noch inbezug auf die Echtheit seiner Verfasserschaft so umstritten, daß er kaum in Betracht kommt.*) Ein hervorragender geistlicher Niederdichter, Michael Weise (gest. 1534), stammt aus Reisse, ist also auch wieder als eigentlicher Oberschlesier nicht zu bezeichnen, obwohl er den ältesten uns bekannten Dichter der heutigen Provinz Oberschlesien darstellt. Wir übergehen daher auch diesen fruchtbaren und aus innerer religiöser Tiefe schöpfenden Dichter, über den ich in meinem Aufsatz „Der Anteil des Reisser Landes an der deutschen Literatur“ (Reisse, 36. Jahressbericht der Philomathie 1913) genauer gehandelt habe und wenden unseren Blick auf Leobschütz, das der alte schlesische Literaturhistoriker John in seinem „Parnassus Silesiacus“ als patria multorum nobilissimorum virorum bezeichnet. Von einigen, nur als lateinische Dichter genannten Männern, die hier wirkten, abgesehen, nenne ich als deutschen Dichter den in Leobschütz geborenen Georg Reimann, Professor der Philosophie und Rhetorik in Königsberg, als Verfasser lateinischer und deutscher geistlicher Gedichte, die auch in Musil gesagt, aber ohne dichterische Eigenart sind, ferner zwei Mitglieder der angesehenen, 1561 vom Kaiser geadelten Familie Scherffer: Martin Rinner von Scherffenstein, geb. 1574, erwarb sich den Magistertitel in Wittenberg, war dann Ratschreiber in seiner Vaterstadt, dann fürstlicher Syndikus in Jägerndorf und lebte zuletzt auf seinen Gütern bei Leobschütz, eifrig mit seinen Dichtungen beschäftigt. Von seinen deutschen Gedichten sind uns nur acht von tiefer Frömmigkeit zeugende Nieder erhalten, die er meist selbst vertonte. Er starb 1597; 1603 wurde ein Verwandter von ihm, Wenzel Scherffer von Scherffenstein, geboren, der die Musik zu seinem Hauptberuf machte, aber auch, auf einer gediegenen humanistischen Bildung fußend, dichterisch tätig war. Wie er dem Palmenorden angehörte, so stand er auch mit angesehenen Literaten in Beziehung. Um 1630 verließ er mit vielen anderen Literaten seine Vaterstadt und ging nach Bries, wo er Organist an der

Schloßkirche wurde. Zum kaiserlichen Poeten gekrönt — eine damals durchaus nicht seltene Auszeichnung —, starb er hochgeachtet 1574.

Wenzel Scherffer ist der erste obereschlesische Poet, der in bewusstem Zusammenhang mit der zeitgenössischen literarischen Richtung steht und gleich seinem bewunderten Vorbild Martin Opitz seine Lebensaufgabe in der Beherrschung der deutschen Sprache und Dichtung erblickt. So wandelt er auch in der ganzen Art seiner Dichtungen in Opitzens Bahnen: Gelegenheitsgedichte, Schäferdichtungen, gelehrte Stoffe, strotzend von antiken und mythologischen Bildern und Ausdrücken, Uebersetzungen aus dem Lateinischen. Als sein bestes Werk gilt „Der Musik Lob“.

Daß neben Leobschütz auch Neustadt als Stätte geistiger Tätigkeit zu nennen ist, erklärt sich nach dem früher über das deutsche Gepräge auch dieser Stadt Gesagten von selbst. Von hier stammte der berühmte schlesische Geschichtsschreiber und Kaiserliche Rat Nikolaus Henel, später geadelt als Henel von Hennensfeld, der lange Zeit als Syndikus des Fürstentums Münsterberg-Frankenstein in letzterer Stadt, dann in gleicher Eigenschaft beim Rat in Breslau wirkte und 1556 in hohem Ansehn starb. Er verdankt seinen Ruhm weniger seinen deutschen Gedichten, als den drei Büchern lateinischer Epigramme und seinen umfangreichen lateinischen Prosawerken; seine Silesiographia (1612) und Bresllographia (1613) sind die ersten Versuche einer wissenschaftlich begründeten Volks- und Heimatkunde.

Der Kreuzburger Gegend gehören an der geistliche Niederdichter Johannes Muthmann (aus Cierzin bei Pitschen) und der Pastor Johann Christoph Männling, der, im Desser Kreise geboren, 12 Jahre in Kreuzburg wirkte und 1723 in Stargard i. P. starb. Er ist der Typus eines Gelehrten oder vielmehr Pseudogelehrten jener Zeit, die alles, was sie irgendwo gelesen hatten, erwerben wollten und kritiklos in weitläufigen Werken und schwülstiger Sprache niederlegten. Bezeichnend für seinen literarischen und ästhetischen Geschmack ist es, daß Daniel Casper von Cohnsteins, der Hauptvertreter der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule mit ihrer unnatürlich gespreizten Sprache und schwülstigen Phantasie, für Männling das vielbewunderte, unerreichte Muster und Vorbild aller Poeten ist. So besteht seine literarische Tätigkeit hauptsächlich darin, aus Cohnsteins Werken, insbesondere seinem ungeheuerlichen Roman Arminius und Thusnelda, aber auch anderen zeitgenössischen Werken Auszüge zu machen, sein Wissen hin-

*) Ausführlich hat über ihn gehandelt Dr. S. Kapper „Kirchliches Leben in Oberschles. vor 500 Jahren“ in „Aus Oberschl. Vergangenheit. und Gegenw.“ — Heft 2, Gletwisch 1922.

zuzufügen und so ganze Bände von „Curiositäten und Antiquitäten“ zu füllen, um zugleich gute Lebensregeln, Sentenzen und „dergleichen köstlich Edelgestein“ zu bieten. Sein dichterisches Hauptwerk „Poetischer Blumen-garten“ (Breslau 1717) umfaßt 818 Seiten und enthält, von einigen besseren religiösen Gedichten abgesehen, die ödeste Gelegenheitsdichterei, trivial im Inhalt, schwülstig in der Form. Mit Recht modern die ca. 25 Bände dieses ehemals vielgelesenen Dichters und ästhetischen Schriftstellers auf den Regalen der Bibliotheken.*)

Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind noch etwa vier lyrische ober-schle-sische Dichter zu nennen, zwei protestantische aus der Gegend von Leobschütz, der geistliche Liederdichter Johannes Beck aus Kunzendorf, der Pastor Adam i in Pommersdorf und zwei katholische, der Franziskaner-Guardian Andreas Bartek zu Ratibor, kaiserlich gekrönter Poet und der Freiherr Maximilian von Sichnowski auf Woschegz (Kreis Pless), deren Dichtungen mir nur teilweise zugänglich waren. Der fruchtbarste unter ihnen ist Daniel Adami, dessen Hauptwerk „Gesammelte Versuche poetischer Arbeit“, Breslau und Leipzig 1748 — 176 Seiten, unser Erstaunen erregt, daß solche leichte und abgeschmackte Gelegenheitsgedichte immer noch Leser fanden.

Als Ergebnis der bisherigen Betrachtung können wir feststellen: Von dem großen geistigen Aufschwung des 16. Jahrhunderts und seinen Folgen in der späteren Zeit bleibt trotz mancher Ansätze zu deutscher Kultur das überwiegend polnisch gebliebene Oberschlesien im ganzen unberührt; außer in den ganz germanisierten Gebieten von Reisse, Neustadt, Leobschütz und teilweise von Kreuzburg treten uns in den anderen Gebieten nur vereinzelt einige dichterische Erzeugnisse und Schriften humanistisch gebildeter Literaten entgegen; den einzigen nennenswerten wirklichen Dichter, Michael Weiße, hat Reisse hervorgebracht.

Von schöpferischen Talenten auf dem Gebiete der anderen Künste (Musik, Malerei, Baukunst) ist kaum eine Spur anzutreffen, obwohl auch die Holzkirchen Oberschlesiens eine gewisse künstlerische Behandlung des Holzbaues nicht verleugnen. Auch dürfen wir annehmen, daß einzelne Adlige Musik und Theater pflegten; in ganz hervorragender Weise geschah dies auf dem Schloß

der Grafen von Oppersdorf in Ober-glogau, das unter dem Grafen Georg III. von Oppersdorf im Anfang des 17. Jahrhunderts ein Mittelpunkt künstlerischen Lebens und seiner Geselligkeit wurde. Graf Georg (geb. 1588), selbst im Besitz einer gebiegenen Bildung, Verfasser lateinischer Gedichte und einer (ungedruckten) Reisebeschreibung, veranstaltete prächtige Theateraufführungen, bei denen nicht nur die alten Stoffe der Weihnachts- und Osterspiele, sondern anscheinend auch die damals beliebten biblischen und moralischen Stücke zur Aufführung kamen, sowie musikalische Feste italienischer Musiker und Sänger.

Wenn nun in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur das politische und wirtschaftliche, sondern auch geistige Bild Oberschlesiens sich sehr zum Vorteile ändert, so hängt das zusammen mit dem für die schlesische Geschichte überhaupt folgenschwersten Ereignis, der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Er suchte auf zwei Wegen das Deutschtum zu fördern: durch Kolonisation und die Schule. Demgemäß beziehen sich einige der ersten Maßnahmen der preussischen Regierung auf Anstellung deutscher Schulmeister in polnischen Dörfern. Das bekannte Preussische Schulreglement für katholische Schulen vom Jahre 1763 wurde von seinem Urheber, dem hochverdienten Abt Felbiger in Sagan, den ober-schle-sischen Verhältnissen entsprechend umgearbeitet; in Rauden und Ratibor wurden Lehrerseminare eingerichtet; von 1763—69 wurden in Schlesien 491 katholische Schulen errichtet, von denen natürlich eine große Anzahl auf Oberschlesien entfiel. Auf genauere Einzelheiten will und brauche ich hier nicht einzugehen, da diese Entwicklung des Schulwesens in zahlreichen Aufsätzen und Büchern älteren und jüngeren Datums behandelt worden ist **) Manche dieser Aufsätze stützen sich allerdings, worauf J. Knossalla (in seinem Aufsatz über die Schulverhältnisse des Bentherer Dekanats im 18. Jahrhundert) mit Recht aufmerksam gemacht hat, nicht immer auf quellenmäßiges Material, sondern mehrfach auf zeitgenössische Schilderungen der ober-schle-sischen Verhältnisse, deren meist nicht schlesische Verfasser das neue preussische Gebiet bereisten und offenbar unter dem Eindruck des Gegensatzes zwischen deutscher und polnischer Kultur ihre Wahrnehmungen niederschrieben, wobei Einseitigkeiten und Uebertreibungen nicht ausblieben.

*) Wie über Nikolaus von Cosel und andere ältere ober-schle-sische Dichter so habe ich auch über Männling ausführlicher gehandelt in dem Aufsatz: Der Anteil Oberschlesiens an deutscher Geisteskultur und Dichtung. („Oberschlesien“ Bd. 17, Rattom. 1918/19), S. 109—113.

**) z. B. u. a.: J. Heimbrod, Beiträge zur Kenntnis des Elementarschulwesens von 1764—1830. Gleim. 1842 — mehrere Aufsätze von Dirichs, Reimann, Weigelt u. a. in der Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesi., von Sonnig, Klingens, Schiller, Wislaff u. a. in der Zeitschr. „Oberschlesien“; ebendaf. auch zur Geschichte der Eindeutschung Oberschlesiens von Reg.- u. Schulrat R. Kolbe. (Band 16.)

Obwohl die Bestrebungen der Regierung auf vielfachen Widerstand im Volk, bei den zum Schulunterhalt verpflichteten Patronen und auch vielen Geistlichen stießen, die Mühe genug hatten, den religiös-sittlichen Zustand des Volkes zu heben und darum für geistige Bildung wenig Interesse zeigten, so ist doch im ganzen eine Besserung der Bildungsverhältnisse unverkennbar, zumal mit dem Beginn des Bergbaues auch eine wirtschaftliche Entwicklung einsetzte.

Der Germanisationsgedanke blieb freilich wesentlich auf die Schule beschränkt; er überdauerte die schwere Kriegszeit und trat als eine der ersten und schwierigsten Aufgaben an die 1816 neu begründete Regierung zu Oppeln, deren Errichtung an sich schon einen bedeutenden Fortschritt bedeutet, heran. Bezüglich der durch sie geschaffenen Weiterentwicklung des Volksschulwesens verweise ich auf die von Kolbe a. a. O. für die Jahre 1824, 1827 und 1840 gegebenen statistischen Nachweise; gegenüber 512 Schulen im Jahre 1824 zählte man 1840 bereits 875. Zu dem 1668 gegründeten Gymnasium in Oppeln traten 1742 die Fürstenschule in Pleß, 1753 das Franziskanergymnasium in Leobschütz, die zum Gymnasium ausgebauta Klosterschule in Rauden, das 1816 nach Gleiwitz verlegt wurde und das 1819 errichtete Gymnasium in Ratibor.

So wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Oberschlesier, welche durch den Erwerb einer höheren Bildung sowohl zur Ausübung eines akademischen Berufes und für die Beamtenlaufbahn, als auch zu literarischer Betätigung herangebildet werden. Bei dieser letzteren tritt freilich die schöngeistige Schriftstellerei und Dichtung hinter die pädagogische und wissenschaftliche zurück, so daß es sich kaum verlohnt, die Verfasser einiger Gelegenheits- und dialektischen Gedichte (Franz Stanjek, Religionslehrer und Stadtpfarrer in Leobschütz; Joh. Peter Matulka, Seminar- und Gymnasialdirektor in Oppeln bezw. Gleiwitz) mit Namen anzuführen. Wichtiger für die kulturelle Hebung war das Wirken tüchtiger Pädagogen und Philologen, die auch durch wissenschaftliche Leistungen den veränderten geistigen Zustand Oberschlesiens bezeugten. So die Brüder **K a b a t h** (Josef R. Direktor in Gleiwitz; Johannes R. zuletzt Provinzialschulrat in Breslau), der Wiener Universitätsprofessor **Anton Josef Stein** aus Leobschütz, auch dichterisch tätig; **Josef Heimbrod** aus dem Eichsfeld, 50 Jahre am Gleiwitzer Gymnasium tätig; aus späterer Zeit nenne ich die in Oberschlesien geborenen **Ernst Dronke**, Latinist und Gymnasialdirektor in Fulda, den Goetheforscher **Ernst Schubart** am Gymnasium zu Hirschberg, den Entomologen an der Wiener Universität **K o l l a r**, den

Mathematiker **Franz Rudlo** am Matthias-Gymnasium zu Breslau, den Gymnasialdirektor und Universitätsprofessor **Uhlig** zu Heißenberg, den Hellenisten und vergleichenden Sprachforscher **Gustav Meyer** in Graz u. a.

Aber auch die Musik und bildende Kunst hatten längst in Oberschlesien namhafte Vertreter gefunden. Die Musikdirektoren **Julius Hoffmann** in Oppeln, **Franz Wolff**, Domkapellmeister **Karl Proste** in Regensburg waren auch als Komponisten tätig. Aus der 1799 in Gleiwitz begründeten Eisenkunstgießerei gingen die großen Bildhauer **Theodor Kallide** aus Königshütte und **August Kitz** aus Paproban bei Pleß hervor; aus Pleß selbst stammten **Julius Raschdorf**, der Erbauer des Berliner Doms, die Maler **Eduard Engert** (Direktor der Wiener Gemälbegalerie) und **Julius Muhr** (1819–68), der an der Münchener Akademie wirkte. Oberschlesier sind weiter die Maler **Friedrich Bouterwek** aus Tarnowitz (gest. 1867 in Paris); **Karl Adalbert Herrmann** und **Joseph Jachisch**, beide aus Oppeln und beide Vertreter der Biedermeierzeit; dem Gultschiner Ländchen entstammten der Maler **Bochenek** und der Bildhauer **Johannes Janda**.

Im Vergleich zu den genannten Gelehrten und Künstlern treten die gleichzeitigen Vertreter der Dichtkunst an Zahl und Bedeutung zurück; mit Uebergehung einiger wenig bekannter Namen nenne ich den Regierungsrat **Benda** in Oppeln, den Oberlandesgerichtsrat **R. W. Ushner** in Ratibor (gest. 1875 in Oppeln), der sich besonders als Uebersetzer betätigte, und den Arzt **Michael Kosmeli**, geb. 1773 in Pleß, gest. 1844 in Breslau, wo er nach einem abenteuerlichen Wanderleben zur Ruhe kam, ein ganz eigentlicher, von romantischen Einflüssen ausgehender, dann humoristisch-satirischer, zuletzt epischer Dichter, über den ich in meinem erwähnten Aufsatz (Anteil Oberschlesiens ufm., Seite 172 ff.) ausführlicher gehandelt habe. Seine Werke sind schwer aufzutreiben; ich nenne **Uindor**, ein Seitenstück zu Fr. Schlegels **Lucinde**, Reimereien einer Köchin, den Roman „**Die Waise**“, außerdem mehrere Reisebeschreibungen.

Aber alle die vorher angeführten Männer überragte das in der Stille seiner ober-schlesischen Heimat und an den Stätten seiner Hochschulbildung herangereifte Talent eines gottbegnadeten Sängers und Dichters, dessen Dichtungen bald Gemeingut des ganzen deutschen Volkes wurden, das diesen ober-schlesischen Freiherrn zu einem seiner Lieblingsdichter erforen hat: **Josef von Eichendorff**, geb. 1786 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor, gest. 1857 in Meisse.

Ich brauche nur seinen Namen zu nennen, um seine Bedeutung für Oberschlesien darzutun, brauche aber auf seine Dichtungen nicht näher einzugehen. Aber obwohl Eichendorffs Dichtung weit mehr, als man früher geglaubt hat, mit seiner obererschlesischen Heimat bodenständig verwachsen ist, spielen Land und Leute und ihre Eigenart keine sichtbare Rolle in ihr; von einer Art obererschlesischer Heimatdichtung sind wir noch weit entfernt; sie ist erst ein Erzeugnis der Neuzeit, hat aber schon einen Vorläufer gefunden in dem Rittergutsbesitzer **Walter Tesche** in Dittmuth (Kreis Groß-Strehlitz), gest. 1848 in Cosel, der in seiner Erzählung „Die Rose von der Pzerwa“ (1846) ein anschauliches Bild der obererschlesischen Verhältnisse aus der Oppelner und Plesser Gegend gibt, während er leider in seinen anderen Novellen, dem Zeitgeschmack gemäß, ausländische Schauplätze wählt. Auch mehrere Romane des fruchtbaren Schriftstellers **Max Ring**, geb. 1817 in Zauditz bei Ratibor, ursprünglich Arzt in Gleiwitz und Breslau, dann in Berlin nur noch literarisch tätig, haben obererschlesisches Volk und Land zum Hintergrund, z. B. „Ein verlorenes Geschlecht“ (1867). Kulturellgeschichtlich wertvoll sind seine „Erinnerungen“ durch die anschauliche Schilderung der sozialen und politischen Zustände in Oberschlesien in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Seine sonstigen zahlreichen, wohl an 50 Bände umfassenden Werke erheben sich nicht viel über den Durchschnitt der Unterhaltungslektüre (vergl. Anteil Oberschlesiens usw., Seite 273 bis 276).

Noch einmal schwingt sich ein Sohn Oberschlesiens um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur führenden Stellung eines deutschen Geisteshelden empor, sodaß von seinem Glanz auch ein Schimmer auf seine Heimatstadt Kreuzburg abfällt: **Gustav Freytag**, geb. 1817, gest. 1895 zu Wiesbaden. Freilich erweitern sich seine obererschlesischen Beziehungen bald zu schlesischen und allgemein deutschen in dem Maße, wie er als Gymnasiast in Oels, als Student in Breslau und Berlin, als Dozent in Breslau, als Schriftsteller und Privatgelehrter in Dresden, Leipzig, Siebelen und Wiesbaden immer mehr seinem Ausgangspunkt entrückt wird. Aber die innere Fühlung mit der Heimat hat er nie verloren, wie sowohl die „Erinnerungen aus meinem Leben“ als auch die in Soll und Haben, Die verlorene Handschrift, Aus einer kleinen Stadt und mehreren kulturgeschichtlichen Aufsätzen niedergelegten Eindrücke und Erlebnisse bekunden. Und inwieweit schlesisches Wesen und schlesische Vorzeit überhaupt in sein dichterisches Schaffen übergegangen ist, das hat der Altmeister der schlesischen Geschichte, **Colmar Grünhagen**,

aus langjähriger Freundschaft mit dem Dichter heraus noch kurz vor seinem Tode in einem lichtvollen Aufsatz niedergelegt (Schlesische Erinnerungen an G. Freytag. Zweite Veröffentlichung der G. Freytag-Gesellschaft zu Kreuzburg).

Als obererschlesischer Dichter im eigentlichen Sinne ist auch der unter dem Namen **Max Waldau** bekannte **Georg von Hauenschild** (oft unrichtig Spiller von Hauenschild genannt) zu bezeichnen, da er, obwohl 1825 in Breslau geboren, doch später jahrelang auf seinem Gute Tscheidt bei Bauerwitz lebte und dort 1855 starb. Er steht in seinen breit ausgesponnenen Romanen unter dem Einfluß der sozialpolitischen Tendenzdichtung des jungen Deutschland, eifert scharf gegen soziale Mißstände und tritt für wahres Menschentum ein, freilich ohne klare praktische Ziele anzugeben. Auch in seinen lyrischen und epischen Dichtungen überwiegt die Reflexion. (Vergl. die besondere Waldau-Nummer des „Oberschlesiers“, Märzheft 1925.)

Von einigen anderen noch der älteren Generation angehörenden Dichtern nenne ich noch den Hauptvertreter der Berliner Posse, den aus Groß-Strehlitz stammenden Arzt und Verfasser zahlreicher Lustspiele und Schwänke **Eduard Jakobson**; **Johann Dskar Klaußmann**, der seine Tätigkeit als Redakteur in Beuthen begann und sie in Breslau und Berlin fortsetzte. Durch Reiseschilderungen und Skizzen lenkte er die Blicke fernerstehender Kreise auf Oberschlesien, das auch den Hintergrund einiger seiner zahlreichen Romane und Kriminalgeschichten bildet, sodaß er etwa den Ubergang zu der obererschlesischen Heimatliteratur darstellt.

Wir sind nun bereits in jene neue Zeit des Ausgangs des 19. Jahrhunderts gelangt, in der Oberschlesien längst jenen beispiellosen **wirtschaftlichen** Aufschwung erlebt hatte, der insbesondere dem obererschlesischen Industriebezirk ein ganz verändertes Aussehen gegeben, aber auch in geistiger und sozialer Beziehung sich als mächtiger Kulturfaktor erwiesen hatte. Mit der raschen Zunahme der Bevölkerung und der dadurch bedingten Vermehrung der Schulen — 1919 gab es 56 hauptamtliche Kreis Schulämter mit 7703 Lehrkräften — und aller möglichen Arten von Bildungsanstalten hatte das **Deutschtum** trotz mancher entgegenstehender Hemmungen die ihm gebührende herrschende Stellung und die deutsche Sprache allgemeine Verbreitung erlangt, wenn auch die Muttersprache der ländlichen und Arbeiterbevölkerung das Polnische geblieben war. Auch die Zahl der höheren Schulen war rapid gewachsen; zwischen 1867 und 1877 allein waren 8 Gymnasien, 2 Realgymnasien und 1 Oberrealschule entstanden, und 1919 zählte man im Regierungs-

bezirk Oppeln 27 höhere Schulen für Knaben, 11 Lehrerseminare, dazu technische und landwirtschaftliche Schulen, 16 Mädchen = Lyzeen, 2 Oberlyzeen, eine Studienanstalt. Als besonderes Förderungsmittel erwiesen sich die 1897 begründeten *B o l k s b ü c h e r e i e n*, die schon 1909 über 140 Standbüchereien und 15 Wanderbüchereien mit 735 Ausgabestellen und 876 Lesegelegenheiten zählten und sich bis in die Jahre des Weltkrieges hinein bedeutend vermehrten. Freilich trat die seit Anfang der 90er Jahre entfachte sogenannte *g r o ß p o l n i s c h e* Bewegung diesen Bestrebungen feindlich und gehässig entgegen. Zahlreiche Aufsätze in der Zeitschrift „Oberschlesien“, herausgegeben von Professor Dr. Knütel (Kattowitz 1901–1920), beleuchteten die Einzelheiten der vorher berührten Tatsachen.

Die oberchlesischen Industriestädte, insbesondere Gleiwitz, Beuthen, Kattowitz, aber auch Oppeln und Ratibor — von Keiße können wir auch noch in dieser Zeit als nicht zum eigentlichen Oberschlesien gehörig ansehen. — wurden Kulturzentren, in denen ein reiches geistiges Leben pulsierte, das in der Presse, im Theater, in der Musik, in Vorträgen, Kursen und dergleichen seinen Ausdruck fand und dem Aufschwunge in allen Zweigen der Technik ebenbürtig zur Seite stand.

So ist es erklärlich, daß die Zahl der schriftstellernden, dichtenden, wissenschaftlich, musikalisch und sonst künstlerisch tätigen Oberschlesier gewaltig zunimmt. Freilich verlassen viele mit der in der Heimat erlangten Ausbildung diese und suchen draußen im Reich ihr Fortkommen; insbesondere ist Berlin in den Jahren 1880 bis 1910 das Ziel vieler Oberschlesier, von denen eine ganze Anzahl neben ihrer Berufstätigkeit als Ärzte, Juristen, Kaufleute usw. auch dichterisch sich betätigen, einige auch nur Literaten sind; aber auch Breslau, Leipzig, Dresden und andere Städte weisen verhältnismäßig viele derartige geborene Oberschlesier (z. B. aus Gleiwitz allein für jene Zeit 7) auf; ihre Dichtungen blieben freilich weiteren Kreisen meist unbekannt. Wie aber umgekehrt viele Männer durch den kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung nach Oberschlesien gezogen oder als Beamte versetzt wurden und schließlich hier in der Arbeit für das geistige und materielle Wohl der neuen Heimat ihre Lebensaufgabe fanden, so blieb die überwiegende Zahl der Oberschlesier ihrer Heimat treu; nicht wenige machten, mit Land und Leuten vertraut, diese zum Gegenstande dichterischer Erzeugnisse und schufen so eine speziell oberchlesische Heimatliteratur. Wenn ich einigen ihrer Vertreter noch einzelne andere Namen beifüge, deren Träger als Dichter und Schriftsteller bekannt geworden sind, so muß und darf ich mich mit kurzen

Angaben begnügen, da ich ja keine erschöpfende Uebersicht der oberchlesischen Dichtung, sondern, dem ganzen Zweck dieses Aufsatzes entsprechend, nur Belege für den fortwährend sich steigernden Anteil Oberschlesiens an der deutschen Geisteskultur geben will.

Mehr oder weniger als Heimatdichter sind anzusprechen: Paul Albers aus Chudow bei Hindenburg, Rechtsanwalt und Justizrat in Breslau, früher Ratibor, Verfasser zahlreicher lyrischer, dramatischer und epischer Dichtungen und Skizzen, in denen er Oberschlesien schildert und verherrlicht. In das Zentrum oberchlesischer Industriearbeit führt uns Pfarrer Paul Nieborowski in seinen Geschichten und Skizzen („Schwarzes Gold“, „Fabrik und Klosterlust“). Bruno Arndt, Dr. phil., geb. 1874 zu Beuthen, gest. 1922 als Professor und Studienrat in Breslau, das bedeutendste Talent unter allen hier Genannten, der insbesondere in seinem tief schürfenden Romane „Der Ruf der Felder“ (1911) und in der „Missa solennis“ (1922) oberchlesische Eigenart und Verhältnisse schilderte, während seine anderen epischen und lyrischen Werke tiefe Probleme menschlicher Schicksale behandeln. Der aus Westpreußen stammende Robert Kurpium, früher Lehrer an der Tarnowitzer Bergschule, ist zum anhänglichen Oberschlesier geworden und schildert und verteidigt seine zweite Heimat in den Romanen „Der Mutter Blut“, „Das schwarze Weib“, „Das Flammenhaus“. Wehmütig berührt seine illustrierten Schilderungen „Entrissenes Land“ (1922).

Oberschlesische Heimatdichterinnen im besten Sinne des Wortes sind ferner: Waleśka Gräfin Bethusy = Duc (geb. 1849 im Kreiße Rosenbergl), die nach zahlreichen anderen Romanen und Novellen die oberchlesische Dorfgeschichte in die Literatur einführte (Roman eines oberchlesischen Bauernjungen, Oberschlesische Dorfgeschichten) und mit der Vergangenheit und den sozialen Zuständen ihrer Heimat sich ganz vertraut zeigt („Mein Oberschlesien“, „Aus den Chroniken kleiner Städte“); liebevolles Verständnis und warmes Mitgefühl spricht aus ihren Werken. Dieselben Vorzüge zeigt Elisabeth Grabowski, geb. 1864 zu Ratibor, in ihren zahlreichen erzählenden Dichtungen und Skizzen, von denen wir „Der weiße Adler, ein Kulturbild aus dem Osten“ und den Roman „Saldenkinder“ (1912) hervorheben. Auch das Buch von Emil Marx (aus Lipine, Dr. phil. und Stud.-Assessor) „Tiefengold“ (1920) gibt sich als oberchlesischer Kulturroman. Die Romane, Erzählungen und Märchen des allzu fruchtbaren Lehrers Wilhelm Wirbiksy aus Myslowitz, der auch mehrere Bände eines „Schlesischen Mäsenalmanachs“ herausgab, mögen auch in diesem Zusammenhang

erwähnt werden („Die Schulzentochter von Knappenruh“, 1913). Den alten dichterischen Ruhm der Strachwitz erneuert Hubertus Kraft Graf von Strachwitz (geb. 1879 in Gleiwitz), der in seinem echt oberschlesischen Roman „Der Ständesherr“ fesselnde Schilderungen seiner Heimat gibt und in seiner neuesten Gedichtsammlung „Ausssprache“ (1925) warme Töne tiefer Heimatsliebe gefunden hat.

Oberschlesische Sagen und Märchen erzählten Georg Hpfel (Ratibor), Lehrer Hugo Gnielczyk aus Ujest, Emma Tischbierek u. a.; als Volks- und Jugendschriftsteller betätigten sich Rektor Max Niedurny, früher Tarnowitz, die Lehrer Paul Friebe, früher Königshütte, bekannter noch als Heimatdichter der Grafschaft Glatz, der er entstammt, L. Grabinsky in Schomberg, Therese Wenher u. a.

Auch das Drama fand zahlreiche Vertreter. Den oben genannten K. Wils. Ufchner übertraf sein Sohn (gleichfalls Jurist) Karl Ufchner an Fruchtbarkeit (über 50 Dramen jeder Art). Lehrer Franz Zembrzewski (Laurahütte) schrieb zahlreiche Lustspiele und Schwänke; Reinhold Gollos (Lehrer an der Maschinenbauschule in Gleiwitz) schrieb historische Dramen aus der Geschichte von Gleiwitz; auch die oben genannten Nieborowski und Kurvium waren dramatisch tätig.

Wie immer, brachte die Versesepik und Lyrik, dieses beliebte Versuchsfeld für Musenjünger, die meisten Erzeugnisse hervor, so daß ich mir hier große Beschränkung auferlegen muß. Aus älterer Zeit (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) nenne ich Hugo Regel aus Zalenze bei Kattowitz (gest. 1895 in Altenburg), ein begeisterter Freund seiner Heimat; Amanda Sonnenfels aus Cosel; Stanislaus Schneider (Neustadt); Karl Streibel aus Jassen bei Neustadt, Geh. Justizrat in Breslau, Verfasser zahlreicher epischer Dichtungen und Balladen; Friedrich Feldbus, Redakteur in Gleiwitz, geborener Westfale; Margarete Matheß (gest. 1904); in neuerer Zeit ragen aus der großen Anzahl dichtender Männer und Frauen außer den schon genannten hervor: Else Draub in Gleiwitz und Irma Erben-Sedlitzky (aus Tarnowitz), Artur Silbergleit aus Gleiwitz, Alfred Hein aus Beuthen (heut Königshberg).

Wieweit an dichterischer Betätigung die Frauen beteiligt sind, geht u. a. daraus hervor, daß A. Rieger in einem kurzen Artikel über Elisabeth Grabowski einleitend nicht weniger als 14 Dichterinnen anführt (in einer etwas sonderbaren Reihenfolge), von denen aber die Mehrzahl, obwohl aus Oberschlesien stammend, in ihren Novellen und Gedichten oberschlesische Eigenart nicht zeigen.

Auf musikalischem Gebiete war seit den 90er Jahren des verfloßenen Jahrhunderts Kattowitz die Stadt, in der durch die rastlosen Bemühungen und genialen Leistungen des 1907 gestorbenen Professors Oskar Meißner in den weithin berühmten Konzerten des Meisterschen Singvereins geradezu Mustergültiges geboten wurde; aber auch die anderen größeren Städte wetteiferten hierin miteinander; ich nenne als Musiker und Komponisten Professor Hermann Kirchner (Ratibor), Buchal und Franz Kauf in Beuthen. Aus Oberschlesien stammende oder dort wirkende Maler sind Ferdinand Graf Harrach, Eduard Grühner (gest. 1925), der allerdings der Meißner Gegend angehört, die wir oben bei Besprechung der oberschlesischen Dichtung aus den früher mehrfach berührten Gründen nicht mit berücksichtigt haben, Adolf Müllner aus Pleß, Professor in Düsseldorf; Willy Thüner (Laurahütte); Artur Wasner, Paul Segieth, Max Dboy, Peter Kowalsky, Paul Pilarzky, Bruno Zwiener u. a.; Bildhauer: Bednary, Thomas Myrtek, Hans Damman, Kurt Bimler u. a. zum großen Teile bodenständige, in ihrer Heimat wurzelnde Künstler, die es vor 1890 kaum gab.

Wollte ich nun das bisher gezeichnete Bild des seit der Wende des 19. Jahrhunderts bis in den Anfang des Weltkrieges auf seiner Blüte stehenden geistigen Lebens Oberschlesiens vervollständigen, so müßte ich auch die reiche wissenschaftliche Literatur berücksichtigen, welche die berufenen Vertreter oberschlesischer Industrie, Technik und Wissenschaft in den betreffenden Fachzeitschriften, in Broschüren und Büchern, in Jahressberichten, in den Stadtgeschichten, in den der Erforschung der Geschichte und Kultur Oberschlesiens gewidmeten Zeitschriften „Oberschlesien“ (1901—1920) und „Oberschlesische Heimat“ und kleineren Vereinsorganen niedergelegt haben. Mehrere dieser Veröffentlichungen und periodischen Zeitschriften sind leider inzwischen der Ungunst der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zum Opfer gefallen. Andererseits hat sich aus dem Zusammenbruch und nach dem Verluste Ostoberschlesiens ein neues blühendes Schrifttum in Oberschlesien entwickelt, das in zahlreichen heimatkundlichen Blättern, wie sie ja jetzt so viele schlesische Kreise besitzen, und in mehreren größeren Zeitschriften (ich nenne vor allem den „Oberschlesier“, das Organ eines 27 Organisationen umfassenden Kulturverbandes (Doppelu), die in Berlin erscheinende Zeitschrift „Oberschlesien“ (das Organ der „Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier“) und „Volk und Heimat“ (Hindenburg) zum Ausdruck kommt.

Desgleichen haben sich die Schriftsteller, Künstler, wissenschaftlichen und Bühnenvereine enger als früher in besonderen Verbänden zusammengeschlossen. Ein gut orientierendes Sammelwerk gab unter Mitwirkung führender Persönlichkeiten E. Köhler unlängst heraus: Oberschlesien, seine Entwicklung, seine Zukunft. Berlin 1925.

Wenn wir nun abschließend nochmals feststellen können, daß das ober-schlesische Volk und Land, so lange es der Segnungen deutscher Kultur nicht teilhaft war, in auffallendem Gegensatz zu dem übrigen Schlesien stand, daß es eine überkommene slawische Kultur nicht besaß, daß es vielmehr durch die Folgen deutscher Kolonisation allmählich zu höherer Gesittung und Bildung gelangte, bis es trotz des Weiterbestehens der polnischen Volkssprache immer mehr in deutschem Wesen aufging und nun eine hohe wirtschaftliche und geistige Kultur entwickelte, so sind das keine neuen Ergebnisse, sondern

bekannte Tatsachen. Aber weil dem so ist, ist und bleibt es ein himmelschreiendes Unrecht, daß man ein so eng zusammengehöriges Gebiet auseinandergerissen hat und der Bevölkerung des abgetrennten Teiles eine ihr zum großen Teil ganz fremde Sprache und Kultur aufdrängt. Und das geschieht ja leider nicht nur an dieser einen, sondern auch vielen anderen Grenzen. Da gilt es also, nicht nur in Wort und Schrift das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit wach zu halten, sondern auch — und in diesem Sinne wirken ja mehrere der erwähnten Zeitschriften — alle auf die Erhaltung und Förderung des Grenzlanddeutstums gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und mitzuhelfen, daß den berechtigten Wünschen und Forderungen unserer Stammesgenossen jenseits der Grenzen mehr als bisher Rechnung getragen werde. Entmutigen und enttäuschen wir sie nicht, die vertrauensvoll auf ihr Mutterland schauen! *)

Wiegenlied.

Es schwimmt ein lichter, gold'ner Kahn
Durch azurblaues Meer
Und silberblanke Sterne sind
Wie Fischlein um ihn her
Nun schließe deine Äugelein
Und schlase ein, mein Kind,
Mit sanften Schwingen trägt uns dann
Hinauf der Abendwind.
— Schlaf ein, schlaf ein! —

Wir fliegen durch die Sommernacht
Und steigen in das Boot,
Wir segeln um die ganze Welt
Bis hin zum Morgenrot;
Da pflücken wir ein Träumlein ab,
Die dort wie Blumen blüh'n.
Und mit dem ersten Sonnenstrahl
Wir wieder heimwärts zieh'n.
— Schlaf ein, schlaf ein! —

Dann singen schon ihr Morgenlied
Die Finklein im Geäst,
Die Schwälbin weckt mit Zwietscherton
Die junge Brut im Nest.
Wir klopfen an das Fensterlein,
Der Vater schaut heraus.
„Mach auf, wir bringen von der Fahrt
Ein Träumlein dir nach Haus!“
— Schlaf ein, schlaf ein! —

Hede Bartisch-Wache.

*) Anm.: Ein übersichtl. Verzeichnis von Büchern zur Gesch. und Landeskunde Oberschlesiens enthält das Buch von Prof. Dr. P. Knöfel, Geschichte Oberschlesiens. Ratibowig 1906. — 163 S. (Gebr. Böhm).

Das oberschlesisch-polnische Volkslied.

Von Dr. Wilhelm Mak, Gleiwitz.

Das oberschlesisch-polnische Volkslied verklingt langsam in unserer Heimat. Immer seltener hört man es, da die moderne Zeit die Gemeinschaften zerstört hat, die Träger des Volksliedes waren. Die Gelegenheit zum Singen bei der Arbeit wird immer seltener. Früher wurde in der Spinnstube, beim Dreschen und bei der Feldarbeit gesungen. Heute wird nicht mehr gesponnen, auch kaum noch mit dem Dreschflegel gedroschen. Beim Binden der Strohbindel wurde damals gesungen oder erzählt, heute singt die Dampfmaschine ihr rasendes Lied und läßt die Menschen nicht zu Atem kommen. Ebenso ist es auf dem Felde. Auch dort rattern die Maschinen, zwingen die Arbeiter zu angestrengtester Aufmerksamkeit und zerstören die Freude am Liede. Gehen wir aber zum Erntefest oder zu einer Musik, so werden wir auch dort vergeblich auf ein Lied warten. Zu den heutigen modernen Negertänzen können die Burschen und Mädchen keine heimische Weise singen wie noch in der 70er Jahren, als damals beliebte Lieder, die zum Tanze gesungen wurden, aus Böhmen zu uns herüberwechselten. Heute kommen die Schlager aus Berlin. Ferner ist die Eindeutigkeit auch so weit fortgeschritten, daß vielfach selbst die Kreise, die das oberschlesisch-polnische Volkslied pflegten, und dazu gehörten besonders die Arbeiterinnen der großen Güter, zum deutschen Volkslied übergehen. Einen solchen Vorgang konnte ich in der Zeit feststellen, als der Selbstschutz täglich mit Gesang durch die Dörfer zog.

In Ostoberschlesien sucht man das heimische Volkslied und seine Pflege künstlich zu beleben. Da aber die Lehrerschaft meist aus Galizien und Kongreßpolen stammt, und da diese dem heimischen Lied wenig Verständnis entgegenbringen kann, so dürfte der Versuch erfolglos bleiben. Eine besondere Zeitschrift, die „Kuta polska“, sollte sich dem Volksliede widmen. Diese erschien in einer viel zu großen Aufmachung, um sich lange halten zu können. In der Einführung zu der ersten Nummer heißt es: Die „Kuta polska“ ist der Ausdruck des polnischen Rhythmus und des polnischen Geistes. Aber bereits nach der zweiten Nummer hat die Zeitschrift ihr Erscheinen eingestellt. Ob aus Geld- oder Stoffmangel, läßt sich nicht feststellen. Uebrigens hat sich dieses Blatt auch auf deutsche Arbeiten gestützt. Es muß nämlich gesagt werden, daß die hauptsächlichsten Arbeiten um das oberschlesisch-polnische Volkslied von deutscher Seite geleistet worden sind, und die 10 000 Gulden, die der Rattowitzer Sejm für die

Pflege des heimischen Volksliedes ausgeworfen hat, werden nicht aentigen, um den deutschen Vorsprung auf diesem Gebiete einzuholen.

In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat man sich in Breslau für das oberschlesisch-polnische Volkslied interessiert. In den Schlesischen Provinzialblättern ist im Jahre 1828 eine „Aufforderung zur Sammlung polnischer Lieder“ erschienen, die als Gegenstück zu der Sammlung deutscher Volkslieder, herausgegeben durch Büsching und von der Hagen, gedacht war. Da dieser Aufruf vergeblich zu sein schien, suchte Hoffmann von Fallersleben durch eine Mittheilung zweier polnischer Lieder in seiner Monatschrift „Von und für Schlesien“ die Gelegenheit zu fördern (1829). Der Krakauer Professor Bandtke hat diese Lieder in der Umgebung von Ohlau aufgezeichnet. Ein oberschlesischer Student Rzepka hat sie übersetzt. Das eine kurze Liedchen hört man auch heute noch in Oberschlesien. Es lautet in der Uebersetzung von Rzepka:

Regen kommt von Ohlau her,
Meinen Leuten muß ich missen,
Schmähsucht hat ihn mir entrißen,
D, er kommt, er kommt nicht mehr.

Natürlich wird hier in Oberschlesien statt Ohlau der Name eines beliebigen benachbarten Dorfes gesetzt. Aus der Ortsangabe im Volksliede kann man keinen Schluß auf die Entstehung in einer Gegend ziehen. Der Name sagt uns nur, in welcher Gegend das Lied aufgezeichnet worden ist. Recht schön ist das zweite Lied, das Rzepka übertragen hat. Es bringt uns eine Reihe von Dorfnamen, in denen zu dieser Zeit noch polnisch gesprochen worden ist:

Im Wald weiß ich ein Vögelein,
Das legt gemalte Eierlein
Von weißer, grünlcher Gestalt.
Zu Rattwitz wird's Mädel alt.

Die Laszkowitzer Mägd' sind fein,
Ihr Mäulchen schmeckt wie Honigseim.
Und wenn ich dorten eine küß,
Drei Wochen ist mir's zuckersüß!

Frei ja kein Mädel aus Dupin,
Dort find'st du keins nach deinem Sinn.
In Laszkowitz wähl's Liebdchen aus,
Du hast ein tätia Weib im Haus.





Oberschlesische Volkstrachten aus Schönwald (Kreis Gleiwitz): Hochzeit.

Und liebst du mich, so lieb' ich dich,
 Kein Tag vergeh' dir ohne mich!
 Ob es zu Haus, im Felde ist,
 Wenn du mein liebes Weib nur bist.

Gering, gering ein gold'ner Herd!
 Ein braves Mädel ist mehr wert.
 Und liebst du mich, so lieb' ich dich,
 Kein Tag vergeh' dir ohne mich.

Man wird wohl kaum in der Annahme fehl gehen, daß Hoffmann von Fallersleben Rzepka bei der Uebertragung geholfen hat. In der Zeitschrift „Von und für Schlesien“ erschienen später noch zwei Lieder aus den Kreisen Ratibor und Cosel, die Rzepka selbst aufgezeichnet und übertragen hat.

Die erste größere Sammlung oberschlesisch-polnischer Volkslieder hat der Lehrer Joseph Pompa zustandegebracht. Eine größere Anzahl von Liedern hat dazu der niederschlesische Pastor Fiedler, der Kandidat der Theologie Prusse in Konstadt und der Lehrer Heller in Mikultschütz beigegeben. Selbst wenn man Pompa dem polnischen Volkszuge zurechnen will, so muß man doch zugeben, daß seine Mitarbeiter Deutsche waren. Vom Jahre 1844 ab wanderte die Handschrift, die mit Noten und Abbildungen der Volkstrachten ausgestattet war, von einer Hand zur anderen. Es fand sich aber kein Verleger. 1860 wußte Pompa selbst nicht mehr, wo sich sein Werk befand, das bis heute verschollen ist.

Gleichfalls in den vierziger Jahren hat Walter Tesche Lieder gesammelt und übersetzt. Acht Uebertragungen von Hochzeitsliedern hat er in seiner Novelle „Die Rose von der Pzerna“ eingestreut. Diese schöne Novelle ist im Jahre 1846 im Druck erschienen. Tesche hat, wie er erzählt, diese Lieder auf Hochzeiten aufgezeichnet. Als Beispiel seiner Uebersetzungskunst folgt ein oberschlesisches Brautlied:

Ich ruh' im Feld am Holzerbaume.
 Das Herz will brechen, möchte enden.
 Und kann es nicht. Mein Sinn im Traume
 Kann nicht vom ersten Lieb sich wenden.

Ihr Eltern, ach ihr teuren, lieben,
 Habt von der Armen mich gehalten
 Und zu der Reichen mich getrieben.
 Nun wird mein Lieb zu Tod' erkalten.

Ich nehm' sie nicht aus freiem Herzen,
 Gehorche nur der Eltern Willen.
 Ein Jährchen trag' ich diese Schmerzen,
 Im nächsten soll sie Trennung stillen.

Er ging zum Altar vor den Priester —
 Da kam vom ersten Liebchen Kunde,
 Und aus der Kirche floh er düster,
 Jagt über Berg und Tal zur Stunde.

Und als er Liebchens Tür erreicht,
 Liegt's tot im Sarg, gestorben eben —
 O, ist gestorben — weiß gebleicht —
 Ein grünes Kränzlein liegt daneben.

Da ging er still des Weg's von hinnen
 Und pflanzt auf's Grab ihr weiße Rosen.
 Ach, heiß darauf die Tränen rinnen —
 Wird nie mehr mit dem Liebchen kosen.

Leider hat uns Tesche die polnischen Texte nicht mitgeteilt. Wie das vorliegende Lied uns zeigt, singt der Oberschlesier auch dann gern schwermütige Weisen, wenn er recht lustig ist.

In den fünfziger Jahren bemühte sich der Dichter unserer Heimat, Georg von Hagenschild, der unter dem Namen Max Walbau seine Werke veröffentlichte, um unser heimisches Volkslied. Er beabsichtigte eine größere Sammlung dieser Lieder herauszugeben, doch hat sein Anruf zur Mitarbeit keinen Widerhall gefunden, und so sind uns von der Arbeit dieses genialen Dichters auf diesem Gebiet nur seine Uebertragungen erhalten geblieben. Max Walbau stammt aus einem oberschlesischen Geschlechte und hat den größten Teil seines Lebens auf seinem Gute Tschelbitz, Kreis Cosel, zugebracht. Die ersten Proben seiner Uebersetzungen brachte er in seinem Romane „Nach der Natur“. Ein Jahr darauf ließ er in der Zeitschrift „Deutsches Museum“ siebzehn weitere Uebertragungen polnischer und mährischer Lieder folgen. In der Einleitung zu diesen Proben oberschlesischer Volkslieder bekämpft er die Phrase von der Kulturunfähigkeit des Oberschlesiers. Max Walbau hat bei der Uebertragung mit dem Stoffe jedesmal um einen entsprechenden Stil gerungen. Vielfach hat er aber auf die Sangesbarkeit der Lieder wenig geachtet. Gelegentlich haben einzelne Strophen verschiedene Silbenzahl, sodaß sie den Noten nicht ohne weiteres untergelegt werden können. Besonders gut hat dem Dichter das nachstehende Klee Lied gefallen:

Die Magd an der Türe steht,
 Ihr Halstuch ist rot;
 Die Sonne scheint, der Klee gedeiht —
 „Sonst hat mein Liebster für mich gemäht,
 Wer mäht mir jetzt, da mein Liebster so weit?“
 Ihr Halstuch ist rot,
 Die Wang' ist rot,
 Der Klee blüht rot.

Die Magd an der Türe lehnt,
 Sie lehnt und weint.
 „Faul's Ding, der Klee soll gehauen sein,
 Auf's Feld! Du hast Dich genug gedehnt
 Hol' Klee und leg' den Rücken ein.“
 Der Klee blüht rot,
 Ihr Halstuch ist rot,
 Sie mäht und weint.

Wenige Jahre nach Waldau begann Julius Roger, der 1847 als Leibarzt des Herzogs von Ratibor aus seiner schwäbischen Heimat nach Rauden gekommen ist, mit seiner Sammlung der obererschlesisch-polnischen Volkslieder. Sein Werk ist eine Großtat deutscher wissenschaftlicher Arbeit. Es enthält 546 ausgewählte Lieder, von denen 300 mit Noten gegeben sind. Die Noten hat der Herzogliche Kapellmeister Schmidt, ein früherer Militärmusiker, ausgezeichnet. Das Werk Rogers erregt umso mehr unsere Bewunderung, als Roger bei seiner Ankunft in Oberschlesien kein Wort Polnisch sprach. In der Einleitung, die in einem geradezu klassischen Polnisch geschrieben ist, sagt Roger über unser heimisches Volkslied: „Auf den sandigen Marken Oberschlesiens, wo der Landmann in einfacher Hütte, umgeben von dichten Wäldern, lebt, erblühten die schönsten Blumen der Volkspoesie, reizende Lieder mit anspruchlosen, Gemüt und Herz erquickenden Weisen, die, solange als das Volk lebt, unvergessen bleiben werden.“ Unsere Bewunderung für das Werk steigt auch noch der Umstand, daß Roger sonst nicht philologisch tätig war, da er sich als Arzt hauptsächlich naturwissenschaftlichen Arbeiten hingab. Er hat sich große Verdienste um die Erforschung der obererschlesischen Käserwelt erworben. Bei seiner Sammlung der obererschlesischen polnischen Volkslieder hat der Dichter des deutschen Nationalliedes, Hoffmann von Fallersleben, Pate gestanden, denn er besorgte ihm in Breslau einen Verleger. Heute ist das Werk Rogers nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, und sogar in den obererschlesischen Büchereien wird man vergeblich danach suchen. Ueber Julius Roger und sein Werk hat Franz Jendrzejewski ein Buch geschrieben: „Dr. Julius Roger, ein Freund und Wohltäter Oberschlesiens“, das jetzt in zweiter Auflage bei Heege in Schweidnitz als „Oberschlesische Volkslieder“ erschien.*)

Von deutscher Seite ist noch eine zweite große Sammlung zustande gebracht worden. Der Volksschullehrer und spätere Musikdirektor Ernst Rosohn hat über 1000 Volkslieder aus Oberschlesien zusammengetragen. Leider hat diese Sammlung keinen Verleger gefunden. Nur ein Auszug von 50 Liedern ist im Jahre 1910 bei Peters in Leipzig erschienen. Sie haben neben dem polnischen Text auch eine deutsche Übersetzung und sind sehr geeignet für Klavier gesetzt. Die Handschrift soll sich heute in der Volksliedkommission in Berlin befinden. Abgesehen von diesen größeren Sammlern haben sich auf deutscher Seite noch viele um das obererschlesisch-polnische Volkslied bemüht, deren Namen nicht in die weitestentfaltung gebracht sind. So wurde mir z. B. aus Oberglogau eine kleine Sammlung

zugeschickt, die ein Dienstmädchen ausgezeichnet hat.

Betrachten wir die Arbeiten, die von polnischer Seite geleistet worden sind, so müssen wir feststellen, daß es unseren polnischen Landsleuten nicht geglückt ist, eine größere Sammlung von wissenschaftlichem Wert drucken zu lassen. Die gedruckten Arbeiten von Hytrek, Gallus kommen kaum ernstlich in Frage. Eine achtenswerte Leistung ist die Liederhandschrift des Grubenmaschinisten Prof. Walis aus Roßberg. Erstauulich ist der Idealismus und die Ausdauer dieses Mannes. 1886 hat er mit seiner Arbeit begonnen. Da er musikalisch nicht gebildet war, begann er 1892, sich die nötigen musikalischen Kenntnisse anzueignen, um auch die Noten selbst aufzeichnen zu können. Diese Bemühungen gab er aber auf und überredete 1894 einen Freund, der einigermaßen Geige spielte, die Aufzeichnung von Melodien zu erlernen. Das von Walis gesammelte Material ist durch einige andere kleine Sammlungen ergänzt und von Dr. Schramek-Rattowicz geordnet worden. Der Wert dieser Liederhandschrift ist sehr ungleich. Während der Abstimmezeit ist in dem deutschen Verlage von Cieplik ein Heft mit 25 Volksliedern erschienen. In der Einleitung wendet sich der Sammler Dolina sehr scharf und heftig gegen Deutschland.

Das Interesse unserer deutschen Landsleute an den obererschlesisch-polnischen Volksliedern wird durch zahlreiche Übersetzungen bekundet. Bis zum Erscheinen des Werkes von Julius Roger im Jahre 1863 waren die Übersetzer gezwungen, die Lieder aus dem Volksmunde selbst aufzuzeichnen. Von da ab aber entnehmen sie die Texte zumeist der Sammlung Rogers. Die Reihe dieser Übersetzer ist recht stattlich. Der erste, der das Werk Rogers benutzte, war Hoffmann von Fallersleben, der sich in den 60er Jahren als Gast des Herzogs von Ratibor in Rauden aufhielt. Da die Herzogin nicht polnisch verstand und doch gern einen Einblick in die obererschlesischen Volkslieder gehabt hätte, übersetzte Julius Roger seinem Freunde Hoffmann die Lieder wörtlich ins Deutsche, und dieser setzte die Lieder in Verse. Hoffmann ist infolge seines feinen Anempfindens und seiner hervorragenden Kenntnis des Volksliedtones den polnischen Urbildern oft recht nahe gekommen und ist bis heute in seiner Übersetzungsarbeit nicht übertroffen worden. Ich nehme an, daß Roger ihm neben der wortgetreuen Übersetzung auch ein Schema der Strophe des Originals gegeben hat. In diese starre Form sollte dann der Dichter den Geist des Liedes gießen. Wäre ihm das polnische Lied selbst zugänglich gewesen, so hätte er feststellen

*) Zwei Proben hieraus auf Seite 114.

können, wie der Rhythmus gelegentlich innerhalb eines Liedes wechselt und er hätte dann auch diese Feinheiten wiedergeben können. Immerhin kann man bei seinen Uebersetzungen vergessen, daß man es mit Uebersetzungen zu tun hat. Als Beispiel geben wir die Ballade „Des Bruders Tod“. Es ist dies ein Lied, das in einer älteren Variante auf die Zeit der Türkenkriege hinweist. Ergreifend ist die Steigerung in der Klage des Pferdes, das seinem Herrn in den Tod nachfolgen muß:

Hörner bläsen, Trommeln wirbeln,
Ausmarschieren die Soldaten.
„Ich auch würde ausmarschieren,
Wenn gefattelt wär' mein Pferdchen.“
Und das hört die ält're Schwester,
Und sie sattelt ihm das Pferdchen.
Und die zweite reicht den Säbel,
Und die dritte weinet kläglich.
„Schwestern, weint nicht um den Bruder!
Wiederkomm' ich nach drei Jahren.“
Drei der Jahre sind vergangen,
Nach dem Bruder seh'n die Schwestern.
Und er liegt im freien Felde,
Hat den Kopf auf einem Steine.
Und das Pferdchen steht daneben,
Scharret mit dem Fuß und trauert.
„Herr, steh' auf, steh' auf! Was lieast Du?
Gibst mir sonst doch Heu und Hafer.
Neko gibst du nicht mal Siede,
Steh' im Blut bis an die Knöchel.
Neko gibst du nicht mal Heu mir,
Steh' im Blut bis an die Kniee.
Neko gibst du nicht mal Stroh mtr.
Uns zerreißen Kräh'n und Raben.“

Vielfach wird diese Ballade heute so verkürzt, daß nur die ersten drei Strophen zum Vortrage gelangen. Hoffmann von Fallersleben hat im ganzen 25 Lieder überseht. Sein Nachfolger war der Arzt Weiß, der ein Heftchen von 50 Uebersetzungen drucken ließ. Er hat aber alle Lieder Rogers überseht, doch ist diese Handschrift verloren gegangen. Auch Eybrich, der als Direktor einer Taubstummenanstalt nach dem Kriege gestorben ist, hat ein Bündchen Lieder verentlicht. Mit großem Geschick bemühten sich Hillmann und August Scholz um das oberschlesisch-polnische Volkslied. In neuester Zeit sind besonders zu erwähnen die Justizräte Albers und Immerwar und der Volksschullehrer Chrobok, der auch Lieder nach dem Volksmunde aufzeichnet.

Diese Lieder, die auch heute noch auf dem Lande gesungen werden, zeigen uns den Oberschlesier in seinem Verhältnisse zur Natur, zur Familie und zum Vaterland. Der noch nicht durch die Industrie entwurzelte Landmann lebte ganz in der Natur. Der Bauer, der im Frühjahr sein Feld pflügt, unterhält sich mit der Pflüge, die hoch über ihm jubiliert.

Er ist ganz erfüllt von der Schönheit der Natur. Dabei ist er sich der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes bewußt. In der Wolke, die am Himmel schwimmt, weiß er den Wetterstrahl verborgen, der mit der Finsternis des Todes droht. In den Liedern fällt uns der überwiegende Einfluß der Mutter auf. Nur selten hört man etwas vom Vater. Die Mutter ist fast stets die Vertraute ihrer Tochter. Zahlreich sind die Lieder, in denen sich Mutter und Tochter unterhalten. Oesters macht die Mutter Vorschläge, welchen Mann sich die Tochter erwählen soll. Hat sich diese aber unglücklich verheiratet, so wendet sie sich auch mit ihren Vorwürfen an die mütterliche Beraterin. Dagegen sehen wir den Sohn selten mit seinen Eltern sprechen. Eigentlich nur in den Soldatenliedern, wenn er Abschied nimmt, um ins Feld hinauszuziehen. Erst dann tritt er aus seiner verschämten Zurückhaltung hervor. Aber auch hier wendet sich der Scheidende an die Mutter:

„Auf den Knieen fleh' ich
Heiß um Deinen Segen,
Mutter, hier vor Dir,
Zu den schweren Wegen,
Die beschieden mir.“

Die fromme Mutter antwortet ihm:
„Zieh mit Gott! Soll segnend
Ich dem Tod dich weihn,
Bleibe rein und gut in der Krieger Reihn,
In des Kampfes Wut.“

Aus den Soldatenliedern geht auch hervor, daß der Oberschlesier in den Kriegen mit seinem Herzen auf der deutschen Seite gestanden hat, und zwar bereits in den Freiheitskriegen, wie aus einem Liede eindeutig zu erkennen ist. In vielen Liedern wird der Franzose als „der“ Feind bezeichnet. So klingt es in einem Liede aus dem Rybniker Kreise:

Hinter Prag drei Meilen
Zog ich aus zum Streite,
Tragte samt Kanonen
Franzmann in die Weite.

Beliebter noch als die Soldatenlieder und viel zahlreicher sind die Liebeslieder. In diesen erklingen alle Töne von einem schelmischen Lächeln bis zur tragischen Schuld, die der Tod auslöscht. Mit welchem Liebreiz ist nicht das Mädchen gezeichnet! Ihr ständiges Attribut ist das Kränzlein. Es ist grün oder golden. Das goldene scheint ein Zeichen von Wohlhabenheit zu sein, denn in einem Liede sagt ein Verehrer seinem Mädchen:

Birst wohl keine arme Waise sein,
Trügst ja sonst kein goldnes Kränzlein.
Liebest dich im Kranz von Lilien seh'n,
Wie die anderen armen Waisen geh'n.

In vielen anderen Liedern tritt der drastische obereschlesische Humor stark hervor. So erzählt uns z. B. ein lustiger Bursche, was er einmal alles beseßen hätte: Vier Katzen als Gespann, zwei Mäuse als Milchkühe und ein Spinnwebgewebe als Bett. Seine Hosen aber wären aus Stroh und sein Rock aus Papier.

Ueberschauen wir das obereschlesisch-polnische Volkslied, so müssen wir zunächst feststellen, daß die Zahl der Balladen unverhältnismäßig gering ist. Außerdem scheint es, als ob die meisten eingewandert wären. Dem obereschlesischen Volke haben ja von jeher übertragende Persönlichkeiten im politischen Leben gefehlt, und nach einem Helden in der ober-

eschlesischen Geschichte dürften wir uns vergeblich umsehen. Im Weltgeschehen hat unser Land niemals eine Rolle gespielt, und so ist es nicht verwunderlich, daß so wenig Balladen bei uns entstanden und gesungen worden sind. Die lyrischen Lieder, vor allem die Liebeslieder, sind in unserer Heimat vorherrschend, und zwar zeichnen sie sich meistens durch eine drastische Ausdrucksweise aus, die besonders stark in den humoristischen Liedern hervortritt. Dies ist vielleicht ein hervorragender Charakterzug des Oberschlesers. Er drückt sich sehr bildhaft und oft sogar sehr drastisch aus. Diese Beobachtung können wir auch an vielen obereschlesischen Schriftstellern machen.

Waldkapelle.

Moos wuchert über feuchte Mauerspaltten,
Und Epheu grünet über grauen Steinen,
Im Tannendunkel hängt der Gottesmutter Bild
Von glühendroten Rosen festgehalten.

Und auf dem Friedhof Gräber längst vergessen,
In dichten Epheuteppich eingebettet,
Mir ist's, als müßten Heilige hier ruh'n,
Als hätten wachend Engel hier gegessen.

So träumt am Waldesrande die Kapelle,
Weit von der Welt und ihrem eitlen Toben,
Rotkehlchen singt ein Lied am Muttergottesbild,
Im Wiesengrunde murmelt leis' die Quelle.

Verriegelt ist die halbvermorichte Pforte,
Durch's blinde Fenster glänzt die rote Lampe,
Da bin ich still ins weiche Moos gesunken,
Und zum Gebet für Dich fand ich die Worte.

Gertrud von Wahlen-Jürgaß.

Herbstabend.

Im Zwielicht liegt verschämt die Welt,
Es dunkelt längst, das Zimmer
Sinnt übersponnen, sanft erhellt
Im blassen Ampelschimmer.

Gespensstisch lugt der wilde Wein
Und flüstert hin und wieder,
Lauscht in das dunkle Meer hinein,
Träumt lang verklung'ne Lieder.

Und leise singt der Wind dazu
Und wiegt das Blatt vom Baume:
Mich überkommt so süße Ruh'
Nach gold'nem Sommertraume.

Alfons Hayduk.

Max Waldau.

Von Dr. Wilhelm Mak, Gleiwitz.

Oberschlesien hat im vergangenen Jahrhundert drei bedeutende Dichter hervorgebracht: Eichendorff, Gustav Freytag und Max Waldau.

Während Gustav Freytag unserer Heimat im Verlaufe seines langen Lebens entfremdet wurde und Eichendorff erst im Alter wieder nach Oberschlesien zurückgekehrt ist, hat Max Waldau sein kurzes Leben, abgesehen von seiner Studentenzeit, in unserer Heimat verbracht. Er hat Oberschlesien naturalistisch dargestellt. Bei ihm finden wir alle Schichten der obereschlesischen Bevölkerung vertreten. Als der Dichter, noch nicht dreißigjährig, starb, da hatte er wohl eine lange Reihe von Werken hinterlassen, aber bei weitem noch nicht alles gegeben, was er zu sagen hatte. Es liegt eine tiefe Tragik in seinem Leben und Wirken. Als Herzkranker fühlte er stets, daß er nicht lange leben würde. Da es ihm aber im Jahre 1854 verhältnismäßig gut ging, war man allgemein überrascht, als er Weihnachten dieses Jahres einen Zusammenbruch in der Bauerwitzer Kirche erlitt. Er erholte sich schnell und konnte kurz darauf von seinem Gute Tscheidt (Kreis Cosel) noch eine Gesellschaft in Ratibor besuchen. Bei dieser Gelegenheit wurden seine reichen Geistesgaben zum letzten Male bewundert. Anfang Januar 1855 warf ihn der Typhus endgültig aufs Krankenlager. Der Dichter fühlte es, daß es zu Ende ging und jammerte: „So jung noch und muß sterben!“ Es folgte ein entsetzlicher Kampf zwischen Leben und Tod. Zwanzig Tage dauerte das harte Ringen. Der Dichter wählte sich im Krimkriege und glaubte, seinen Soldaten voranzustürmen. Dann sah er sich verwundet in einem Lazarett liegen. Dazwischen gab er bei völlig klarem Bewußtsein genaue Anweisungen über seinen Nachlaß. Um 5 Uhr früh, am 20. Januar des Jahres 1855, hat er seine Augen auf ewig geschlossen. Der behandelnde Arzt schreibt über diesen Todeskampf in seinem Tagebuch: „Noch nie habe ich einen Kranken so ohne Unterbrechung und so ängstlich delirieren gehört. Noch nie ist es einer Seele so schwer geworden, sich vom Körper zu trennen wie hier.“ Bis zum letzten Augenblick hatte der Kranke immer wieder ein klares Bewußtsein. Entsetzlich litt er an Schlaflosigkeit, und er sehnte sich nach einem stärkenden Schlummer: „Schlaf, Schlaf bis ins Unendliche — der tut mir not,“ rief er einmal aus. Aber diese Wohltat konnte ihm der Arzt nicht verschaffen. Erst der Tod brachte ihm Ruhe und Erlösung. Und nun schläft der müde Wanderer bereits seit 70 Jahren unter

den rauschenden Bäumen des Markkircher Friedhofes.

Obwohl Max Waldau am 24. März 1825 in Breslau geboren ist, wo sein Vater als Oberleutnant in einem Artillerie-Regiment stand, ist er doch Oberschlesier, da seine Familie in Oberschlesien ansässig war. Der Dichter besuchte auch die obereschlesischen Gymnasien zu Ratibor, Reisse und Leobschütz. Im Jahre 1844 bestand er das Abiturienten-Examen. Er war damals bereits ein gereifter Mensch und hielt die Abschiedsrede über die Magie des Wortes. Aus diesem Jahre haben wir auch eine interessante Handschrift, die der junge Dichter für ein Fräulein Marie Benedek geschrieben hat. Zu unserer Überraschung finden wir unter diesen Gedichten des Neunzehnjährigen bereits Gedichte von großem Wurf, wie zum Beispiel „Des Dichters Schlummerlied“. Max Waldau studierte in Breslau und Heidelberg. Ursprünglich belegte er Rechtswissenschaft, doch wandte er sich schließlich ganz dem Studium der deutschen und der romanischen Sprachen und der Kunstgeschichte zu. In Heidelberg lernte er auch sein Braut Rosé Willy kennen, deren Vater Professor an der Heidelberger Universität war. Infolge der politischen Verhältnisse zog sich der Dichter 1848 aus sein Gut Tscheidt zurück und führte im Jahre 1850 seine Braut heim.

Max Waldau machte auf seine Zeitgenossen allein durch sein Aeußeres einen bedeutenden Eindruck. Er war groß, aber schwächlich, in seiner Kleidung von zurückhaltender Vornehmheit. Volles, dunkelblondes Haar umschattete sein blasses Gesicht. Seine tiefdunkel glühenden Augen sprachen für die Regsamkeit seines Geistes, und wenn er gesund war, beseelte ihn ein unverwundlicher Humor. Aus der Einsamkeit seines Gutes ist er nicht mehr herausgekommen. Kurz vor seinem Tode schwebten Verhandlungen mit dem Großherzog von Weimar, der Max Waldau in seine Stadt ziehen wollte; doch erledigten sich diese von selbst durch den Tod des Dichters.

Trotz aller Enttäuschungen hat sich Waldau niemals einem stumpfen Pessimismus ergeben. Sein Zukunftsreich lag für die Menschheit in weiter Ferne. Er wußte, daß man nur durch unermüdlige Arbeit die glückliche Zeit heraufführen kann, in der keine Geseze mehr notwendig sind, weil die allgemeine Bildung so groß ist, daß jeder aus freiem Antriebe das Rechte tut. Aus diesem Grunde ging Max Waldau auch nicht auf die Barrikaden, wie

mancher andere Dichter der 48er Jahre. Um 1850 überwältigte ihn die Verzweiflung an Kirche und Staat. Er war davon überzeugt, daß es auch der Sozialrepublik nicht gelingen würde, die Menschen besser zu machen, der nach seiner Ansicht die nächste Zukunft gehört. Ihm selbst ist es zumute wie dem Jüngling, der den Schleier von dem Götterbilde gehoben und nichts gefunden hat. Er drückt es mit den Worten aus: „Wir haben die vergoldete Rußschale mit dem Hammer Vernunft zerschlagen, die Trümmer liegen auf dem Amboß herum — aber die Ruß war leer.“ Daher fordert er leidenschaftlich Toleranz für jede Anschauung. Alles hat ein Recht auf Duldung, nur nicht die Lüge und die Dummheit.

Seine radikale Gesinnung wich aber sehr schnell einer ruhigeren Ueberlegung. So hat er zum Beispiel viele seiner scharfen Aeußerungen in der ersten Auflage seines Romans „Nach der Natur“ bereits ein Jahr später für die zweite Auflage wesentlich abgeschwächt. Und mer weiß, was wir noch erlebt hätten, wenn der Dichter nicht so frühzeitig gestorben wäre. Eine innere Umkehr ist aber auch in seiner nicht einmal zehnjährigen Schaffenstätigkeit festzustellen. Auch auf religiösem Gebiete hat er den Weg zur Kirche zurückgefunden. Er besuchte wieder Gottesdienste. Die christliche Lehre hat er übrigens stets hochgehalten. Selbst in seiner radikalsten Zeit sagt er zum Beispiel: „Die Lehre von der freien Sittlichkeit wird nirgends schlagender, bestimmter und einfacher gesagt, als in dem christlichen Sakrament: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über alles.“ In seinen Jugendgedichten tritt sogar eine geradezu schwärmerische Frömmigkeit in Erscheinung.

An dem kurz umrissenen Bilde des Dichters würde ein wesentlicher Zug fehlen, wenn wir seine Liebenswürdigkeit und seine Aufopferungsfreudigkeit vergessen wollten. Seine Bekannten sandten ihm ihre dichterischen Entwürfe zu, und er bearbeitete diese mit der größten Selbstlosigkeit. In einem Briefe an den Dichter der Lausitz, Leopold Schefer, dessen „Mädchen von Sunem“ er in Verse gebracht hat, sagt er: „Laßt mich wirken für das Schöne und Gute, laßt mich fördern, wo ich darf und kann — um meinen Namen und um mich kümmern euch nicht, die mögen vergessen sein, obgleich ich nicht nötig habe, mich zu verbergen.“

Trotz der Arbeiten für seine Freunde und des umfangreichen Briefwechsels, den der Dichter führte, ist die Reihe seiner eigenen Werke recht stattlich. 1846 erschien seine erste Dichtung, „Ein Elfenmärchen“. Es ist dies eine Erzählung mit Anklagen gegen die Zeitverhältnisse. Von da ab erschien fast jedes Jahr ein oder mehrere Werke. Dem „Elfenmärchen“ folgten zunächst die „Blätter im

Winde“, eine Dichtung, die wenig Erfolg gehabt hat, da die guten Gedichte von den weniger wertvollen in dieser Anordnung erdrückt wurden. Der Dichter bevorzugte mit Vorliebe die Kanzone, und seine Gedichte des Jahres 1848, in denen er für freies Menschtum eintrat, tragen den Titel „Kanzonen“. Die bedeutendste politische Dichtung Max Waldaus, die Kanzone „O, diese Zeit“, ist 1850 gedruckt worden. Er klagt darin über die elende Zeit, über die Schwäche Deutschlands. Er verherrlicht den deutschen Geist, dem aber als Staat ein entsprechender Leib fehlt. Ein Deutschland will er sehen, nicht 30 deutsche Länder. Dem Deutschland, das bereit war, auf Schleswig-Holstein zu verzichten, läßt er einen der gefallenen ditmarschen Bauern entgegentreten, die in Verteidigung ihrer Freiheit gegen Gerhard den Großen bei Bornhöved 1319 erlegen sind. Dieser verkündet es stolz:

„Wir haben fest für unsern Herd gestanden,
Wir starben frei, besiegt, doch nicht bezwungen,
Erschlagen zwar, doch nicht in Schmach und Banden.“

Das Jahr 1850 war das fruchtbarste Max Waldaus. Der Dichter gab zunächst eine Uebersetzung aus dem Italienischen und eine Uebersetzung aus dem Alt-Provenzalischen heraus. Sein Hauptwerk ist aber der Roman „Nach der Natur, lebende Bilder aus der Zeit“. In dem zweiten Bande dieses Werkes hat er Land und Leute Oberschlesiens in die Literatur eingeführt. Er schildert uns die Verhältnisse so anschaulich, daß die furchtbare Zeit des Hungertyphus lebendig vor unseren Augen erkeht. Das Jahr 1848 war eins der schlimmsten, das die Oberschlesier durchmachen mußten. 1600 Landsteute sind damals nach vorsichtiger Schätzung dieser tödtlichen Krankheit erlegen. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, daß Max Waldau, der seine Heimat leidenschaftlich liebte, mit großer Erbitterung die Vertreter der Regierung angriff. Er hat die obereschlesische Frage mit einer Schärfe erkannt, wie kaum jemand vor ihm. Er sah die Erfolglosigkeit der halben Regierungsmaßnahmen voraus und forderte deshalb, daß man entweder den Oberschlesiern Unterricht in ihrer Mundart erteilen oder aber kräftig germanisieren sollte. Die Oberschlesier mußten unbedingt Deutsch lernen. Auf den Dörfern sollte man Volksbüchereien errichten, und deutsche Jugendschriften sollten die Kinder für die Mühe des Sprachlernens belohnen. Seine Warnung war die Stimme eines Predigers in der Wüste. Man zog es vor, Max Waldau tot zu schweigen, und es trat ein, was er vor siebzig Jahren befürchtet hatte, Oberschlesien wurde zerrissen. Trotz der trüben Zeit hat uns der Dichter doch auch

Szenen voller Humor erzählt. In der zweiten Auflage seines Romanes hat er noch zwei Dorfnovellen eingeschoben, den „Justizmann“ und den „Schmiedsfranz“. Er hat mit diesen Erzählungen die ersten Dorfgeschichten Schlesiens geschrieben. Im „Schmiedsfranz“ schildert er uns die deutschen Bauern in einem Dorfe des Kreises Leobschütz. Er hat auch Proben der deutschen Mundart darin gegeben. Gleichfalls im Jahre 1850 erschien der Roman „Aus der Junkerwelt“. Auch dieses Werk leidet an einer Fülle von Betrachtungen, die den Fluß der Erzählung stören. Einen dritten Roman, der das Leben der mittelalterlichen Troubadoure darstellen sollte, trug der Dichter fertig im Kopfe, als ihn die Krankheit aufs Totenbett warf. Da er erst dann an die Niederschrift eines Werkes zu gehen pflegte, wenn er sich über dasselbe völlig klar war, so ist uns von diesem Romane nichts erhalten. 1851 vollendete der Dichter sein Epos „Cordula“, eine Graubündener Sage. Dies Werk ist das liebste Kind seiner Phantasie. Der Stoff hat ihn sehr lange gefesselt, und er hat ihn für die zweite Auflage völlig umgestaltet. Was er in diesem Eiede wollte, sagt er in seiner Widmung an seinen Freund Adolf Stahr:

„Das Recht der Menschheit und den Wert der Frauen,

Der Mütter freier künftiger Geschlechter
Magst du in meinem Eiede gepriesen schauen.“

Viele Szenen dieser Dichtung zeichnen sich durch große Lieblichkeit aus, andere wirken durch die packende Macht der Ereignisse. Das zweite Epos „Rahab“ ist erst im Todesjahre

des Dichters erschienen. Dies Frauenbild aus der Bibel ist die Tragödie einer stolzen Mädchenseele. Wunderbar ist die glühende Sprache dieser Dichtung, die ganz von innerem Schauen erfüllt ist. Wenn man diese Dichtung erst einmal gelesen hat, kommt man von ihr nicht mehr los. Dabei behauptete Max Waldbau, das Werk wäre berechnete Kopfsarbeit und hätte nichts mit seinem „Ich“ zu tun. So täuschte er sich über seine beste Dichtung. Uns zeigt die „Rahab“, was wir von dem Dichter noch alles hätten erwarten können, wenn ihn der Tod nicht so zeitig heimgeholt hätte.

Ueberblicken wir das Leben und Wirken Max Waldbaus, so müssen wir zunächst vor allem feststellen, daß er ein aufrechter deutscher Mann war, der seine Heimat und sein Vaterland über alles geliebt hat. Geradezu vorbildlich ist er in seiner Aufrichtigkeit und Duldsamkeit gegenüber anderen Anschauungen. Sein Freund, der Dichter Adolf Stahr, faßt sein Urteil dahin zusammen: „Er war als Autor, als Dichter, historischer Kritiker, vielleicht Literaturhistoriker, ein Verdender, in der Entwicklung Begriffener, aber er war vollendet als lebenswürdiger, edler und hilfreicher Mensch.“

Eine Neuherausgabe der Werke Max Waldbaus ist eine Dankeschuld Oberschlesiens gegen den Mann, der seine Heimat so sehr geliebt hat. Dr. Mak bereitet eine vollständige Auswahl aus den Werken des Dichters unter dem Namen „Lug ins Land Oberschlesien“ vor. Diese Auslese wird hauptsächlich Stücke bringen, die sich mit unserer Heimat befassen.

Frostnacht.

Des Eises straff gespannte Seite
Erklirrt, so leiß' ich schreiten mag,
Ein Reh entspringt von Ackersbreite
Und birgt sich im verschneiten Hag.

Der rafft den Mantel rasch zusammen
Und schauert und bleibt einsam steh'n:
Er lauscht empor, wo Weltenflammen
Unwandelbare Wege geh'n.

Dort oben zieht mit großem Schritte
Der Sternenjäger auf die Wacht,
Vom Gurt um seines Leibes Mitte
Glüh'n Sonnen durch die kalte Nacht. —

— Wie Gottes eherner Gedanke
So klar die Luft, so still und weit — — —
— Da bricht der Geist die alte Schranke
Und fliegt in die Unendlichkeit.

Fr. Keller.

Christliche Haus- und Devotionalienkunst in Oberschlesien.

Von Pfarrer Alfred Hadelst, Altwette.

Je größer die seelische Not eines Volkes ist, um so mehr wächst die Aufgabe der christlichen Kunst, die Menschen über das Alltägliche hinaus zum Ewigen zu führen. Mit der Verflachung und dem Verfall der kirchlichen Kunst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ging ja auch ein furchtbarer Tiefstand der christlichen Hauskunst Hand in Hand. In Auswirkung der Anregungen der 3. Tagung für christliche Kunst in Breslau (September 1922) sollte deshalb auch im Rahmen der 1. ostdeutschen Hochschulwoche in Meisse im Herbst des folgenden Jahres das Gebiet der religiösen Volkskunst eine besondere Pflege und Bearbeitung erfahren. Eine gut vorbereitete Ausstellung alter, muftergültiger Beispiele aus früherer Zeit neben den besten Werken der Neuzeit sollte den ganzen Gegensatz zwischen einst und jetzt auch weiteren Volkskreisen aufweisen und zu einer Neubelebung gerade dieses, für das religiöse Leben unseres Volkes so wichtigen Gebietes anregen. Die christliche Kunst soll ja nicht nur Schmuck und Zierde des christlichen Hauses sein, sondern noch höher steht ihre religiöse und seelsorgliche Bedeutung: zu erbauen und die Bewohner zur häuslichen Andacht anzuregen. Der künstlerischen Qualität muß aber auch der wahrhaft religiöse Gehalt des Werkes entsprechen. Schuld an dem Tiefstande der religiösen Kunst trägt vor allem die vollständige Industrialisierung dieses Kunstzweiges, die sogenannte kirchliche Kunstanstalt und das Warenhaus. Ihr Gepräge ist Gleichgültigkeit gegen die hohe, heilige Bestimmung, geschäftliche Gewinnsucht und religiöse Gefühllosigkeit, der vielfach die Geschmacklosigkeit und künstliche Verbildung unseres Volkes entgegenkommt. Klerus und Volk haben hier eine hohe Aufgabe zu erfüllen, ersterer in der Unterstützung der heranwachsenden Künstlergeneration, die ihre Kräfte in den Dienst der religiösen Kunst stellen will, dann durch Beschaffung von Aufträgen und nicht zuletzt durch persönliche Anregung und Pflege jener Wechselwirkungen, die von jeher zwischen Religion und Kunst bestanden haben. Der Künstler andererseits darf bei aller glänzenden Technik nicht die Hauptsache übersehen, daß er nur aus jenem Geiste heraus schaffen muß, den er durch das Kunstwerk auch anderen mitteilen soll, daß er im rechten Gemeinschaftsgeiste mit Kirche und Volk verwachsen sein muß, wenn seine Werke Religion atmen sollen. Das Volk aber muß fähig werden, gute

und tief religiöse Kunst aufnehmen und von der Talmtware der Gegenwart unterscheiden zu können. Unsere Aufgabe wird es deshalb sein: einmal unsere Devotionalien-Industrie künstlerisch zu heben und dann das Volk für gute religiöse Kunst wieder zu erziehen.

Diese doppelte Aufgabe war auch der Zweck der Meißner Ausstellung christlicher Kunst im Oktober 1923, die zunächst ein schüchterner Versuch in dieser Richtung sein sollte. Eine Fülle von alten und neuen Werken religiöser Kunst konnte in kurzer Zeit zusammengetragen werden, naturgemäß überwiegend aus obereschlesischem Privatbesitz neben einer Anzahl von Werken noch lebender obereschlesischer Künstler. Diese Ausstellung, die auch finanziell einen vollen Erfolg bedeutete, war für alle Kunstfreunde Oberschlesiens ein künstlerisches Ereignis allerersten Ranges.

Was an hervorragenden Werken kirchlicher Monumentalkunst in den letzten Jahren trotz der schweren Zeit entstehen konnte, zeigten die großen Altarwerke einer Marien- und Antoniusgruppe von der Hand des Franziskanerbruders Ferdinand Kempe, Meisterschüler eines unserer besten Plastiker, Professor von Gosen in Breslau, ferner Holzplastiken dell'Antonios (Warmbrunn) und unseres obereschlesischen Bildhauers, Meißner Ondrusch (Veobschüh). Auch Myrtek (Beuthen), Kräger (Breslau), Schen (Wüstendorf) und auswärtige Künstler waren mit guten Werken vertreten. Auf dem Gebiete der schlesischen Malerei konnte man hervorragende Werke von der Nazarenerzeit an bis zu unseren Allernmodernsten sehen: einen F. Hoffmann (Beuthen), M. B. Hoffmann (Breslau), Eladkowski (Poppelau), Gottschlich u. a. Würdige und hochwertige Werke religiöser Graphik zeigten Kolb, Wendling, Gottwald, Grossek u. a. Und auf welcher künstlerischer Höhe früher einmal die Hauskunst der besseren Kreise stand, im Gegensatz zu heute, und welche eindringliche religiöse Sprache sie redete, das zeigten die vielen schönen Stücke aus geistlichem oder Meißner Patrizierbesitz in Silber, Elfenbein oder Keramik, alles Kleinodien wahrhaft religiöser Kleinkunst. Aber auch unsere Zeit hat, wenn auch vereinzelt, ihnen manch Schönes zur Seite zu stellen, wie die Beuroner Madonnen oder die Bronzestatuetten und Plaketten dell'Antonios. Ganz besonderer Wertschätzung erfreut sich neuerdings wieder die künstlerische Handzeichnung, sie liefert gewissermaßen die Bausteine zum



1. Sportplakette zur Einweihung
des Meißner Stadions 1925.



2. Weihwassergefäß: Schiff der Kirche.

Zu A. Habelt:
„Christliche Haus- und
Devotionalienkunst
in Oberschlesien.“



3. Weihwassergefäß für Maria Zell in Oesterreich.

Nr. 1 u. 4. Entwurf von
Prof. R. A. Zutt, Meisse.

Nr. 2. Entwurf und Aus-
führung: Ostdeutsche Werk-
stätten Meisse.

Nr. 3. Entwurf von Rud.
Knörren. Ausführung:
Ostdeutsche Werkstätten
Meisse.



4. Kleine Medaille zum heiligen Jahr.



Kunstwerk. Eine Sammlung prächtiger, wertvoller Originalzeichnungen führte auch hier von Rubens und Rembrandt über die Barockzeit, die Nazarener- und Romantikerperiode bis in die Neuzeit. Besonders lehrreich wirkte eine lange Reihe von Bildern, welche die Entwicklung des Andachtbildchens vor Augen führte, angefangen von den kostbaren Miniaturen des 16. Jahrhunderts über die verschiedenen Techniken der späteren Epochen bis zum fein empfundenen expressionistischen Madonnenbildchen des tief religiösen Peter Hecker (Köln). Das Entzücken weiterer Volkskreise bildete der stille Herrgottswinkel mit dem alten Kreuz und der barocken Pieta, den vielen Werken alter Volkskunst, unter denen die farbigen außerordentlich dekorativ wirkenden bäuerlichen Unterglasmalereien in ihrer expressionistischen Auffassung besondere Beachtung verdienen. Das Schaffen eines unserer allerfeinsten, jüngeren, schlesischen Künstler, dessen Kunst ganz unter dem Zeichen tiefer Religiosität und Innerlichkeit steht, des zurzeit in Freiburg i. B. lebenden Malers Hans Franke, zeigte eine Sammlung von Reproduktionen seiner Werke. Hier haben wir es mit einem so starken und sicheren Talent zu tun, daß wir seine Rückkehr nach Schlesien nur als einen außerordentlich hohen Gewinn für heimische Kunst buchen könnten.

Eine erstaunliche Fülle von bestem Material wies die Sammlung alter, guter Devotionalien auf, die einst so tief aus dem Gemüte des Volkes schöpfte und das ganze religiöse Leben unserer Vorfahren verklärte. Welch überreiche Fülle von Motiven zeigen diese einfachen Kreuze, Weihwasserfessel, Motivbilder, Wallfahrtsandenken, Statuen, meistens von der Hand schlichter Handwerker entstanden, von denen das Wort des Dichters gilt: „Er goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein.“ Wie innig empfunden, wie formvollendet stehen diese Dinge vor uns, und wie entsteht uns doppelt der Gedanke an die modernen Hausgreuel unserer Wallfahrtsbuden! Wie feinsinnig verwertet finden wir in jenen Ketten immer wieder das Motiv des Gnadenbildes von Wartha, Albenborn, Annaberg u. a. Hier tut schnelle Hilfe not, und hier eröffnet sich unseren jungen Künstlern ein Gebiet, für das ihnen gerade die Meißner Ausstellung die mannigfachste Anregung geben konnte.

Die Ausstellung sollte, wie es sich bald erwies, bahnbrechend wirken. Die große Nachfrage und das Interesse an künstlerischen Originalwerken religiöser Hauskunst gab Veranlassung, eine Beratungsstelle und eine ständige Ausstellung von solchen Werken schlesischer Künstler und damit eine Zentrale für die Versorgung Oberschlesiens mit guter, volkstümlicher Hauskunst zu planen. Bei dem

Versuch der praktischen Durchführung stellte sich aber die Förderung einer strafferen Zusammenfassung der künstlerischen Kräfte und damit eine wesentliche Erweiterung des ursprünglichen Planes als notwendig heraus. Bereits bei der Arbeitsteilung der ober-schlesischen Museen auf einer Versammlung ihrer Vereinigung in Meisse im Herbst 1922 wurde dem Meißner Museum neben den Fredericiana das Gebiet der kirchlichen Kunst als besonderes Arbeitsfeld zugewiesen, zumal das Meißner Museum schon über eine bedeutende Sammlung kirchlicher Altertümer verfügt. Dazu kam noch, daß die Frage einer ober-schlesischen Kunstschule in den Vordergrund des Interesses trat und man mit Rücksicht auf die ober-schlesische Industrie glaubte, Gleiwitz vor Meisse bevorzugen zu müssen. Da es aber hier entsprechend den Bedürfnissen der christlichen Hauskunst weniger auf eine akademische Kunstschule zur Heranbildung freier Künstler ankam, als vielmehr auf eine Erfassung des gesamten Handwerks und seine künstlerische Durchdringung, so konnte man unbeschadet der Gleiwitzer Projekte in Meisse eigene Wege in der Ausgestaltung einer christlichen Heimatkunst gehen, wobei ein gemeinsames, sich ergänzendes Zusammengehen des Gleiwitzer und Meißner Kulturfreises von vornherein im Interesse der ober-schlesischen Aufbauarbeit von selbst gegeben war. Diese Bestrebungen deckten sich mit längst gehegten Wünschen des Meißner Magistrats, eine wirtschaftliche Hebung des schwer daniederliegenden Handwerks auf der Grundlage einer künstlerischen Veredelung zur Herstellung von Qualitätsarbeit herbeizuführen, und so eröffneten sich für das gleiche Ziel ungeahnte Perspektiven.

Der Magistrat, der das Unternehmen mit einer geradezu an das mittelalterliche Mäzenatentum erinnernden Großzügigkeit förderte, stellte zur Durchführung dieses Zweckes das am Meißnerbamm gelegene, dazu geradezu prädestinierte ehemalige Zeughaus zur Verfügung und übernahm die Kosten für dessen zweckmäßige räumliche Ausgestaltung zu Werkstätten für das Metall-, Holz- und keramische Kunstgewerbe und Arbeitsräumen für Bildhauer, Kunstglaser usw. Unter diesen Voraussetzungen konnten die speziellen Aufgaben des Instituts leichter ihrer Lösung entgegen geführt werden: Aus der vertieften religiösen Auffassung unserer Zeit und den Bedürfnissen unserer Verhältnisse heraus, die christliche Kunst und das Kunsthandwerk neu zu beleben, eine Beratungsstelle zu schaffen für Klerus und Volk, für Kommunen und Korporationen, die kunstgewerblich arbeitenden Kreise Oberschlesiens und unserer weiteren schlesischen Heimat zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen, zu fördern und wirt-

schaftlich zu stützen, dem Volke in einer Zeit schwerster materieller Not die alten Quellen religiöser Gemütserhebung wieder zu erschließen.

Die Stadt Reisse mit ihren alten kirchlichen Kunstschätzen sowie die Sammlungen des städtischen Museums in Verbindung mit einer hier noch durch keine Industrialisierung geschwächten, alten Tradition des Handwerks boten genügend Unterlagen und Anregungen und dürften bald eine wünschenswerte Ergänzung erfahren in Gestalt eines kunsthistorischen Archivs, das außer der Sammlung von Reproduktionen und Lichtbildern alter und zeitgenössischer kirchlicher Kunst eine möglichst vollständige Bibliothek der christlichen Kunst und aller Grenzgebiete enthalten muß, die nicht unschwer aus Schenkungen und Nachlässen geistlicher Kunstfreunde zusammenzubringen sein dürfte.

So konnten denn am 3. Oktober 1924 die „Ostdeutschen Werkstätten für christliche Kunst und Kunstgewerbe“ in feierlicher Weise unter zahlreicher Beteiligung der staatlichen, Provinzial- und städtischen Behörden eröffnet werden, zugleich auch mit einer großen „Ausstellung für christliche Kunst“, die es gelang, von Dresden, wo sie während der Tagung der katholischen Akademiker Deutschlands in der Galerie Arnold gezeigt wurde, in die neuen Räume des Zeughauses zu überführen und die das Gesamtwirken der christlichen Gegenwartskunst in seinen besten Vertretern aus Deutschland vor Augen führte.

Zwar war man sich nun über die Ziele des Instituts klar, aber schwieriger war es, die richtigen Mittel und Wege zur Durchführung derselben zu finden, zumal das Institut in Deutschland ganz einzigartig dasteht. Die enge Verbindung mit der Tagung für christliche Kunst gab dem Unternehmen von vornherein ja seine Richtung und weit über Schlesien hinaus eine gewisse Autorität. Es sollte mit ernstem künstlerischen Willen vor allem an der Hebung der christlichen Hauskunst im Osten Deutschlands arbeiten. Dilettantenarbeit war damit auf die Dauer ausgeschlossen, und alle Versuche, das neugegründete Institut lediglich für lokale Zwecke als Anhängsel der städtischen Berufsschulen zu betrachten oder in Anspruch zu nehmen, mußten von schwerwiegendsten Folgen für das Unternehmen selbst und die Stadt Reisse sein, die mit ihm doch auch ernste künstlerische Zwecke weit über den Umkreis ihrer Grenzen hinaus verfolgte und damit eine Kunstpolitik einleiten wollte, die ihre alte Vormachtstellung auf kulturellem und besonders künstlerischem Gebiet in Oberschlesien neu begründen sollte.

Noch wichtiger war die Frage der Leitung. Sollte das Institut seine Aufgabe für den Osten erfüllen und achtungsgebietend auch für

ganz Deutschland dastehen, so kam hierfür nur eine überragende, reife Künstlerpersönlichkeit in Betracht, deren Name an sich ein Programm bedeutete, die zugleich außergewöhnliches Organisations Talent besaß und der in jeder Hinsicht langjährige Erfahrung zur Seite stand. Längst schon hatten führende Kreise der christlichen Kunst, denen ein Gelingen der Sache am Herzen lag, die Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit hingelenkt, die zurzeit fast allein in ganz Deutschland für eine solche Aufgabe in Betracht kam. Es war dies Professor Zutt, ein anerkannt tüchtiger Künstler von seltener Vielseitigkeit, der auch für dieses Gebiet eine mehr als fünfzehnjährige Erfahrung hinter sich hatte, der in Ungarn sicher nicht zur Unehre des deutschen Ansehens im Auftrage der Regierung das Kunstgewerbe und im Verein mit dem dortigen Episkopat und Klerus auch die christliche Hauskunst in großzügigster Weise mit außerordentlichem Geschick und Erfolg organisiert hatte. Professor Zutt kam damals zunächst auf private Einladung hin nach Reisse. Die warme, verständnisvolle Aufnahme und das Vertrauen von Seiten der Behörden, nicht nur der Stadt, sondern auch der Provinz und namentlich der oberschlesischen Architektenkreise, die in ihm einen langersehnten künstlerischen Berater und Mitarbeiter sahen, dann der ganz einzigartige historische Reiz der alten, an italienische Vorbilder erinnernden Bischofsstadt, vor allem aber die alte gute künstlerische Tradition der Stadt auf handwerklichem Gebiete mit dem noch jungfräulichen Boden Oberschlesiens als Hinterland und Absatzgebiet, das alles ließ ihn bald zu der Ueberzeugung kommen, daß kaum eine Stadt geeigneter sei als Reisse für eine solche ideale künstlerische Aufgabe im Osten Deutschlands, für die es sich wohl lohne, seine reichen mit Herzblut erkauften Erfahrungen einzusetzen. Denn das stand ja fest, sollte das gute deutsche alte Handwerk wieder in neuer Blüte erstehen — und diesem vor allem wollte ja Zutt dienen — so durften alle Versuche zur Hebung desselben nicht von der Großstadt und der Kunstschule aus unternommen werden, sondern es mußte dort begonnen werden, wo heute wie vor 400 Jahren das Handwerk gepflegt wird, nämlich in der Werkstatt, freilich unter Einbeziehung aller Faktoren, die uns inzwischen technisch weitergebracht haben.

Zutt trat nun bald mit seinem Programm hervor, für dessen Erfolg sein Name und seine bisherige Tätigkeit Bürgschaft gaben, freilich großzügig genug, um, wenn es sich in diesem Maße verwirklichen ließe, Reisses Vormachtstellung in kultureller und künstlerischer Hinsicht in Oberschlesien ein für allemal festzulegen. Die städtischen Körperschaften er-

kannten trotz mancher Widerstände doch die Bedeutung der Stunde für Meißes Zukunft, und es wird stets ein Ehrenblatt bleiben in der Geschichte derselben, daß sie weitstichtiges Verständnis für die Notwendigkeiten einer künstlerischen Entwicklung zeigten und einstimmig bereit waren, noch weitere Opfer von Seiten der Stadt dafür zu bringen.

Um aber die Kommune nicht allzustark zu belasten, andererseits aber das Unternehmen doch auch nach außen hin offiziell mit der Stadt zu verknüpfen, wurde unter Beteiligung derselben eine G. m. b. H. als wirtschaftlicher Träger des Instituts gegründet, zu der sich eine Anzahl kunstbegeisterter Persönlichkeiten zusammenschlossen, deren Kreis auch von auswärts sich noch ständig erweitert. Andererseits mußte man mit Rücksicht auf die Rentabilität des Unternehmens den Rahmen seiner Aufgabe weiter spannen und neben der christlichen Kunst auch profanes Kunstgewerbe unter besonderer Berücksichtigung der ober-schlesischen Verhältnisse mit einbeziehen, zumal der Siedlungsbau hier Aufgaben stellte, die ganz und gar in den Rahmen unserer Tätigkeit fielen.

So wurde in den Meißer Werkstätten für den ganzen Osten ein künstlerischer und kultureller Mittelpunkt geschaffen, von dem aus der Gedanke der Pflege echter und wahrer Kunst in Schlesiens Gaue, ja über ganz Deutschland getragen werden soll, und der in seiner Verwirklichung für weite Kreise des Handwerks, und nicht zuletzt auch für die Stadt Meisse, Gewinn bringen wird.

Die Organisation der Werkstätten ist aufgebaut auf folgenden Richtlinien:

Die Werkstätten schaffen in ihren Ateliers hauptsächlich nur Modelle, Typen, Muster und dergl. für Reproduktionen und Vervielfältigungen von Einzel- und Massenprodukten auf dem Gebiete des Handwerks, der Kunst, Industrie und Hausindustrie.

Die Werkstätten produzieren nicht selbst in eigenen Betrieben, sondern geben ihre Qualitätstypen von Fall zu Fall an Künstler, Handwerker, Fabrikanten weiter, die mittelst Hand und Maschine en detail und en gros diese vervielfältigen.

Die Werkstätten selbst aber übernehmen den Vertrieb und Verkauf durch die Leipziger und Breslauer Messe, durch Zwischenhändler oder an Wallfahrtsorten. Sämtliche Artikel tragen ein sichtbares Warenzeichen (Signet), um sie vor schlechter Nachahmung zu schützen. Nur auf diese Weise kann die Konkurrenz bekämpft werden, indem man mit denselben Mitteln arbeitet wie sie, d. h. den Verkauf durch Musterkataloge

u. ähnl. organisiert, ebenso preiswert und prompt liefert, Zahlungsbedingungen ebenso günstig schafft und so den Käufern in jeder Weise die Anschaffung guter Waren erleichtert. Die Organisation ist diejenige eines modernen Verlages, ihre Ziele schließen sich im allgemeinen den Richtlinien des deutschen und österreichischen Werkbundes u. ähnl. Bestrebungen an.

Die Werkstätten bekämpfen und verwerten jede Füge oder Imitation in der Herstellung und arbeiten keinesfalls auf den Schein hin, sie bedienen sich jeder neuen technischen Erfindung, soweit diese in den Rahmen ihrer Produktion paßt und betrachten die Maschine als ein vervollkommnetes Werkzeug.

Die Werkstätten suchen durch die Zusammenarbeit mit Bauämtern, Siedlungsgenossenschaften und dergl. Unternehmungen einen engeren Kontakt zu gemeinsamem Wirken, sodaß die Innen- und Außen-Gestaltung der Häuser, Plätze, öffentlichen Anlagen, Friedhöfe mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt werden können. Alle diese Fragen sollen handwerklich wie auch künstlerisch bis ins kleinste durchdacht und technisch einwandsfrei ausgeführt werden.

Es sind hauptsächlich sozial-kulturelle Ziele unter besonderer Berücksichtigung der christlichen Kulturbestrebungen, die durch Aufträge an das Handwerk gefördert werden. Es wird für eine reelle und gesunde Produktion gesorgt und dadurch neue Arbeitsgelegenheit geschaffen und letzten Endes damit die religiösen wie kulturellen Bestrebungen in Stadt und Land im weitesten Maße unterstützt.

Der Heranziehung und Erziehung von Mitarbeitern, namentlich der jungen Generation, wird bei der Vielseitigkeit des Betriebes besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Dieses soll erreicht werden durch Schaffung von praktischen Lehrgängen, durch Seminare für Erzieher und Fachleute und durch Spezialkurse für Konsumenten und Produzenten. Durch die Erziehung zum praktischen Qualitätsarbeiten werden verschiedene neue Berufe erschlossen, speziell für Frauen und Mädchen und alte Berufe wieder neu belebt und gefördert.

Um Persönlichkeiten als Mitarbeiter ausnahmslos und fern zu gewinnen, soll der Siedlungsgedanke von Anfang an im Auge behalten werden, der sich im Laufe der Zeit zur Gründung einer Handwerker- und Künstlerkolonie auswirken wird, d. h. von Mitarbeitern, die alle diese ausgesprochenen Gedanken unterstützen und fördern. Dadurch hofft man mit der Zeit einen Stamm tüchtiger Mitarbeiter heranzuziehen

und so die Stadt Reisse zu einem kulturellen Anziehungspunkt Deutschlands zu machen.

Die Werkstätten suchen eine enge Arbeitsgemeinschaft in Stadt und Land mit dem kleinsten bis zum größten Handwerker, von der kleinsten Werkstätte bis zur größten Industrieanlage. Mit diesen sollen gemeinsame Arbeitsverbindungen geschaffen werden durch ein rücksichtsvolles, anpassungsfähiges, verständiges und verstehendes Fachwissen in allen Techniken von Seiten des Verlages wie auch durch wirtschaftliches und kaufmännisch praktisches Hineinfühlen desselben in jeden Betrieb. Eine solche Arbeitsgemeinschaft ermöglicht ein freudigeres Arbeiten und ist nicht ohne ethische Nachwirkung, und dadurch auch eine verfeinerte und veredeltere Produktion vom einfachsten Werkzeug bis zur Maschine auf allen Gebieten des Handwerks, der Kunst, Industrie und Hausindustrie.

Das Institut soll nicht nur eine künstlerische Aufgabe für ganz Deutschland erfüllen, sondern auch der Stadt Reisse und Oberschlesien wirtschaftliche Vorteile bringen und wird auch für die berufliche Ausbildung der heranwachsenden Jugend von ganz besonderer Bedeutung sein. Es ist also einerseits eine Art Schule bezw. Werkstatt zur Ausbildung neuer Talente, andererseits ständiger Verkaufsort der gefertigten künstlerischen Objekte.

Professor Zutt richtete auch früher schon neben der Leitung seiner Werkstätten sein Augenmerk stets auf das Bedürfnis des Publikums und brachte als Künstler von einer schier unglaublichen Produktivität eine ungeheure Menge von trefflichen Mustern heraus, deren innerer Wert diesen Gegenständen stets einen ungeheuren Absatz sicherte, sodaß man kaum den Nachbestellungen genügen konnte.

Er konnte auch mit praktischem Erfolge darauf hinweisen, daß das moderne Kunstgewerbe der seelenlosen Fabrikware gegenüber nur dann konkurrenzfähig ist, wenn es den Feind in seinen eigenen Stellungen angreift, wenn der Gewerbetreibende neben der Pflege des Einzelwerks auch die Massenherstellung in den Kreis seiner Tätigkeit einbezieht, und Zutt, der zur selben Zeit für den Erzbischof in Eger eine selbst in ihrer Einfachheit außerordentlich gediegene und wirksame Palliumdose anfertigte, für den Fürstprimas Kardinal Esernoch den berühmten prachtvollen Krönungskelch schuf und viele andere Werke der Goldschmiedekunst und Kleinplastik für das österreichische Kaiserhaus, die seinen Namen über Europa hinaus bekannt machten, scheute sich nicht, dem von Künstlern bisher kaum der Beachtung ge-

würdigten Massenprodukt seine ganze Sorgfalt und künstlerische Kraft zuteil werden zu lassen. Zutt's Name bedeutet auch auf diesem Gebiete ein Programm, ebenso wie in kunstpädagogischer Hinsicht.

Reisse war ja von jeher der Vorort des obererschlesischen Kunsthandwerks. Auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst zeigte uns das überraschend deutlich die 1905 im Breslauer Kunstgewerbemuseum veranstaltete Ausstellung von schlesischen Goldschmiedearbeiten und das große Prachtwerk über die schlesische Goldschmiedekunst von Hinge und Kappler, durch das Oberschlesien mit einigen seiner schönsten Leistungen in die Kunstwissenschaft eingeführt wurde. Ungarische Vorbilder hatten schon frühzeitig obererschlesische Werkstätten stark beeinflusst und uns die Technik des Drahtemail gebracht. Einen Wendepunkt in der Geschichte des Reisser Handwerks bildete schon vor Jahrhunderten jene Zeit, als aus Oesterreich und Süddeutschland fremde Meister hier einzogen und dem Kunsthandwerk und vor allem der Goldschmiedekunst, nicht zu ihrem Nachteil, neue Anregungen gaben und letztere in das Fahrwasser des süddeutschen und österreichischen Stiles brachten. Gerade die besten Reisser Goldschmiede, die glücklichsten Neuerer, wanderten aus der Fremde ein und gründeten hier ihre Werkstätten, aus denen jene stattliche Reihe von prächtigen Werken hervorging, die heute noch den größten Schatz der schlesischen Kirchen und Museen bilden und den Ruhm Reisses in der Kunstgeschichte begründet haben.

Wenn Professor Zutt nun die Leitung der Reisser Werkstätten übernommen hat, so ist er wohl wie kaum jemand geeignet, als Künstler und Pädagoge die Traditionen einer reichen Vergangenheit in der alten ehrwürdigen wichtigen Bischofsresidenz Reisse aus seiner reichen künstlerischen und technischen Erfahrung heraus wieder neu zu beleben und dem obererschlesischen Handwerk und nicht auch zuletzt der kirchlichen Kunst neue Impulse zu geben und für unser Kunsthandwerk wieder bessere Tage heraufzuführen, die so sehr nützlich sind.

So wird Reisse auf dem ihm ureigenen Gebiete der christlichen Kunst und des heimischen Kunstgewerbes für Oberschlesien, den ganzen deutschen Osten und die Grenzgebiete im Sinne des Deutschtums wahrhaftige Aufbau- und Kulturarbeit leisten, und umso erfolgreicher, da das ganze Unternehmen sich in jeder Hinsicht des Vertrauens und der tatkräftigen Unterstützung der kirchlichen und weltlichen Behörden erfreuen darf.

Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben in Oberschlesien.

Von Professor Dr. Theodor Schube, Breslau.

Als Naturdenkmäler bezeichnet man solche Geschöpfe und Gebilde der vom Menschen möglichst unbeeinflussten Natur, die sich aus der großen Menge ihrer Erzeugnisse herausheben, in denen sie sich also gleichsam selber Denkmäler ihrer Schaffenskraft und Formensfülle gesetzt hat. Die Ueberkultur der letzten Jahrzehnte hat unter ihnen, wie in ganz Deutschland so auch in Oberschlesien, stark ausgeräumt; es ist höchste Zeit, daß die Reste so viel als möglich geschont und geschützt werden, wenn nicht die kärglichen Ueberbleibsel von dem früher im schlesischen Volke so reich entwickelten Gemütsleben dahinschwinden sollen. Daß immerhin selbst in dem von der Natur — im Vergleiche zu vielen andern Teilen Deutschlands — ziemlich stiefmütterlich behandelten Oberschlesien noch manches Wertvolle vorhanden ist, mag die folgende Auslese darthun.

Am wirkungsvollsten erweisen sich dem der Natur noch nicht gänzlich Entfremdeten gegenüber die durch ihre Größe ausgezeichneten Mitglieder der Gehölzwelt. Wie fast überall in deutschen Landen sind es auch in Oberschlesien die Eichen, die hierzu vornehmlich beitragen. Die stärkste von ihnen, die Pückler-Eiche bei Schedlau, hat (in Brusthöhe gemessen) einen Stammumfang von fast acht Metern; einige andere in ihrer Nähe bleiben nicht allzu viel hinter ihr zurück. Der Falkenberg-Kreis ist überhaupt reich an Rieseneichen; es sei nur noch auf die Kaiserliche bei Fuschine sowie auf die im Park von Tillowitz, Friedland, Rogau u. a. hingewiesen. Auch andere alte Schlossparke enthalten Rühmenswerte, so z. B. Rauden (hier hat die stärkste 7 Meter Umfang), Koppitz, Slawentitz, Carlsruhe und Casimir; der von Rogau im Kreise Oppeln birgt die zweitstärkste Oberschlesiens, die Luiseneiche, die freilich schon gar altersschwach ist. Ihr nahezu gleich kommt eine bei Bankau (Kreuzburg), doch handelt es sich hier um einen Zimelbaum, der durch Verschmelzung der unteren Teile von zwei anfangs getrennten Bäumen entstanden ist. Diejenige bei der Oberförsterei Kłodnik, auch über 7 m im Umfange hinausgehend, scheint sogar ein Drilling zu sein. Wie die Ränder von zwei ursprünglich merklich weit auseinanderstehenden Bäumen einander allmählich so nahe rücken, daß es schließlich zur Vereinigung kommt, kann man an zwei Bäumen (Umfang je etwa 5 Meter) unweit der Heerstraße bei Neudorf-Venartowitz erkennen. — Mancherorts beruht der tiefe Eindruck nicht so sehr auf

der außerordentlichen Größe eines Einzelbaumes als auf der großen Zahl, in der die Kraftgestalten zusammengeschart sind, so im Leuschkezer Walde bei Ratibor, an den Weindämmen bei Oberglogau, zwischen Vohbütte und Carlsruhe, im Wendriner Parke usw. Selbst in dem an Naturdenkmälern jetzt so armen Kreise Beuthen ist eine solche Stelle bei Rokittnitz vorhanden. — Im tiefen Walde hat man nur selten einen derartigen Ueberhälter belassen; am ansehnlichsten dürfte die Eiche bei Klaras Ruh (Neu-Poppelau) mit fast $6\frac{1}{2}$ m Umfang sein, auch die Zedleiche bei Plümenau sowie die Max- und die Eugeneiche in der Forst Bodland gehören hierher; die Herrgottseiche im Grottkauer Stadtwalde (so benannt, weil sie gleich der Pücklereiche und manchen andern mit einem großen Kreuzfuge versehen ist) bleibt erheblich hinter ihnen zurück.

Alle genannten gehören zu der durch sehr kurzen Blattstiel, herzförmigen Blattgrund und ziemlich lang gestreckten Fruchtträger gekennzeichneten Sommerliche („Stieleiche“); die zu der durch längeren Blattstiel, verschmälerten Blattgrund und dicht gedrängte Früchte von ihr verschiedenen Winterliche („Traubeneiche“) gehörigen Stücke erreichen bei weitem nicht diese Stärke, hier sind Bäume von knapp vier Meter Umfang, wie einige auf der Ostgorawiese im Dobraner Walde, schon eine Seltenheit.

Den deutschen Eichen sehr nahe kommen unsere Linden. Beide Arten, Sommer- und Winterlinde (in Größe und Behaarung der Blätter, in Zahl, Größe und Färbung der Blüten und in der Fruchtgestalt bei genauerem Zusehen deutlich unterscheidbar), kann man in fast allen Kreisen Oberschlesiens in stattlichen Einzelstücken bewundern. Der erste Preis kommt derjenigen von Schierokau zu, einer der ästhetisch wertvollsten von ganz Schlesien, in der Stärke des Stammes (Umfang $6\frac{1}{2}$ Meter) kommt ihr wohl eine der Boroschauer am nächsten; recht ansehnlich sind u. a. auch die von Rosnohan, Liptin, Rudnik und aus dem Parke von Eichenborffs Geburtsstätte, Lubowitz. Zahlreich sind sie auf Kirchplätzen oder bei Kapellen, Bildstöcken (z. B. an der Briceiuskapelle nächst Kostental, an der Weiten Kapelle bei Głoglichen, bei Schmozyn u. a.), öfters auch sind an einzelnen Heiligenbilder befestigt. Unter denjenigen, die zur Schmückung öffentlicher Plätze dienen, ist die auf dem Ziegenhaller Ring wohl die bedeutendste. Hier und da gibt es

ganze Alleen alter Binden, unter denen die von Dobrau wohl die längste ist (fast zweihundert Bäume!).

Wohl die formvollendetsten unserer Laubbäume liefert die Buche; im dichteren Bestande bewirken dies die starken und doch zufolge der Schaftlänge schlank erscheinenden Stämme, bei freierem Stande die dichten, regelmäÙig gegliederten Kronen. Leider ist der früher auf nicht gar zu dürrtgem Boden auch in Oberschlesien weit verbreitete Baum seit der allgemeinen Durchführung des Kahlhiebs und der Verlieferung aus vielen Waldgebieten völlig verschwunden. Immerhin ist noch manches Prachtstück übrig geblieben, so die Ottokarbuche im Leobschützer Stadtwalde, die Kaiser Wilhelm-Buche bei Dembiohammer, die Wallenstein-Buche von Reinersdorf, die Klarabuche und andere Ueberhälter im Revier Hubertusgrün sowie diejenigen bei Malapartus.

Auch die Pappeln können gar umfangreiche Stämme erhalten; eine nahe der Oder bei Tmorkau hat es (bei 30 Meter Höhe) auf mehr als sieben Meter gebracht, nicht viel schwächer ist der Stamm bei einigen von Stawenitz und einer in Rudnik, eine am Parkrande bei Silberkopf und eine am Mühlgraben von Casimir haben reichlich sechs Meter, eine durch dichte Fleummkleidung verschönernte beim Raubener Amtsgebäude über fünf Meter (nebenbei bemerkt besitzt auch die stärkste der Schönwitzer Eichen — Umfang fünf Meter — eine üppige Ffeuzier); zahlreiche andere kommen diesen nahe, doch wird bei vielen der Eindruck dadurch gemindert, daß das Geäst zufolge seiner Brüchigkeit allzu zerklüftet erscheint.

Unsere Vorfahren verehrten neben den Eichen besonders die Eichen; ein Riesenbaum im Parke von Turawa läßt dies begreiflich erscheinen, auch mehrere in den Gnadenfelder „Erlen“, die Hans Ulrich-Eiche bei Kopitz u. a. ergeben, zumal durch die Schlankheit der Stämme, herrliche Bilder. — Als stärkster Baum Deutschlands wird eine Rüster (Ulme, Effe) bei Schimsheim in Hessen gerühmt, deren Umfang in Brusthöhe reichlich 12 Meter betragen soll; bei der stärksten Oberschlesiens, der Grenzüster von Ueß, zählt man kaum die Hälfte, immerhin ist sie überaus stattlich. Auch eine im Falkenberger Parke verdient hohes Lob.

Unsere Nadelhölzer erreichen bei weitem nicht die Stammstärke einiger Laubholzarten, doch können sie, vor allem Tanne und Fichte, diese an Höhe noch übertreffen. Die Kaiser-Tanne im Reinersdorfer Walde, die Friedrichstanne in der Forst Proskau, die Fürstentanne bei Klutschau, die Bismarctanne bei Dobrau u. a. sind wahre „Prachtkerle“, großartig ist z. B. auch die Elisabethfichte in der

Forst Dombrowka bei Carlsruhe. Auch der zur Herrschaft Carlsruhe selbst gehörige Wald enthält kräftige Tannen und Fichten, desgleichen der Rudzinitzer; mehrere Fichtenriesen sind im Revier Hubertusgrün anzutreffen, zumal beim „Alten Schloß“ und im Forstteil „Eule“ sowie nahe dem Nordrande des Reviers die Eufichte und als stärkste von allen die Käufefichte (11.4 m; kürzl. eingegang.). Der abiprechend klingende Name, der wohl von einem nahen Lagerplatze herumziehenden Gefindels herrührt — übrigens in Schlesien noch zwei anderen Baumriesen beigelegt worden ist —, läßt nicht auf ihr Ansehen schließen; umgekehrt dürfte man sich von den „Dicken Fichten“ bei Dambrau nicht allzuviel versprechen, da wenigstens die letzte (vor einigen Jahren gleich den beiden andern beseitigt) nur knapp 2½ Meter Umfang besaß.

Der verbreitetste Baum Oberschlesiens, zuweilen auf Quadratmeilen hin der allein herrschende, ist die Kiefer, leider überwiegend in so dürrtig oder höchstens mittelmäßig erscheinenden Stücken gezogen, daß der Anblick eines solchen „Waldes“ nichts weniger als erhebend wirkt und man schwer begreift, wie es zuweilen Leute fertig bringen, auch darin das obligate „Wer hat dich, du schöner Wald“ anzustimmen. Daß aber auch sie dem feiner Empfindenden manchen Genuß bieten kann, dafür bieten ältere obereschlesische Bäume hinlänglich Beleg. Geradezu ungeheuerer Schaftlänge kommt u. a. mehreren im Sausenberger, Plawniowitzer und Falkenberger Walde (besonders bei Warzeschahaus) zu, desgleichen einem Einzelbaum im Dobrauer; auch einer bei Kopaline und eine Grenzkiefer bei Alt-Rosenberg verdienen Hervorhebung. Von Jugend an freistehende bleiben meistens in der Stammhöhe merklich zurück, erhalten aber eine weit ausladende Krone, wie dies z. B. für eine Kiefer bei P.-Leipe (Falkenberg), eine bei Alt-Rosenberg und eine bei Wachowitz zutrifft. Letztere ist mit einem Muttergottesbilde versehen; dadurch dürfte sie, gleich anderen Heiligenbildbäumen, gegen vorzeitige Zerstörung durch Menschenhand geschützt sein. Immer freilich hält dieser Schutz nicht vor; die Bildkiefer bei Bleichwitz hatte zwar der Vorbesitzer schonen wollen (der sie bei Güterumlegung hätte fällen dürfen), der neue Inhaber des Grundstücks wollte sich aber dazu nicht verpflichten, so daß sie nur durch lobenswerthes Eintreten der Gemeinde gesichert bleiben konnte.

Noch zwei urwüchsigste Nadelholzarten sind bei den Bäumen zu erwähnen, die freilich den meisten als solche unbekannt bleiben. Denn die erste, die Eibe, ist in den Wäldern Oberschlesiens äußerst selten gemorden, und selbst die in ihnen verbliebenen Stücke (Schierokau und Frei-Radlub) sind wenig ansehnlich; nur

in den Siedelungen, besonders in Parfen, sind hie und da etwas stärkere Bäume vorhanden; während letztere in der Regel auf Anpflanzung beruhen, erheben sich einige der Dorfeiben wohl an ursprünglicher Stelle, zumal die größte oberschlesische (in Luginian), deren Alter schon eine längere Reihe von Jahrhunderten ausmachen muß. Und die zweite, der Wacholder, ist fast nur als ein durch die Schärfe seiner Nadelspitzen sich unangenehm bemerkbar machender, in den Kiefernwäldern verbreiteter Strauch bekannt; doch finden sich hie und da hübsche Bäume nicht bloß bei den Wohnplätzen (z. B. Halbendorf, Hubertusgrün, Karbischau), sondern auch an entlegenen Stellen, wo sie sicherlich ohne Mithilfe des Menschen diese Gestalt angenommen haben.

Gleich dem Wacholder erscheinen auch einige Laubgehölze, die überwiegend strauchig bleiben, zumellen als kräftige Bäume. So wird z. B. der Maßholzer („Feldahorn“) in manchen Florenwerken überhaupt nur als Strauch angeführt; im Oberglogauer Parke aber kann man von ihm Bäume mit einem Umfange von 3 und sogar $\frac{3}{4}$ Meter bewundern. Auch seine beiden Verwandten, der echte Ahorn (Spizahorn) und die Urle (Bergahorn) nehmen zwar regelmäßig Baumgestalt an, erzielen aber nicht häufig stärkere Stämme; von ersterem aber lernte ich solche u. a. in der Forst Sausenberg und bei Zawadzki, von der andern einen in der Forst Bodland kennen. Ganz außergewöhnlichen Stammumfang hat ein Feldbirnbaum bei Reinersdorf, nicht viel geringeren einer bei Alt-Cosel erlangt; ferner ist dies der Fall bei Weiden in Dobrau, Gr.-Strehlitz und Kalinowitz (hier u. a. ein wahres Prachtstück am Parkeich), eine Eibnbuche in Radau, eine Erle auf der Leichinsel im Rudzintzer Parke usw.

Als schützenswert wird man unbedenklich auch Fremdhölzer ansprechen dürfen, allerdings wird man sich hier in der Auswahl größere Beschränkung aufzuerlegen haben, da es sich ja nur um Naturdenkmäler im weitern Sinne handelt. Jeder Naturfreund würde es sicherlich bedauern, wenn die herrlichen Platanen von Kreuzenort und Tillowitz, der große Nußbaum in Naasdorf, der riesige Silberahorn im Parke von Turawa, die prächtigen Weimutskiefern von Carlslruhe, Dobrau, Falkenberg u. a. ein vorzeitiges Ende finden sollten. — Selbst solche Bäume, bei deren Ausbildung wohl Menschenhand etwas mitgeholfen hat, wird man zu beachten haben, wenn sie von so ungewöhnlicher Schönheit sind, wie einzelne Blutbuchen oder die unübertreffliche Trauerbuche im Radauer Parke.

Aber selbst der engherzige Wortklaubler wird als schutzbedürftige Naturdenkmäler

solche Gehölze anerkennen müssen, die in dem entsprechenden Landesteile als große Seltenheiten des urwüchsigen Bestandes zu gelten haben. Auch solche sind in Oberschlesien vorhanden; es sind, von der schon besprochenen Eibe abgesehen, die Eisbeere und das Wilde Geißblatt. Die erstere ist nur von einigen Stellen im Groß-Strehlitzer Kreise bekannt, allerdings im Groß-Steiner Waldgebiet in erstaunlich großer Zahl, das andere nur aus dem Stobertale bei Alt-Rosenberg, wo ich es vor einigen Jahren entdeckte.

Weit größer ist die Zahl der seltenen Kräuter, die aufs schonendste behandelt werden sollten; hier hat die Gedankenlosigkeit mancher „Blumenfreunde“ und die Rücksichtslosigkeit einzelner Forstverwaltungen der einheimischen Pflanzenwelt zum Leidwesen der Floristen und Pflanzengeographen viele unheilbare Wunden beigebracht; einige ihrer Zierden sind überhaupt schon ausgerottet, andere, wie der Frauenschuh, die Schellenblume, die Rußschellen, das Rote Waldbvöglein, die zweiblütige Meerzwiebel u. a., sehr eingeschränkt. Da wären zweckmäßige gesetzliche Schutzbestimmungen sehr erwünscht; ichade nur, daß ihre Durchführung äußerst schwierig, ja vielfach fast unmöglich sein wird. Wenn auch die neuerdings stärker einsetzende Bewegung zur Wiederherstellung eines den ursprünglichen Zuständen möglichst Rechnung tragenden „Dauerwaldes“ etwas Besserung erwarten läßt*), wäre doch größere Hoffnung vorhanden, wenn die Lehrerschaft sich gründlichst des Naturschutzes annehmen und ihre Zöglinge von frühester Kindheit an auf das Vordrängen und Verwerfliche solcher Plünderungen aufmerksam machen wollte. Sie müßte dann auch das zwecklose Zusammenrassen übergroßer, meistens — weil zu schnell vertrocknet — wieder weggeworfener Sträucher selbst der häufigeren Feld- und Waldblumen, das rohe Abreißen der Weidenkätzchen- und Bindenblütenzweige (sowie das Besudeln der Rastplätze u. dgl.) zu hintertreiben suchen.

Doch nicht nur zur Bewunderung der Fülle von Kraft und Schönheit in der Pflanzenwelt fordert uns Mutter Natur auf, sondern auch zur Erforschung der auch in diesem Teil ihrer Geschöpfe sich abspielenden Lebensvorgänge. Einiges davon kann der Laie am leichtesten verstehen lernen bei der Betrachtung solcher Wucherscheinungen, die mehr oder minder stark von den üblichen abweichen. Allerdings beruhen wohl einige von diesen, sogar besonders auffällige, wie die zuweilen sehr großen Maserbildungen, auf nicht näher zu erklärenden inneren Gründen, andere aber, wie die Mehrzahl der sonderbaren Zweiganhäufungen, die als Hexenbesen bezeichnet werden, sind

*) Ihrer nimmt sich besonders auch der „Deutsche Waldbund“ an, dessen schlesischer Abteilung (Geschäftsführer Direktor Runze, Breslau I, Schlesischer Bankverein) reicher Zuspruch zu wünschen ist.

durch den Reiz von Pilzen hervorgerufen, die in die inneren Gewebe eingedrungen sind (bei den z. T. ungeheuerlich großen an Fichte und Kiefer — Forst Dombrowka bei Tost — hat man Pilzwucherung noch nicht nachweisen können); da es sich um etwas Krankhaftes handelt, sollte man sie von wertvolleren Bäumen (Kirschbaum u. a.) schon bei Erkennung der ersten Anzeichen entfernen. Dasselbe gilt von der Mistel, wenn sie sich auf Obstbäumen eingenistet haben sollte; dieser Halschmaroker führt zwar einen Teil seiner Ernährungsvorgänge in der üblichen Weise mittels seines Blattgrüns aus, er schädigt aber seine Wirtspflanze durch Entziehung von Wasser und den darin gelösten Nährstoffen. Doch sollte man in anderen Fällen nicht allzu scharf gegen sie vorgehen (wie auch gegen jene Ungetüme von Kiefernhegenbesen): bei reichlichem Auftreten auf Pappeln und andern minderwertigen Gehölzen kann sie zur Winterzeit reizvolle Bilder liefern: da er außerdem in der Auswahl seiner Unterlagen mancherlei Sonderbarkeiten zeigt, sollte man ihm auf Weiden, Birken, Ebereschen u. a. eine gewisse Schonung angedeihen lassen.

Nicht zu verwechseln mit diesem Schädling unter den Holzgewächsen sind solche Sträucher und selbst Bäume, die sich als „Ueberpflanzen“ von andern Bäumen tragen lassen, von ihnen aber nur den Wohnplatz, nicht auch Nahrung heischen, sondern sich zunächst mit der Ausnutzung des auf diesen angesammelten Humus und der Niederschläge aus der Luft begnügen. Sie können manchmal, wenn es ihnen gelungen ist, eine Wurzel bis zum Boden hinabzutreiben und dessen Nährstoffe auszunützen, gar ansehnlich werden: aus Nieder- und Mittelschlesien kenne ich Ueberbirken und Ueberfichten von 8—10 Meter Höhe, aus Oberschlesien weiß ich vorläufig fast nichts derartiges anzugeben, da ich bei späteren Besuchen die Uebererebeschen auf Weiden bei der Dobruauer Sedanwiese ebensowenig mehr antraf wie den großen Holunderbusch auf der oben genannten Eiche beim Raudener Schlosspark-eingänge (im Beobschützer Stadtwalde sind nette Ahlfirschbäumchen u. a. als Ueberpflanzen vorhanden); aufmerkzamere Beobachter werden aber sicherlich andere Belegstücke dieser wunderlichen Erzeugnisse der Natur antreffen *).

Viel Merk- und Schätzenswürdiges bietet auch die Gehölzwelt an solchen Stücken, die in ihrer Gestalt vom Typus der betreffenden Art erheblich abweichen. Ungemeine Mannigfaltigkeit zeigt da besonders die Fichte, zumal in den höheren Gebirgslagen, doch auch in der oberschlesischen Ebene findet sich gar Wunderliches, am häufigsten wohl die Armleuchter-

bäume. Ist durch Sturmgewalt oder Schneedruck der Gipfeltrieb verloren gegangen, so krümmen sich nicht selten die Aeste des unter der Bruchstelle liegenden „Quirles“ aufwärts, so daß der obere Teil des Baumes in der Tat einem Armleuchter ähnelt; ein besonders schönes Beispiel enthält meine Glasbildersammlung aus dem Falkenberger Tiergarten. Diese Aufwärtskrümmung zeigt sich übrigens ausnahmsweise auch an unverletzten Bäumen (Grafenichte im Wossatsh bei Oberglogau, Kiefer im Dobruauer Walde u. a.). Umgekehrt breitet die Kiefer zuweilen eine Fülle weit hin abgespreizter Wurzeln aus, wenn einem alten Baume, der an einer sandigen Lehne seine Ursprungstätte besaß, im Laufe vieler Jahrzehnte durch heftige Regengüsse der Boden entzogen worden ist; schlagende Beispiele hat man bei Carlsruhe, nahe der Nordostecke des Wilhelminteeiches. Von der „Krummen Kiefer“ bei Zembowiz hat sich der Stamm zunächst bodenwärts gekrümmt, in seinem oberen Teil aber wieder aufwärts gebogen; bei der „Schiefen Kiefer“ von Plawniowiz hat sich der Stamm nur schräg zur Seite gelegt; der Baum muß durch ein sehr kräftiges Wurzelwerk verankert sein, das den schweren Stamm (Umfang $2\frac{1}{2}$ Meter) vor völligem Umsinken bewahrt.

Auch Laubbäume nehmen zuweilen abenteuerliche Formen an. Von einem Birnbaum bei Groß-Elguth (Kreis Cosel) ist der Stamm zu Boden gesunken, nunmehr haben sich die Aeste sämtlich senkrecht aufgerichtet, so daß sie eine lange Reihe bilden; ein ähnlicher Fall liegt bei Koslow (Gleiwitz) vor. Am Groß-Strehlitzer Parkteiche liefert eine z. T. in diesen versunkene Weide ein höchst eigenartiges Bild. Sehr lebenszäh erweisen sich auch die Linden; gar selten erscheint u. a. eine „Schlangenslinde“ im Kalinowitzer Parke. Wiederholt habe ich auch in Oberschlesien eine mir ausschließlich von Linden bekannte Verzückungserscheinung beobachtet: es senkt sich im Innern des hohlen Baumes eine in dem oberen lebensfähigen Teile entstandene „Luftwurzel“ herab, die sich nach Erreichung des Bodens zu einem bisweilen stark anschwellenden Neustamm umwandeln kann; dieser kann sogar bei völligem Zerfall des alten Rindenmantels den Hauptteil der Stützung und Versorgung der Krone übernehmen. Daß ich solche als Schilberhausk Linden bezeichne, wird man bei Betrachtung von Bildern aus Kalinowitz, Zanaendorf bei Ziegenhals u. a. verstehen.

Auch durch Verschmelzung ursprünglich getrennter Stämme (derselben Baumart) oder von Aesten zweier Einzelstücke oder auch desselben Baumes kommen auffällige Erscheinungen zustande. Der nicht seltene Fall, daß

*) Für Mitteilungen dieser und anderer vielleicht neuer Beobachtungen nach Breslau VIII, Clausenwitzerstr. 5, wäre ich dankbar.





Zu Prof. Dr. Th. Schube: „Naturschutzdenkmäler in Oberschlesien.“ Wisente im Pleßer Forst.

die untersten Teile verschmelzen, einen Zweiselbaum liefern, ist schon oben bei der Eiche besprochen worden. Doch auch in beträchtlicher Höhe über dem Boden können schräg gegen einander geneigte völlig in einen „zweibeinigen“ Stamm übergehen, wenn sie sich gegenseitig die Kinde gerade so weit abgeschuert haben, daß ihre teilungsfähigen Gewebe (Kambium) ineinander gepreßt werden: es tritt dann gemeinschaftlicher Saftumlauf ein. So sieht man's z. B. bei einer zweibeinigen Eiche bei Graaf und noch deutlicher an zwei Nebestämmen einer Linde nördlich vom Westeingang des Gr.-Strehlitzer Parkes; allen Kreuzburgern könnte die torähnliche Verbindung zweier Rüstern im Schießhausgarten bekannt sein. Wie vollkommen diese Lebensgemeinschaft wird, zeigt das Beispiel zweier Kiefern bei Ellguth-Proskau; man hat vor etwa 50 Jahren den unteren Teil der einen, die in beträchtlicher Höhe mehrfach an die andere sich angeheftet hat, nach Durchsägung entfernt, der obere wird noch jetzt von dem unverletzten nicht bloß getragen, sondern auch durch Saftzufuhr lebendig erhalten.

An der oben genannten Wallensteinbuche hat sich ein Ast zu stark nach oben gekrümmt, er ist infolgedessen von dem Stamme wieder aufgenommen worden, dem er jetzt wie ein Henkel ansieht. In den früher öfters angelegten Hainbuchenlaubengängen (auch in dem von Eichendorf in seinen Jugenderinnerungen erwähnten, noch jetzt vorhandenen Lubowitzer) findet man bisweilen eine ganze Anzahl verschiedenartigster Vereinigungen. In der Forst Jellowa steht eine „Lochkiefer“: nach Abbruch des Gipfeltriebes haben sich zwei Nester aufwärts gebogen und, übermäßig gekrümmt, sich bis zur Vereinigung genähert, sodaß das neue Stück wie eine Fortsetzung des Stammrestes aussieht. Auf ähnliche Weise ist eine „Schlitzlichte“ im Dobruaner Walde entstanden. „Galgenbäume“ erhalten wir, wenn ein Ast eines Baumes von dem Stamme eines benachbarten aufgenommen wird; dabei kommt es öfters vor (z. B. im Walde zwischen Gohle und Busow), daß der letztere dem andern durch diesen Ast hindurch die Säfte bis zum völligen Eintrocknen seines Oberteils entzieht.

Auch in der Tierwelt gibt es Naturdenkmäler; auf einige auffallende Gestalten, die durch unheimliche Verfolgung seitens des Menschen erst in den letzten Jahrhunderten zum Aussterben gebracht wurden (wie in Europa der Riesenalk), ist man schon längst aufmerksam geworden und hat zur Verhütung anderer Fälle (Bison in Nordamerika usw.) Schutzmaßnahmen ergriffen, die teilweise wirkliche Abwehr des Unheils bewirkt haben. Beim Wisent, dem nahen Verwandten des Bisons, scheinen diese vergeblich gewesen zu sein: einst

(wie aus dem Nibelungenliede bekannt) war er auch in Deutschland verbreitet, seit einigen Jahrhunderten hier verdrängt, war er im Plessischen wieder eingeführt worden und hatte sich dort so trefflich eingebürgert, daß man ihn mit gleichem Rechte wie Wildschwein, Edelhirsch usw., die ja auch nur noch unter einem gewissen Schutze gedeihen, wieder unserer Fauna zurechnen durfte; nun ist aber nicht nur das Wohngebiet der zeitweilig stark angeschwollenen Herde uns genommen worden, sondern auch durch an Wahnsinn grenzende Schießerei der Bestand so abgeschwächt worden, daß der kümmerliche Rest kaum noch sich erholen wird. — Zum Schutze fast der gesamten sonstigen Tierwelt, insbesondere der Vögel, sind ja aber schon so viel gesetzliche Bestimmungen getroffen, daß, wenn sie nur alle befolgt würden, besonders wenn es Eltern und Lehrern der Dorfjugend gelänge, diese endgültig vom Ausplündern der Nester abzuhalten, sie kaum als unmittelbar gefährdet gelten könnte. Mittelbar ist freilich der Vogelwelt schon außerordentlicher Nachteil gebracht worden durch die „rationelle“ Forstwirtschaft mit ihrem Raubhieb usw., durch die Beseitigung der Hecken in und bei den Siedlungen u. a. Jene Gebüsche von Schwarz- und Weißdorn gewährten den gesiederten Sängern ausgezeichneten Nistplatz, und diese vergalt ihnen nicht bloß ideell durch Darbietung gemütauregender Konzerte, sondern auch materiell durch Vertilgung zahlloser schädlicher Raupen. Und mochten unter diesen ihren Ventestücken aus der Insektenwelt auch diejenigen von harmlosen und hübschen Arten sein, so wurde der Schmuck der Landschaft dadurch noch lange nicht so beeinträchtigt als durch das Wegfangen jedes dieser bunten Falter (Tagpfauenauge u. a.), der sich nur irgendwo blicken ließ. Diese — in den meisten Fällen zwecklose — Verfolgungssucht herrscht aber noch allenthalben; gelingt es nicht, auch hier durch Aufklärung über ihre Torheit Abänderung zu schaffen, so wird, zumal bei der weiteren Ausdehnung der Grünlandwirtschaft, vielen Gegenden das letzte Restchen angerneuten Farbenschmuckes genommen werden.

Aus der Gesteinswelt ist, soweit es sich um aufstehenden Fels handelt, der im Gebirgslande ebenfalls schätzenswerte Schaustücke liefert, aus Überschießen herzlich wenig anzuführen. Dagegen ist es mir gelungen, auch hier Vorwürfe der Naturdenkmalpflege nachzuweisen in jenen bis in die südlichsten Winkel hinein vorkommenden gewaltigen, nach jetzt allgemeiner Annahme hauptsächlich aus Skandinavien stammenden Blöcken, die als wichtigste Zeugen früherer Zustände unseres Landes unbedingt gesichert werden sollten. Wir müssen uns vorstellen, daß einst in einer

kühleren „Eiszeit“ Gletscher, unter denen die nordischen Lande begraben lagen, sich bis in unsere Gegenden vorschoben: sie schleppten unermessliche Mengen abgetrennten Gesteins von dort bis hierher und lagerten es teils fein zerrieben als Mergel usw., teils in mittelgroßen Stücken, teils endlich in unzertrümmerten Riesenflöhen bei uns ab. Der Mergel nun und seine Auswaschungsergebnisse, Sand, Lehm usw., mögen immerhin für den Wirtschaftsbetrieb die Unterlage abgeben und die „Kabenköpfe“ (auch größten Formats) bei Haus- und Straßenbau auch weiterhin Verwendung finden: die letzten jener zum Teil viele Kubikmeter großen Riesen aber, von denen auch schon gar viele (selbst noch in neuester Zeit, sogar als schon ein Geologe hier als offizieller „Naturdenkmalpfleger“ waltete) gesprengt worden sind, sollten un-

bedingt geschont werden. Um dies besser zu erreichen, schlug ich vor, sie — möglichst wenig abgeändert — als Erinnerungszeichen an hervorragende Männer oder wichtige geschichtliche Ereignisse zu benutzen. So sind u. a. einige (am großartigsten in Falkenberg) zum Andenken an die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege verwendet worden und besonders als Gedächtnismale für Helden des Weltkrieges. Möchte dies noch mit manchen anderen durchgeführt werden; so werden sie gleichzeitig als Hinweis auf die Veränderlichkeit des Antlitzes unseres Landes dienen und als Mahnzeichen zur Bewahrung unveränderlicher Treue zum deutschen Vaterlande, die hoffentlich für alle Zeiten bei der überwältigenden Mehrheit unseres Volkes erhalten bleiben wird.

Keiner wie er.*)

Ich hatte gepflanzt von Myrten
Ein Sträuchchen so klein,
Es wollte nicht grünen, es welkte —
Und ach, es ging ein!

Wie bange, wie bang' ich mich sehne,
Geliebter, nach dir;
Ach, nur einen Augenblick wär' ich
So gerne bei dir!

„Geh', Mädchen, dort unter die Eiche,
So grün und belaubt,
Dort ruhet verschmachtend dein Liebster,
Wie wund ist sein Haupt!“

Sie fand ihn zu Tode verwundet;
Mit sorgsamer Hand
Sie weinend mit seidnem Tuche
Das Haupt ihm verband.

„O weine nicht, Liebchen, nicht weine,
Denn sterb' ich auch hier,
Es bleiben ja Tausende leben,
Da wähl einen dir!

Und blieben auch ihrer so viele
Wie Blumen im Feld, —
Wie du, mein Geliebter, mir keiner,
Mir keiner gefällt!

Und blieben auch ihrer so viele,
Wie Tannen im Hain, —
Wie du, mein Geliebter, kann keiner,
Ach, keiner mehr sein!

E. E.

Trink langsam!*)

Trinke langsam, Bruder, langsam,
Trink das Glas bedächtig aus,
Denn du hast ein kleines Gütlein,
Kleine Scheune, kleines Haus.

„Bier her! Laßt die Gläser füllen,
Musikanten, spielt dazu!
Daß ich zahl', ist meine Sache,
Trinkt — und laßt mich in Ruh!

E. E.

*) Aus „Oberöschl. Volkslieder“ von Frz. Jedrzejewski. (Siehe auch den Art. „Das oberöschl. Volkslied“ von Dr. B. Mat.)

Erinnerungen an mein oberschles. Falterparadies.

Von Julius Stephan.*)

Wenn ich meine Sammlungen durchmusterte, so bleibt mein Blick immer wieder an den Reihen stattlicher Falter haften, die auf dem Fundortzettel die Bezeichnung „Mossatsch bei Broschütz“ tragen. Wieviel liebe Erinnerung, manch goldener Frühlings- und Sommertag zu Ende der Neunziger Jahre wird beim Betrachten der entomologischen Schätze wieder lebendig und spricht zu mir in den Lauten jener längst dahingerauften Zeit.

Der Mossatsch ist ein ausgedehnter Mischwald, der die Gemarkungen der Dörfer Broschütz und Zuzella von einander scheidet; erstere der beiden Landgemeinden (von 1898 b. 1906 meine „Residenz“), liegt noch im Kreise Neustadt, letztere (wo der jedem Oberschlesier bekannte „Anton von der Oder“ seine Ideale spann und tatkräftig in die Wirklichkeit umsetzte, und wo Freund Bammert, der liebe, rundliche, noch heut seines Amtes wartet) gehört bereits dem Oppelner Kreise an. Nadelhölzer und Laubbäume, vornehmlich Eichen, Buchen, Erlen, Weiden wachsen dort bunt durcheinander; feuchte, tief gelegene, von Gräben durchschnittene Distrikte wechseln mit trockenen, meist mit Kiefern bestandenen Stellen ab. Prächtiges Unterholz, Beeren-gesträuch und fette Wiesenstücke begünstigen die Entwicklung der kleinen und kleinsten Tierwelt in hohem Grade. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind leider viele der schönsten Partien der Art zum Opfer gefallen; in der bösen Kriegs- und Nachkriegszeit wurden besonders die wundervollen Eichen arg mitgenommen. Aber noch heut hat der Mossatsch einige Distrikte von großem Reiz, lauschige, verschwiegene Wege und Gründe, wo die Amsel flötet und der goldgelbe Pirol sein Nest baut, wo die Morgenrotfalter gaukeln und die blauen Libellen am Bächlein ihr stilles Viebesleben führen. Und so oft mich die Wanderlust meine Schritte nach Oberschlesien lenken läßt (es geschieht dies fast alljährlich), kann ich's mir nicht versagen, jenen altvertrauten Stätten und Schmetterlingsfang-Revierern wenigstens einige Stunden zu widmen. Was ich an Faltern einst dort fand und was man noch heut dort finden und beobachten kann, läßt sich natürlich im Rahmen einer Plauderei nicht aufzählen; es würde eine lange Liste geben, die den meisten der Leser freilich wenig sagen könnte. Wohl aber darf ich vielleicht auf das Interesse jedes Naturfreundes, auch des entomologischen Laien, rechnen, wenn ich über einige meiner Funde hier berichte.

Der Schmetterlingsfalter hat zu jeder Zeit des Jahres besondere Gegenstände seiner Aufmerksamkeit, und nichts erfreut in so hohem Maße, wie das regelmäßige Wiedererscheinen der einzelnen Arten der Falter. Ein lieber Bekannter nach dem andern tritt auf, gleichsam wie zur stillen Parade in immer wieder sich verjüngendem Forste. Ja, es gibt mehr als eine Art, deren Erscheinen man bei normaler Witterung fast auf Wochen und Tage vorausbestimmen kann.

Die gewöhnlichen, jedem Kinde bekannten Faltergestalten sind natürlich auch im Mossatsch zu Hause. An milden, sonnigen Tagen des Vorlenses, oft schon im Februar, flattert an Hecken und Waldrändern der leuchtend gelbe Zitronenfalter eiligen Fluges dahin, rastlos sein grünlich-weißes Weibchen suchend, das ich späterhin oft beim Geschäft der Eiablage an Faulbaumsträuchern überraschen konnte. Mit ihm zeigen sich noch andere „Frühlingsboten“: die allerliebsten Fische und C-Bögel, die stolzen Psauenaugen und Trauermantel. Ihr Kleid ist freilich oft schon fadenheinig und verblüht, zerschliht und zerseht; denn es sind Ueberwinterer, die an geschützten Schlupfwinkeln schlafend die kalte Zeit überdauerten und sich aus ihrer herbstlichen Flugzeit zu neuem fröhlichen Erwachen ins neue Jahr hinüberretteten. Man sieht ihnen auf den ersten Blick an, daß ihre Schlupfbahn durch Dornen und Stacheln ging, und daß sie einen Teil ihrer Erlebnisse weit hinter sich haben. Doch müssen sie jetzt noch den wichtigsten Zweck ihres Daseins erfüllen: die Fortpflanzung ihres Geschlechts.

Neben diesen „Vorjährligen“ sieht man indes schon einige „Frühschlinge“, die jetzt der Puppe entstiegen sind; sie gehören zumeist dem zarten Geschlecht der Spanner an. Im Mossatsch fand ich auch des öfteren im letzten Märzdrittel die zierlichen Birkenulchen; sie tummeln sich lebhaft im Sonnenschein und setzen sich mit Vorliebe auf die feuchte Erde. Ein sehr interessantes, etwas abweichend gezeichnetes Stück dieser Sippe ging mir gelegentlich eines Besuches in den vorjährigen Osterferien ins Netz; es bildete ein willkommenes Geschenk zu meinem Geburtsstage, den ich damals bei lieben Freunden begehen konnte.

Sobald Kirsch- und Pflaumenbäume sich mit Blütenschnee bedecken, stellen sich die bunten Tagvögel zahlreicher ein. Schon zeigen sich einige vormikige Bläulinge, rotgol-

*) Verfasser der Bücher „Fliegende Blumen“ und „Zwölf Wanderungen in meinen Bergen“. (Verlag A. Walzel, Mittelwalde).

dene Feuerfalterchen und hier und da die allerliebsten braunen Landkärtchen, deren Sommergeneration sich bekanntlich im schwarzen Kleide gefällt. Nach langen Jahren ist es mir im diesjährigen April ge-
glückt, eine Reihe dieser reizenden Tierchen an der Broshüher Seite des Mossatsch einzusammeln. — Auf unseren Ausflügen begleiten uns nun die „Treuesten der Getreuen“ im schlichten und doch schönen Gewande: die Weißlinge. Auf den Waldwiesen aber, wo das Schaumkraut seine Blütensterne erschließt, entfaltet der liebliche Morgenrotfalter oder Auroraweißling seine herrlichen Schwingen. Auch von dieser Art lieferte mir der Mossatsch in früheren Jahren interessante Aberrationen (Abweichungen).

Der Vollfrühling und Vorsummer bringen dann die großen, pfeilgeschwinden Schwärmer und das Heer der Spinner und Eulen, von denen manches begehrte Stück in meine Sammlung wanderte. Der Hochsummer beschert uns die Perlmutterfalter-
Arten und Kaisermäntel, sodann frische Vanessen, Admirale und Distelvögel, von Nachtschmetterlingen u. a. die prachtvollen Ordensbänder, von denen ich mit besonderer Vorliebe den herrlichen Eichenfarmin (die Brauteule) fing. Der Herbst wartet mit Totenköpfen und Windigschnurrern sowie mit allerlei begehrten Zuckenspannern und mancherlei anderem Kleinzeug auf.

Kein Zeitpunkt wird aber mit mehr Spannung ersehnt, als die Flugzeit der Schillerfalter und Eisevögel. Wer das Jagdfever nicht kennt, der kann die Erregung und ungeduldige Erwartung nicht begreifen, die den Sammler mit unwiderstehlicher Gewalt an die Flugplätze dieser unserer gefeiertsten Waldnymphen zieht. Klopsenden Herzens eilte ich oft in jenen Jahren Ende Juni in die geliebten Jagdgründe des Mossatsch, um das Schauspiel der die feuchten Geleise der Waldfahrwege umschwebenden, von weitem wie Schwalben sich ausnehmenden, wundervollen Tiere zu genießen. Dort, wo ein verendeter Hase am Wege lag, oder wo ein Horntier oder Roß sich „verewigt“ hatte, waren ihrer oft ein halbes Duzend versammelt, um begierig daran zu saugen. Diese Geschmacksverirrung, die eigentlich wenig im Einklang mit den sonst so noblen Passionen und der doch geradezu imponierenden Erscheinung dieser Falter steht, nützte ich oft mit Erfolg aus, indem ich die Schmetterlinge mit altem Limburger Käse von mehr als zweifelhafter Güte anlockte. Im Mossatsch machte ich auch die Beobachtung, daß die Schillerfalter nach dem Schweiß des Menschen fliegen. Wenn ich an heißen Julitagen tüchtig transpirierte, geschah es mehrmals, daß sich ein solches Tier auf den feuchten Handrücken setzte.

Es stolzierte, sofern man ganz still hielt, mit der ihm eigenen ruckenden Bewegung ganz unbesorgt hin und her; man fühlte deutlich, wenn der Saugrüssel aufgesetzt und wieder zurückgezogen wurde. Einmal gelang es mir, ein solch verseffenes Tierchen mit den Fingern der anderen, ganz allmählich und behutsam hinzugeführten Hand abzunehmen — bei der bekannten sonstigen Scheu dieser Schmetterlinge ein kleines Bravourstück!

Den großen Blauschiller fand ich in meinem „Paradies“ nicht selten an ausfließenden Eichenstämmen, zuweilen, besonders in den Nachmittagsstunden, auf vorstehenden Zweigen zwei bis drei Meter hoher Sträucher und Bäume am Waldrande. Sein Weibchen, das bekanntlich des wunderbaren Farbenspiels entbehrt, sah ich mehrmals um Salweiden-
gebüsche schweben, wohl in der Absicht, diese mit dem Geschenk seiner Eier zu versehen. Ich merkte mir diese Stellen und fand später zu meiner Freude auch richtig die mattgrünen Kopfhornraupen auf ihrem Seidengespinnst sitzen.

Etwas zeitiger als die Schillerfalter entschlüpft der große Eisevogel der Puppe. An sonnigen, windstillen Tagen konnte ich ihn oft, vorzüglich in den Vormittagsstunden, auf dem Boden und an niedrigen Zitterpappeln ruhen sehen; zuweilen saß er auch auf Heuhaufen, die auf den Waldwiesen standen. Es wäre mir manchmal ein Leichtes gewesen, Duzende der prächtigen Tiere zu fangen, ohne zu Ködermitteln greifen zu müssen. Von ganz besonderer Anziehungskraft zeigte sich, wie ich eines Sommers feststellen konnte, ein am Wege liegender zerrissener Stiefel, den irgend ein Fachtbruder weggeworfen hatte. — Nachmittags zogen sich die Falter in die Baumwipfel zurück, und es gewährte einen prächtigen Anblick, wenn ihrer drei, vier im Scheine der schon tiefstehenden Sonne die höchsten Pappelfronen umkreisten.

In den letzten Jahren sind diese stolzen, an die Falter der Tropen erinnernden Schmetterlinge leider immer seltener geworden. Der Grund hierfür ist — wenigstens was das Waldgebiet des Mossatsch betrifft — nicht in übertriebenen Nachstellungen seitens jugendlicher und geschäftstüchtiger Sammler (die hier gottlos fehlen) zu suchen, sondern wohl in dem zu häufigen Durchforsten der Bestände und in dem schonungslosen Umhauen der Salweiden- und Eichenbüsche, der Nahrungspflanzen der Raupen. Es wäre ein Jammer, wenn diese imposanten Tiere, die zur Belebung und Verschönerung unserer Wälder in so hohem Maße beitragen, durch solche Maßnahmen ganz ausgerottet würden.

Kiewitt, Kiewitt!

Plauderei von Julius Stephan.

Wenn Hasel und Weide sich mit stäubenden Kräzchen behängen und Freund Starmaz sein altes Heim, den verwitterten Nistkasten am Birnbaum, bezieht — dann dauert es nicht mehr lange und die lieben Kiebitze sind wieder da. Hörst du ihren lauten Ruf: „Kiewitt, Kiewitt! Was für'n schöner Vogel bin ich nit!“

Recht hat er, der Kiebitz; denn er ist wirklich ein hübscher Bursche. Mit seinen glänzenden dunkelgrünen Flügeln, der tiefschwarzen Kehle und der kreideweißen Unterseite sieht er recht schmuck aus, und sein Häubchen gibt ihm ein feckes, unternehmendes Aussehen. Auf den dunkelroten Beinen trippelt er im feuchten Wiesenrunde geschäftig hin und her und räumt unter Schnecken, Regenwürmern und allerlei Insektengeschmeiß gehörig auf.

Wär's nicht ewig schade, wenn dieses allerliebste Kerlchen von unsern oberschlesischen Fluren verschwände? Und das steht zu befürchten; denn der Unfug des Kiebitzeier-Sammelns ist auch hier bereits soweit gediehen, daß sich in vielen Gegenden die Zahl der Vögel bedeutend verringert hat. Dem Fürsten Bismarck haben wir ehemals sicherlich die 100 Kiebitzeier gegönnt, die ihm die „Getreuen von Jever“ Jahr für Jahr am 1. April zu seinem Geburtstage spendeten. Aber daß jeder Tagelieb und jeder Feinschmecker (will heißen: Freßsack!) den Lenzbeginn feiert, indem er ein halbes Duzend dieser Eier verschluckt, das ist ein Skandal. Hier ist wieder mal der Ausspruch des alten Seneca am Platze: Quod licet Jovi, non licet bovi (Was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen nicht gestattet). Im übrigen spielt hier, wie so oft bei kulinarischen Genüssen, die Einbildung eine Rolle. Prof. Dr. Marshall meint, es sei recht töricht zu glauben, ein Kiebitz sei ein besonderer Vederbissen; ein Stühnerei, sagt er, schmecke mindestens ebenso gut, sehe in gekochtem Zustande bei weitem appetitlicher aus und man habe mehr daran.

Dessenungeachtet werden Kiebitzeier besonders in Norddeutschland noch immer in großen Mengen gesammelt, verkauft und verspeist. Der deutsche Teil von Friesland (Hannover) soll früher alljährlich mehr als eine halbe Million Stück auf den Markt gebracht haben. Freilich sind dort die Vögel noch jetzt in ansehnlicher Zahl vorhanden; bei uns aber, wo sie immer spärlicher werden, müßte diese Art Raubwirtschaft gesetzlich verboten werden.

* * *

Hast du dir schon das Vergnügen gemacht, den Kiebitz auf der Wiese zu beobachten? „Rasch läuft er mit gesenktem Kopfe ein paar

Schritte, dann macht er Halt, richtet sich auf und hebt ein Bein in die Höhe. Jetzt sieht er einen Kameraden, flink ist er hinter ihm her, um den Ahnungslosen mit dem Schnabel in die Beine zu zwicken. Darüber bei dem Ueberfallenen großer Schreck, er hüpfst flügel-schlagend in die Höhe, zankt gewaltig und sucht sich sein Vergeltungsrecht zu verschaffen. Andere mischen sich in die Sache, und so wogt der scherzhafte Kampf, das lustige Spiegel-gesecht, hin und her.“ (Marshall.)

Der Kiebitz ist ein äußerst gewandter Flieger und im Fluge mit keinem anderen Vogel zu verwechseln. Man kann nicht müde werden, seinem munteren Spiele in den Lüften zuzuschauen. Bald wirft er sich auf die linke, bald auf die rechte Seite, so daß uns jetzt das blendende Weiß der Unterseite entgegenleuchtet, dann das metallisch schimmernde Grün des dunklen Rückens. Bald schwingt sich der kühne Segler aufwärts — im Nu ist er Kirchturmhoch in der Luft, bald senkt er sich stufenweise herab und streicht so nahe am Boden hin, daß er ihn mit den Flügelspitzen fast berührt. Das ist ein Wenden und ein Schwenken, ein Wirbeln und Ueberstürzen, dann wieder ein ruhiges Schweben und Gleiten. Seine Ausdauer ist wahrhaft staunenswert; kaum, daß sich der lustige Bursche ein paar Minuten auf der Erde niederläßt. Dann beginnt das tolle Spiel von neuem, wobei er immer und immer wieder sein lautes, durchdringendes „Kiewitt, Kiewitt!“ hören läßt. Am tollsten treiben es die Kiebitze, wenn man in die Nähe ihrer Brutplätze kommt: sie umkreisen den Eindringling, stoßen auf ihn herab und suchen durch klägliches Geschrei und allerhand Verstellungskünste das drohende Unheil abzumenden. Trotzdem stellt sich dortselbst allerhand diebisches Gefindel ein, von den Viersüßlern zu weilen Meister Reinecke, aus der gefiederten Welt hauptsächlich Raubvögel und Krähenvolk.

Wenn der September kommt, rüstet sich der Kiebitz zur Reise nach dem Süden. Schon frühzeitig kehrt er zurück; im letzten März-drittel kann man bei uns bestimmt auf seine Ankunft rechnen. Einzelne Vögel eilen dem großen Wanderheere voran, als wollten sie Quartier für die Nachkommen besorgen. Dieses frühe Eintreffen ist allerdings für sie manchmal ein Unglück. Schneefälle decken ihnen oft die Nahrung zu, unsterblich irren dann die Armen umher; heute vernimmt man noch ihren klagenden Ruf aus den Lüften, morgen sind sie plötzlich verschwunden. Wohin? — niemand weiß es.

* * *

Die Legende berichtet von unserem Vogel nichts Gutes. „Als Christus,“ so erzählt sie, „in den furchtbarsten Schmerzen am Kreuze hing, kamen drei Vögel herbeigeslogen. Der erste rief: „Stärke ihn!“ Es war der Storch. — Der zweite lispelte: „Tröste ihn!“ Es war die Schwalbe. — Der dritte aber schrie: „Peinige ihn!“ Das war der K i e b i z. Seit dieser Zeit sind Schwalbe und Storch geheiligt,

der Kiebiß aber ist verflucht. In einsamen Brüchen ist seine Stätte. Einem Irren gleich flattert er in zuckendem, taumelndem Bogen über die Fläche, umschwirrt den Wanderer, stürzt, eben zur Höhe aufgestiegen, kopflings wieder herab und stößt unaufhörlich seinen wildklagenden Schrei aus: „Kiewitt! Kiewitt!“

Mailied.

Der Mai ist gekommen,
Die Nachtigallen schlagen aus.
Die Matikäfer brummen,
Drum bleibe zu Haus!
Wie die Raupen dort rupfen
Den lila Fliederstrauch,
So plagt mich der Schnupfen
Und Kopfschmerz hab' ich auch.

Beim Nachbar im Hofe
Da singt ein Grammophon.
Es singt die erste Strophe
Zum zehnten Male schon.
Und die Frösche, sie quarren,
Der Hund frißt Gras und grunzt.
Und die Hühner, sie scharren,
Wo grade frisch gepflunzt.

Der Landmann kartoffelt,
Der Pferdebünger dampft.
Der Wandervogel pantoffelt
Durch Feld und Wald und Klampft.
Und die Mädchen erschauern
In süßer Minne Sold.
Ach, daß doch ewig dauern
Der Wonnemonat wollt.

Victor Kaluza.

Erlebnis.

Sitzt ein lustig Spazenvolk
Just vor mir im Heckenstrauche,
Plustert sich und tschilpt wie toll,
Ganz nach altem Spazebrauche.

Eine Späkin, jung und schlank,
Wird pouffiert von zween Gecken,
Die um dieser Schönen Gunst
Sich halb aus die Hälse recken.

Sie, im Flirten Meisterin,
Schießt bald da, bald dort hinüber,
Nickt bald dem, bald jenem zu,
Hat bald den, bald jenen lieber.

Als jedoch im nahen Hof
Man den Tauben streut ihr Futter,
Sieh', da hebt mit raschem Schwung
Sich dorthin die Spazennutter.

Auf des vollen Troges Rand
Wird pouffiert ein alter Läufer.
Steb' alleine macht nicht satt.
O ihr Weiber, o ihr Weiber!

R. Karger.

Der Weihnachtsgast.

Von Paul Friebe.

I.

Das kleine oberschlesische Dorf Fichtenau lag tief im Schnee begraben, und noch immer fielen die Flocken nieder. Alle Fenster waren hell erleuchtet und warfen breite Lichtstreifen in die Vorgärten und auf den Weg, auf dem nur wenige Fußspuren zu sehen waren.

Ein wunderbarer Frieden schwebte über allem, und es war so still, daß man die Kinder in den Stuben ihre Weihnachtslieder singen hörte.

Da schlürfte eine Gestalt des Weges daher, die gar nicht in den Rahmen des schönen Bildes paßte. Eine lebendige Vogelscheuche war es, ein Landstreicher der verkommensten Sorte. Das Waten in dem weichen Schnee ermüdet sehr, und an seinem leuchtenden Atem hörte man, daß er sich nur noch mit Mühe fortbewegte.

Wie entsetzlich verlumpt dieser Mensch war, konnte man eigentlich nicht recht wahrnehmen, weil er von unten bis oben verschneit war. Ein richtiger Schneemann.

Oft blieb er stehen und schaute in die hellen Fenster hinein. Aber das machte ihn nur ärgerlich, und eine dicke Atemwolke nach der andern aus dem Munde stoßend, schleppte er sich brummend weiter. Bisweilen machte er ein paar Schritte auf ein Haus zu, wie um da einzuklopfen. Wenn er jedoch die Kinder darin lachen und jubeln hörte, drehte er sofort wieder um. Und in allen Häusern schienen Kinder zu sein.

Nur in der Schule war es ganz still, und die Haustür stand offen. Eine Magd leuchtete mit einem Lichte im Hausflur herum. Da gab sich der Strolch einen Ruck, schwenkte links ab und trat ein. Auf der Türschwelle trampelte er sich den Schnee von den Füßen, wobei auch ganze Schollen der blütenweißen Kristalle von seinen Kleidern abfielen.

Die Magd erschrak, als sie sich urplötzlich diesem Kerl gegenüber sah, der ein rotes, aufgedunsenes Schnapsgeßicht hatte, das ein wilder, struppiger Bart umrahmte.

„Was wollen Sie? fuhr sie ihn an.

„Etwas zu essen,“ entgegnete er rauh. „Ich kann sonst keinen Schritt weiter in dem verdammten Schnee. Habt ihr nicht ein paar Brocken vom Abendbrot übrig?“

„Wir sollen noch essen,“ sagte sie, „und übrigens habe ich nichts wegzugeben, das müßte ich erst dem Herrn und der Frau melden.“

„So tu's und mach' schnell, sonst fall' ich noch um vor Heißhunger!“

Finster und herrisch war sein Blick. Er warf die Haustür hinter sich zu und lehnte sich daran.

Die Magd, ein kleines rasches Ding, musterte ihn zornig von oben bis unten, dann ging sie in die Stube, wo der Lehrer mit seiner jungen Frau allein unter dem Christbaum saß.

„Herr,“ sagte sie, „draußen steht ein Kerl, der etwas zu essen haben will.“

„So gib ihm und schenke ihm auch ein Glas Bier ein,“ entgegnete der Lehrer, ein junger Mann, der kaum die Dreißig überschritten hatte.

„Verdienen tut er's nicht,“ erwiderte die Magd, „denn er ist frech wie — gar zu frech ist er! Er bittet nicht, er fordert, als wenn wir ihm etwas schuldig wären.“

„Na, gib ihm schon, Suska,“ lächelte der Lehrer. „Heute wollen wir es nicht so genau nehmen. Es ist ja Weihnachten, und vielleicht ist er an andern Türen abgewiesen worden. Das hat ihn wild gemacht.“

„Ja, ja, gib ihm, Suska,“ sagte nun auch die Frau. „Einen Topf heißen Kaffee und ein großes Stück von dem Christstriezel.“

„Gern tu ich's nicht,“ sagte die Magd; „aber wenn Sie's nun einmal haben wollen...“

Sie entfernte sich, und man hörte, wie sie den ungebetenen Gast in die Küche führte, aus der bald darauf ein unzufriedenes Knurren und Brummen herübertönte.

„Das scheint ja ein schrecklicher Bär zu sein,“ meinte die junge Frau. „Geh doch einmal und sieh dir den Menschen an! Wer weiß, ob die Suska mit ihm fertig wird.“

„Wenn er mich aber beißt?“ scherzte der Lehrer und erhob sich.

„Du wirst schon mit ihm fertig werden,“ lächelte die Frau und betrachtete mit Wohlgefallen die hohe und breite Gestalt ihres Gemahls.

„Na, wer weiß!“ entgegnete er; „so ein hungriger Bär kann jedem gefährlich werden.“

Damit verließ er die Stube und trat in die Küche, wo der fremde Kerl am Tische saß und auf alle Welt schimpfte und wetterte. Als jedoch der Lehrer eintrat, war ihm das Wort wie vom Munde geschnitten. Er starrte jenen an wie einen Geist, wurde bleich, stand auf, nahm seinen zerdrückten Hut und seinen Wanderstab und schritt, ohne ein Wort zu sagen, an dem Lehrer vorbei zur Tür hinaus.

„Halt, halt!“ rief ihm dieser nach. „Bleiben Sie in Gottes Namen, ich will Sie nicht vertreiben!“

Allein der Strolch hörte nicht auf ihn, klinkte die Haustür auf und verschwand.

„Gott sei Dank, daß wir ihn los sind!“ sagte die Magd. „So etwas Widerborstiges ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“

Auch dem Lehrer hatte der Vagabund ganz und gar nicht gefallen. Doch fühlte er, daß ihm die ganze Weihnachtsfreude zerstört sein würde, wenn dieser Glende ohne einen Bissen Essen von seiner Schwelle weggehen müsse. Darum bezwang er seiner Widerwillen und eilte dem Bettler nach bis auf die Straße.

„Heda, Sie!“ rief er ihm nach. „Warum laufen Sie denn fort? Sie sollen ja bekommen, was Sie haben wollen.“

Jener ging nur um so schneller. Mit ein paar Schritten holte ihn der Lehrer ein und hielt ihn fest.

„Kommen Sie und essen Sie etwas!“ bat er; „sonst bleiben Sie mir im Schnee liegen.“

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ knurrte der Strolch und versuchte sich loszureißen.

„Ach, werden Sie jetzt nicht bitter! Hier hat Sie doch niemand gekränkt. Kommen Sie!“

„Laß mich, Hermann! Hätte ich gewußt.“

„Nanu, Sie kennen mich?“ rief der Lehrer erstaunt und sah dem Fremden, der gerade in dem Richte des Christbaums stand, forschend ins Gesicht.

„Großer Gott, Heinrich Steger, du bist das?“

„Ja, ich bin's, mein lieber Hermann Fanda; und eben darum sollst du mich gehen lassen. Mit mir ist kein Staat zu machen. Fahre wohl!“

Und wieder machte er einen Versuch, freizukommen.

„Bleib!“ bat jedoch der Lehrer. „Jetzt laß ich dich schon gar nicht fort. Ich habe wohl schon gehört, daß es abwärts gegangen ist mit dir, aber...“

„Aber daß ich schon so weit herunter sei, haßt du dir nicht träumen lassen. Ja, ja! Abwärts geht es rasend schnell. Da pfeifen einem manchmal die Haare am Kopfe. Aber laß mich! Was würde deine Frau jagen? Wie ich da bin, kann ich mich doch nicht vor ihr sehen lassen.“

„Nein, nein, du kommst mit. Du wirst mit uns essen und nicht in der Küche. Meine Frau hat das beste Herz von der Welt, und wenn ich ihr sage, daß du ein Seminarfreund bist, sieht sie über alles andere hinweg.“

Halb mit Gewalt führte Hermann Fanda den Strolch in die Küche und bat ihn, sich etwas zu säubern. Dann begab er sich zu seiner Frau und erzählte ihr, wer der Landstreicher sei und daß er ihn zum Essen gebeten hätte.

Ihr traten die Tränen in die Augen, als sie sagte: „Ach, Hermann, daß unser erster Weihnachtsabend so gestört werden muß! Kann er denn nicht in der Küche essen?“

Der Lehrer schüttelte den Kopf und sagte sehr ernst: „Nein, mein Kind! Ich habe ihn nun einmal eingeladen, also ist er mit uns. Geladene Gäste setzt man nicht in die Küche.“

Darauf schwieg sie.

Als Hermann wieder nach seinem Gaste sah, hatte dieser durch Wasser, Ramm und Bürste ein einigermaßen leidliches Aussehen erhalten und trat ihm mit der Frage entgegen, ob er nun fein genug sei, der jungen Frau vorgestellt zu werden.

„Komm nur!“ sagte Fanda, führte ihn freundlich in das Wohnzimmer und sagte einfach und herzlich: „Hier, liebe Frau, bringe ich dir einen alten Kursuskollegen, Herrn Steger, der zufällig bei uns vorbeikam. Er wird mit uns essen und über Nacht bei uns bleiben. Allerdings muß er sich da mit meinem alten Sofa begnügen; denn auf ein Gastbett hat's uns noch nicht gelangt.“

„Willkommen, Herr Steger!“ sagte Frau Fanda in so freundlichem Tone, daß der seltsame Gast erst jetzt zu glauben begann, daß man ihn hier wirklich als Standesgenossen behandeln wolle, und reichte ihm die Hand.

Halb verlegen, halb erfreut setzte er sich auf seinen Platz, und Fanda kam sofort auf die schöne Seminarzeit zu sprechen. Da taute der Gast allmählich auf, da konnte er mitreden. Im Seminar hatte er vermöge seiner gesellschaftlichen Bildung einer geradezu glänzenden Begabung unter Seinesgleichen eine führende Rolle gespielt. Es war die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Zwar hatte er auch hier schon hin und wieder über die Stränge geschlagen, war aber immer wieder fest an die Kantare genommen worden.

Und während er sprach, wurde er ein ganz anderer Mensch. Frau Fanda betrachtete ihn mit großen Augen, fast wie ein Wunder. Sie merkte gar nicht mehr, daß er Lumpen an sich hatte und keine anständigen Kleider.

Das Essen kam auf den Tisch, und es schmeckte ihm vorzüglich. Nachher wurde ein Punsch gebraut. Dann setzte sich Fanda ans Klavier und spielte Weihnachtslieder. Seine Frau sang dazu mit einer nicht sehr starken, aber äußerst angenehmen Stimme. Sie sang so einfach wie ein Vöglein im Walde:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her

Und bring' euch allen gute Mär':

Geboren ist in Davids Stadt

Er, der des Lebens Fülle hat.“

Der Gast hatte sich in eine dunkle Ecke zurückgezogen und barg das Gesicht in den Händen. Er war wieder daheim im Elternhause und sah sie alle vor sich, den freundlichen Vater, die nachsichtige Mutter, die





fröhlichen Geschwister. Alle waren sie vor ihm dahingegangen. Und wie gut war das! Wenn sie ihn jetzt so sehen müßten, den Strolch, den Vagabunden, den unverbesserlichen Schnapsbruder..... Pfui Teufel! Es ekelte ihm vor sich selber.

Die Weihnachtskerzen braunten aus, eine nach der andern. Es roch nach Wachs und Tannennadeln. Das Ehepaar schien ganz auf seinen Gast vergessen zu haben. Ein Lied folgte dem andern, bis sie alle abgesungen waren. Dann sahen sie sich um.

Heinrich Steger war spurlos verschwunden.

II.

Am nächsten Weihnachtsabend saß Frau Fanda mit einem kleinen Bübchen unter dem Lichterbaum, ihr Mann aber war im Felde — in Flandern. Auch den dritten und vierten Abend verbrachte sie allein. Der gräßliche Krieg wollte kein Ende nehmen.

Der fünfte Weihnachtsabend kam (1917), und der Mann war noch nicht da. Der stand als Leutnant in Brest-Litowsk, wo soeben der Friede mit den Russen geschlossen worden war. Kein Wunder, wenn sie dort ein vergnügtes Weihnachtsfest feierten; denn es geschah in der sicheren Erwartung, über's Jahr ganz bestimmt wieder daheim zu sein. Frau Fanda mußte sich eben bis dahin gedulden.

Lassen wir sie also mit ihrem Bublein, das schon recht klug und verständig dreinsieht, plaudern und fahren wir mit dem Gedankenschiff nach Brest-Litowsk. Schön steht es da nicht aus. Die Stadt ist arg zerschossen und halb verbrannt.

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen“,

und um die nackten, rußgeschwärzten Mauern pfeift und heult ein schneidend kalter Wind.

Doch in den Kaminen und Baracken der Besatzung merkte man nichts davon. Da brannten die Christbäume, da wurden Weihnachtsgeschenke und Liebesgaben verteilt, Punsch gebraut und Tabak gequalmt, daß man in einem dicken Gebirgsnebel zu sein glaubte. In einer Ecke stand ein Klavier, daran saß ein Feldgrauer und spielte, und wer den Mund nicht gerade voll hatte, sang, so gut er konnte:

„O du fröhliche,

O du selige,

Gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Es herrschte die fröhlichste Stimmung. Mit dem Feinde im Osten war man fertig, nun kamen die im Westen dran. Am Ende zweifelte damals noch niemand.

Bei einem nur wollte die Fröhlichkeit nicht so recht aufkommen. Leutnant Fanda

saß wohl da in der Russenstadt Brest-Litowsk, aber seine Gedanken waren daheim in Oberschlesien, in dem kleinen Dörflein, das wohl nun wieder eingesennt war, und in dem traulichen Schulhause. Ganz deutlich sah er seine Frau mit dem nun schon vier Jahre alten Bublein unter der Tanne sitzen und seufzte tief und schmerzlich.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und er blickte auf. Vor ihm stand ein gesund und kräftig aussehender deutscher Offizier mit kurz gehaltenem Schnurrbart.

„Guten Abend, Hermann!“ sagte er fröhlich und reichte Fanda die Hand. „Kennst mich wohl wieder nicht?“

Fanda erhob sich und schaute dem andern erstaunt in das lebensprühende Auge.

„Ich weiß wirklich nicht, Kamerad.....“, entgegnete er verlegen.

„Ich glaub's wohl, daß du mich nicht wieder erkennst“, sagte jener. „Ich habe mich ein wenig verändert seit unserer letzten Begegnung. Aber daß ich nicht mehr aussehe wie damals vor fünf Jahren...“

„Wie damals vor fünf Jahren?“ wiederholte Fanda erstaunt.

„Am heiligen Weihnachtsabend in Sichtenau!“

„Nicht möglich! Vor fünf Jahren.... da war ich doch mit meiner Frau allein!“

„Aber kam dann nicht ein Vagabund, ein gewisser Heinrich Steger?“

„Was wissen Sie von dem?“ fragte Fanda rasch.

„Was ich von dem weiß?“ antwortete jener lächelnd. „Einfach alles. Bin ich's doch selbst.“

„Wie, du wärst Heinrich Steger?“

„Der ehemalige Schnapsbruder und Vandalstreicher, jawohl. Es ist schon einmal nicht anders. Aber dir allein hab' ich's zu danken, daß ich jener nicht mehr bin.“

„Du sprichst in Rätseln, Heinrich!“ Was hätte ich denn für dich getan, für dich tun sollen? Du bist mir ja fortgelaufen!“

„Ja, ich bin fortgelaufen. Ich mußte fort. Ich konnte mich von eurer Güte nicht erdrücken lassen. Du hattest das Ohrgefühl in mir geweckt, und das jagte mich von dannen. Mein nach Schnaps stinkender Atem, meine Unsauberkeit, meine Lumpen paßten nicht in eure saubere Stube. Sie mußten heraus, hinaus in den Schnee. Der mochte sie reinwaschen oder unter seinem Leichentuch begraben. In jener Nacht ist eine große Verwandlung in mir geschehen, für die ich Gott nicht genug danken kann. Unter deinem Christbaum habe ich mir gelobt: Bis hierher und nicht weiter! Entweder umkehren oder sterben. Auch andere Menschen haben viel für mich getan. Die einen gaben mir Ratschläge und Ermahnungen — die nicht befolgt wur-

den. Die andern schenkten mir Geld, das übelste, was sie tun konnten; denn ich vertranf's! Wieder andere verschafften mir Stellungen; die verscherzte ich durch meine Niederlichkeit.

„Du allein nahmst mich auf wie einen Bruder und gleichwertigen Freund, obgleich du wußtest, daß ich's nicht verdiene. Du liebest mich an deinem Tische sitzen und einen Blick in dein glückliches Heim tun. Das hat geholfen, das hat das Eis meiner gräßlichen Versumpfung gebrochen. Ein gewaltiger Stiel vor meinem bisherigen Leben erfaßte mich, und ich beschloß, ihm ein Ende zu machen. So oder so. Ich wollte marschieren, bis ich tot hinfiel oder eine Stelle fand, wo ich mir mein Brot verdienen konnte.

„Der Tod kam nicht; das bei dir genossene kräftige Abendbrot hielt ihn ab. Ich ging die ganze Nacht und kam vor das Tor einer Grube, da stand mit Kreide auf einem schwarzen Brett zu lesen: Hier werden Schlepper angenommen. Ich meldete mich und wurde eingestellt. Sie brauchten zum Glück notwendige Leute, sonst hätten sie mich wohl nicht behalten. Du kannst dich ja noch erinnern, wie ich aussah!“

„Das Arbeiten in der Grube fiel mir nicht leicht. Erstens war ich's gar nicht gewöhnt, und zweitens hatte der Fasel meine besten Kräfte hinweggeschwemmt. Aber wenn ich da unten in der finsternen Erde wieder einmal ganz und gar verzweifeln wollte, da kam wie aus weiter Ferne ein Licht auf mich zu, und wenn ich mir's näher besah, war's der Weihnachtsbaum aus der Schule zu Fichtenau, und zwei glückliche Menschen saßen darunter und lächelten mich an. Da hab' ich die Zähne zusammengebissen und mich wieder aufgerafft. Großer Gott, Hilf mir! hab' ich gebetet, daß ich diesen beiden einmal zeigen kann, daß ich wieder ein ordentlicher Mensch geworden bin! Und dann ging's.

„Bei der ersten Lohnzahlung sieht mich ein Bergsekretär, der mich von früher kannte.

„Was Tausend!“ sagt er, „Sie geben sich mit Arbeit ab, Steger?“

„Ja,“ sag' ich, „ich fange wieder von unten an.“

Er sieht mich eine Weile an, dann sagt er: „Ist es wirklich Ihr heiliger Ernst, wieder ein brauchbarer Mensch zu werden?“

„Ich habe mir's wenigstens fest vorgenommen.“

„Aber Sie sehen elend aus. Die Arbeit unter Tage ist nichts für Sie. Sie gehen dabei zugrunde. Ich werde sehen, daß ich Sie in einer Schreibstube beschäftigen kann. Aber machen Sie meiner Empfehlung keine Schande.“

Der gute alte Herr besorgte mir einen anständigen Anzug samt der nötigen Wäsche und setzte mich in ein gut geheiztes Büro. Da fing ich wieder an aufzuleben. Hab' ihm auch keine Schande gemacht, dem Herrn Riesewetter; er war stets mit mir zufrieden. Aber dann brach der Krieg aus, und mit der Schreiberei nahm's ein jähes Ende. Vom ersten Tage an bis heut bin ich bei der Truppe gewesen und immer drin im ärgsten Kugelregen; denn was ist an mir gelegen! Aber Unkraut verdirbt nicht. Nicht eine einzige Narbe habe ich am Körper.“

„Aber das G. A. I.“ sagte Fanda; „wo hast du dir das erworben?“

„Das erzähle ich dir ein andermal,“ sprach Steger. „Jetzt wollen wir von deiner Frau sprechen. Komm, setzen wir uns zusammen!“

Und als sie ein stilles Plätzchen gefunden hatten, fuhr Heinrich Steger fort: „Weißt du, welches mein sehnlichster Wunsch ist?“

„Nun?“

„Ich möchte noch einmal mit euch lieben Menschen Weihnachten feiern!“

„So bist du für nächstes Jahr hiermit herzlich eingeladen!“ sagte Hermann Fanda und schüttelte dem ehemaligen Landstreicher herzlich die Hand.

Aber wie's nun einmal ist in der Welt: gerade die sehnlichsten Wünsche gehen nicht in Erfüllung. Fanda und Steger haben sich nach den Tagen von Brest-Litowsk nicht wieder gesehen. Beide gingen nach dem Westen, aber nur einer kehrte zurück.

Oberleutnant Steger starb im letzten Kriegsjahre den Heldentod, und niemand weiß, wo er begraben liegt. Aber in dem stillen Schulhause zu Fichtenau denkt man noch immer an den ungebetenen Weihnachtsgast.

Wanderlied.

Ich wand're durch die weite Welt
Und bleibe, wo es mir gefällt,
Sehnsucht gibt das Geleite. —

Die Sehnsucht ist ein traurig' Lieb',
Ich wollt', daß sie zuhause blieb
Und du gingst mir zur Seite. —

Ein buntes Blatt vom Baume fiel,
Der Wind trägt's fort in losem Spiel
Und wirbelt's in die Weite. —

Hede Bartsch-Wache.

Von den Schönwäldern.

Von Dr. W. Mak, Gleiwitz.

Ueber Schönwald und seine Einwohner ist in der Nachkriegszeit schon viel geschrieben worden. Das ist aber auch leicht verständlich. Jedem, der nach Oberschlesien kommt, fallen auf dem Wochenmarke zu Gleiwitz die Schönwälderinnen mit den kurzen Jacken und den bauschigen Röcken auf. Die Männer, die früher als Fuhrherrn der Gleiwitzer Kaufleute weit herumgekommen sind, haben in der neuesten Zeit die Tracht abgelegt. Sie brachten früher aus Wieliczka Salz und aus Triefst Apfelsinen nach Gleiwitz. Außer durch die Tracht fallen die Schönwälderinnen durch ihre Mundart auf, die der im Weltkrieg gefallene Dr. Gusinde wissenschaftlich bearbeitet hat. Die Schönwälderische Mundart gehört dem Schlesiſchen an, doch hat sie ihre besonderen Eigentümlichkeiten. Jahrhunderte lang haben sich die Schönwälder trotz der rückflutenden slavischen Welle deutsch erhalten. Auf der kleinen Sprachinsel finden wir keine Volksdichtung mehr. Man muß schon Glück haben, wenn es einem gelingen soll, einen Schwank aufzuzeichnen. Im Nachfolgenden wird eine derartige Erzählung aus Schönwald in hochdeutscher Uebersetzung wiedergegeben, die mir ein Schönwälder Untersekundaner Ezech erzählet hat.

Der schlaue Schönwälder.

Ein Bauer hatte einmal ein Schwein zu verkaufen. Als ein Fleischer durchs Dorf schrie, ruft ihn der Bauer hinein und sagt, daß er eine Sau zu verkaufen hätte. Sie kostet hundert Taler. Der Fleischer kauft sie, bezahlt gleich und sagt, daß er sie morgen holen wird.

„Eist gut,“ sagt der Bauer.

Es dauert nicht lange, so kommt ein anderer Fleischer und fragt, ob er nichts zu verkaufen hätte.

„Na ja,“ sagt der Bauer, „ein Schwein. Es kostet hundert Taler.“

Auch der Fleischer bezahlt es, nimmt es aber nicht mit, weil er keinen Wagen hat. Er würde es morgen holen. Als der Fleischer weg war, kam halt ein dritter und wollte auch ein Schwein kaufen. Der Bauer sagt, daß er ein's hat. Da verkauft er's auch noch einmal für hundert Taler.

Als der Fleischer weg war, sagt der Bauer zu seiner Frau: „Horch mal! Nun schlachten wir das Schwein, da haben wir dreihundert Taler und noch das Fleisch.“

„Ja,“ sagt die Frau, „wenn aber dann die Fleischer kommen werden? Was wirst du

dann tun? Du mußt eben zum Schulzen gehen und um Rat fragen.“

Der Bauer ging hin und erzählte ihm, was er gemacht hätte und was er nun tun sollte.

„Je nun,“ sagte der Schulze, „wenn die Fleischer kommen werden, dann tu so wie verrückt, sag nur, das wäre so etwas. Und wenn es vors Gericht kommt, sag nichts weiter als das. Sollte es gut ablaufen, so mußt du mir das halbe Schwein ablassen.“

„Ja, das tue ich,“ sagte der Bauer und ging.

Es dauert nicht lange, da kriegt er einen Wisch, daß er aufs Gericht kommen soll. Als er dort hinkam, traf er die Fleischer, sagt aber nichts zu ihnen. Kurze Zeit darauf fing der Prozeß an. Der Richter fragt, warum er das Schwein dreimal verkauft hat, und ob er nicht wüßte, daß dies bestraft wird. Der Bauer antwortet nichts weiter als:

„Sieh einmal an!“

„Ja,“ sagt der Richter, „wenn Ihr nicht ordentlich redet, lasse ich Euch einsperren.“

Da sagt der Bauer: „Nu, das wäre aber!“

Der Richter sah, daß mit dem Mann nichts anzufangen war und sprach ihn frei. Die Fleischer hatten jeder hundert Taler eingeküßt und konnten nichts machen.

Als es vorüber war, da ging der Bauer heim und konnte sich vor Lachen nicht halten.

„Wir haben mal wieder einen Dummen angekriegt.“

Er dachte aber nun nicht mehr daran, zum Schulzen zu gehen und ihm das halbe Schwein zu geben. Er saß daheim und rührte sich nicht heraus. Dem Schulzen dauerte es ein bißchen lange, daß der Bauer mal zu ihm herüber kommt und ging selber zu ihm hin. Der saß in der Ecke und grüßte nicht einmal, als der Schulze hinein kam.

„Na,“ sagt der Schulze, „wie ist es, Nachbar? Ist es gut abgelaufen?“

Der Bauer stellt sich immer noch verrückt und sagt:

„Sieh einmal an!“

„Aber Nachbar,“ sagt der Schulze, „nun mußt Du wieder ordentlich reden. Gib mir doch jetzt das halbe Schwein, das du mir versprochen hast.“

Da sagte jener: „Das wäre so etwas.“

Aus dieser launigen Erzählung geht hervor, daß sich die Schönwälder für sehr schlaue Leute halten. Einen ähnlichen Stoff finden wir in der französischen Literatur. Dort kommt ein Rechtsanwalt um seine Entschädigung, da er dem Bauern den Rat gegeben hat, sich verrückt zu stellen. Unter den Schwänken,

die sich die Schönwälder erzählen, finden wir sehr viele Schildbürgerstreiche, die sie auf sich selbst beziehen. Auch in der mündlichen Uebersetzung Oberschlesiens sind ganz allgemein die Schönwälder die oberschlesischen Schildbürger. Den slavischen Oberschlesiern fielen sie durch ihre sonderbare Tracht und Sprache auf, und so ist es verständlich, daß diese in den Schönwäldern Schildbürger sahen, aber auch die deutsche alteingesessene Bevölkerung von Gleiwitz erzählt von den Schönwäldern Schildbürgerstreichen. Einen sehr schönen Schwank, in dem die Schönwälder keine glänzende Rolle spielen, habe ich in Venschütz aufgezeichnet. Dort sagte mir eine alte Bauersfrau:

„Als man in meiner Jugend so viel von den Schönwäldern erzählte, da wußte ich gar nicht einmal, wo dieses Schönwald liegt. Das müssen aber doch recht dumme Menschen dort sein.“

Man sieht, auch unsere polnisch sprechenden Landsleute fühlen sich ihrerseits den Schönwäldern geistig überlegen. Das geht auch aus der nachfolgenden Erzählung hervor:

Drei Brüder.

(Aufgezeichnet in Venschütz.)

Es war einmal ein armer Vater, der drei Söhne hatte. Als er sterben mußte, schrieb er sein Testament und verteilte seine Habe unter die drei Söhne. Der eine erhielt eine Keule, der zweite einen Hahn und der dritte einen Kater. Nach dem Tode des Vaters kamen die Söhne überein, in die Welt zu wandern, da die Erbschaft zu gering wäre.

Zunächst ging der erste mit der Keule in die Welt hinaus und kam nach Schönwald. Dort wollten die Leute den Bach stauen, da sie eine Brücke bauen wollten. Sie mußten dazu Pfähle einrammen. Wie das aber beginnen? Sie ließen eine Fuhre Töpfe kommen. Mit diesen schlugen sie auf die Pfähle. Wenn sie eine Wagenladung Töpfe zer schlagen hatten, so mußten die Töpfer sogleich einen anderen Wagen heransfahren. Nun kam der mit seiner Keule und sah zu, welche großen Schaden sich die Leute machten. Dann sagte er:

„Leute, ich habe etwas im Sacke, wenn ich einmal damit schlage, so muß der Pfahl einen halben Meter in die Erde bringen.“

Na, das wollten sie doch sehen!

Er wollte das Ding aber erst zeigen, wenn sie es gekauft hätten. Dann schlug er ein-, zweimal, und der Pfahl stand, wie er stehen sollte. Hundert Mark hat er dafür erhalten. Das war damals viel Geld. Die Schönwälder freuten sich aber sehr und bauten die Brücke. Der ging aber nach Hause und erzählte seinen Brüdern, wie es ihm ergangen, und wie er

sich das Geld verdient hat. Die Brüder freuten sich darüber.

Der zweite ergriff nun seinen Hahn und heidi! Auch er kam nach Schönwald. Dort hatten die Leute keine Uhren und wußten nicht, wenn es Mittag ist und wann sie aufstehen mußten. Als er im Gasthause war, kamen die Leute, um einen zu trinken. Diesen sagte er, er hätte einen Vogel, der sagt jede Nacht, wann man aufstehen müßte. Da fragten sie, ob er ihn verkaufen würde.

„Ich verkaufe ihn für zweihundert Mark.“

Der Schulze mußte den Vogel für alle erwerben. Der zweite Bruder verkaufte den Hahn unter folgender Gewähr:

„Wenn das Wetter sich ändern soll, so kräht er um zehn, sonst um drei, vier, fünf Uhr. Daraus wird es dann Tag.“

Er ging mit Freuden zu seinen Brüdern heim. Diese fragten ihn, wo er den Hahn verkauft hätte.

„In Schönwald, denn dort wußten die Leute nicht, wann es Tag und Nacht ist.“

Da erhob sich der dritte Bruder. „Da ihr so gut verkauft habt, so werde ich gleichfalls in die Welt hinaus gehen; ich will aber meinen Kater für dreihundert Mark verkaufen.“

Er kam nach Schönwald in das Gasthaus und bestellte sich ein Mittagbrot. Die Gastwirtsfrau brachte ihm das Essen und eine Peitsche. Er fragte sie, wozu die Peitsche wäre. Sie sagte:

„Wir haben hier sehr viele Ratten und Mäuse, diese würden das Essen fressen, da müßt ihr euch wehren.“

Er begann zu essen. Die Ratten und Mäuse sammelten sich um ihn, und der Kater begann bereits im Sacke zu kraken, da er hinaus springen wollte. Da sagte der dritte Bruder zur Gastwirtsfrau:

„Dafür wüßte ich Rat, ich habe ein Tier, das fängt dies alles weg.“

Die lief schnell nach dem Gastwirt. „Komm nur, hier hat einer ein Tier, das alle Mäuse und Ratten frißt.“

Der Gastwirt kam und fragte den Mann, ob er das Tier verkaufen möchte.

„Ich verkaufe es.“

„Was kostet es?“

„Dreihundert Mark.“

Der Gastwirt zählte das Geld auf und kaufte den Kater. Dieser sollte zuerst in der Stube die Ratten fangen. Der Kater fing die Ratten und warf sie hin. Die Leute wußten aber nicht, was der Kater frißt. So lief der Gastwirt hinter dem dritten Bruder her und schrie:

„Vater, Vater, was frißt denn der Kater?“

Der verstand ihn nicht und fragte deutsch: „Was?“ (heißt polnisch „auch“). Der Gastwirt glaubte, er selbst würde von dem Kater auf-

gefressen werden und lief erschrocken zurück. Zu Hause jagten sie den Kater in der Stube. Dieser zerbrach viele Gläser und entfloh in die Scheune. Dort konnten sie ihn überhaupt nicht herausbekommen. So zündeten sie die Scheune an. Sie dachten, der Kater würde verbrennen. Dieser flüchtete aber in eine andere Scheune. Auch diese brannten sie an. Die Häuser waren alle fest verschlossen, und so rettete sich der Kater von einer Scheune zur anderen, bis die Schönwälder alle Scheunen abgebrannt hatten. Aus der letzten floh er in

den Wald, und dort hat ihn der Jäger erschossen.

Wenn unsere Landsleute die farbenprächtige Stickkunst der Schönwälderinnen mehr kennen würden, die sich unter der klugen Pflege von Frau Frieda Kaisig zu voller Blüte entfaltet hat, dann würden sie nicht mehr von den dummen Schönwäldern erzählen oder doch wenigstens vom Gegenteil überzeugt sein. Man muß sich eben näher kennen lernen, um sich ganz zu verstehen. Es genügt nicht, daß man nebeneinander wohnt.

Ueber das Siedlungswesen in Oberschlesien.

Von Direktor Dr. Tietze, Landeshut i. Schl.

Durch das Reichssiedlungs-Gesetz vom 29. Januar 1919 sollten den deutschen Familien Heimstätten geschaffen werden. Als Siedlungsland kam in Frage:

1. Domänen und sonstige landwirtschaftliche genutzte Flächen des Reiches,
2. Moor- und Dehland,
3. Wurde den Siedlungsunternehmungen das Vorkaufsrecht bei allen Verkäufen von Grundstücken über 25 Hektar eingeräumt für die Siedlungsunternehmungen.

Als Aufsichtsorgane wurden die Kulturländerämter, Landeskulturländeramt und das Oberlandeskulturamt beauftragt.

Die Oberschlesische Siedlungsgesellschaft in Oppeln hat sich viel Verdienste für die Ansiedlung von Flüchtlingen, Landarbeitern und sonstigen Landwirten erworben. Das Heimstätten-gesetz muß immer weiter ausgebaut werden, um genügend Wohnstätten zu schaffen.

Der arbeitende Mensch ist das höchste wirtschaftliche Wertobjekt, das wir besitzen, es muß alles getan werden, um ihn durch Schaffung menschenwürdiger Wohnung und Gärten, wo er in seiner arbeitsfreien Zeit schaffen kann, zufrieden zu stellen. Durch den Krieg und den Friedensschluß ist ein großes Elend über Deutschland gekommen. Nur durch die Schaffung geeigneter Siedlungen sind wir in der Lage, dem Menschen das Leben wieder lebenswert zu machen, daß er freudig und gern bereit ist, seine Pflichten zu erfüllen. Man muß das Elend in den Mietskasernen der Großstädte selbst gesehen haben, um die Freude zu verstehen, mit der solche Leute in die freie Gottesnatur ziehen, wenn sie ein kleines Stück derselben ihr eigen nennen können. Es ist selbstverständlich, daß mit der Ansiedlung von bisher mit den landwirtschaft-

lichen Arbeiten völlig unvertrauten Personen sehr vorsichtig begonnen werden muß. Es wurde zu Beginn der Siedlung früher vielfach der Fehler gemacht, daß Leuten landwirtschaftliches Kulturland überlassen wurde, die nicht das geringste Verständnis für landwirtschaftliche Arbeiten hatten und auch nicht in der Lage waren, die nötigen Düngemittel für den Boden auszustreuen und auch oft nicht Spannvieh genug hatten, um die Bearbeitung sorgfältig vorzunehmen. Die Folge davon war ein Rückgang in dem Ertrage des Kulturlandes, da das Land bei den früheren Besitzern häufig besser bewirtschaftet wurde, als von den völlig unerfahrenen Siedlern. Man kann wohl sagen, daß jetzt dieser Fehler wieder gut gemacht ist und derartig traurige Fälle bei der Ansiedlung nicht mehr vorkommen. Aber es wäre doch wünschenswert, wenn von allen Leuten, die eine landwirtschaftliche Siedlung übernehmen wollen, verlangt würde eine gewisse Kenntnis der einfachsten landwirtschaftlichen Begriffe. Hier ist eine Aufklärung noch sehr notwendig.

Sehr viel verspreche ich mir auch von einer Ansiedlung der zweiten und dritten Bauernsöhne in Oberschlesien. Früher war das so üblich, daß bei den Bauern der älteste oder jüngste Sohn die Wirtschaft ungeteilt erbe und die übrigen Söhne beim Militär blieben und dann später Beamte wurden oder aber als Lehrer oder Handwerker ihr Durchkommen fanden. Heutzutage ist es mit der Existenz der übrigen Söhne viel schlechter bestellt. Das Militär von heute ist nicht in der Lage, den ganzen Nachwuchs des Landes aufzunehmen. Die Lehrer und Beamten werden abgebaut, so daß es mit der Verforgung der zweiten und dritten Bauernsöhne häufig sehr schwierig bestellt ist, denn alle können auch nicht landwirtschaftliche Beamte werden, und

helfen nur, das Beamtenproletariat zu vergrößern. Die Ansiedlung derselben könnte nur von Nutzen sein, auch schon in politischer Hinsicht wäre es äußerst wichtig, wenn in der deutschen Ostmark, hart an der polnischen Grenze, sich eine Reihe Siedlungen rein deutscher Bauern hinzögen und so dadurch beitragen würden, für das Deutschtum einen wesentlichen Stützpunkt zu bilden. Es besteht die Absicht, an die bestehenden landwirtschaftlichen Schulen in Oberschlesien nach Möglichkeit Versuchswirtschaften anzugliedern, in denen befähigte Bauernsöhne nach dem erfolgreichen Besuch des Unterkurses den Sommer über in der Versuchswirtschaft tätig sind und dort unter der Oberleitung des Direktors der landwirtschaftlichen Schule zur Anstellung von Düngungs- und Sortenversuchen und zur selbstständigen Führung eines bäuerlichen Betriebes angehalten und unterwiesen werden.

Nach erfolgreichem Besuch des Oberkurses gehen die jungen Leute noch einige Jahre als Wirtschaftsgehilfen in Stellung, um sich mit den Fortschritten der Tierzucht und der modernen Ackerwirtschaft näher vertraut zu machen. Nachdem sie einige Jahre sich auf diese Weise vervollkommen haben, können sie mit elterlicher Unterstützung sich eine eigne Scholle von 50 bis 60 Morgen erwerben und allmählich selbstständiger Grundbesitzer werden. In den Kreisen Rosenberg, Krensbura, Groß-Strehlitz, Tost-Gleitwitz, Cosel, Ratibor u. a. sind von der Oberschlesischen Siedlungskommission schon über 20 000 Morgen Kulturland aufgekauft und auch schon zum Teil besiedelt worden. Es wäre nunmehr im Interesse der

Hebung der Landeskultur sehr zu begrüßen, wenn auf dem noch vorhandenen Lande der Oberschlesischen Siedlungsgenossenschaft die Ansiedlung von Landwirtsjöhnen mehr wie bisher betrieben würde. Man muß bei der Ansiedlung in der Hauptsache drei verschiedene Gruppen betrachten.

Als erste möchte ich die bereits näher behandelte Ansiedlung von Landwirtsjöhnen, Landwirten, Flüchtlingen auf einer selbstständigen Ackeranbahnung von ca. 40 bis 60 Morgen ansprechen.

Als zweite ist die sog. Anliegersiedlung zu bezeichnen. Man versteht darunter, daß bereits selbstständigen Besitzern, die aber selbst zu wenig Land haben, um ihr vorhandenes Spannvieh voll auszunützen, von dem Siedlungsgute noch Zuzunwendungen an Acker oder Wiese gemacht werden, um zu einer vollständigen Ackeranbahnung zu gelangen. Auch diese Art der Siedlung ist nur zu begrüßen, denn dadurch wird oft tüchtigen, fortschrittlichen Landwirten die Möglichkeit gegeben, ihr Können und Wollen voll auszunützen und die Erträge der ihnen anvertrauten Scholle erheblich zu steigern.

Als dritte Form für Siedlung wäre die Landarbeitersiedlung und die Siedlung von Industriearbeitern sowie die Schaffung der sog. Gartenstädte zu nennen. Auch diese Form der Siedlung ist im volkswirtschaftlichen Interesse nur zu begrüßen und müßte, wo irgend möglich, durchgeführt werden, um die Land- und Industriearbeiter festhalt zu machen und ihnen die Freude an einer eigenen, wenn auch kleinen Scholle Muttererde zu ermöglichen.

Die erste Fliege.

Sieh da! Auf meinem Arm die erste Fliege!
Welch' zarte Rücksicht! — Sonst auf meiner Nase,
Wenn sie nicht rudernd schwamm sogar im Glase,
Aus dem ich schlürf' des Bieres kühle Züge.

Wie dem auch sei! Wie es das Schicksal füge:
Ob es dich meiner mordbeßigten Nase
Zur Matsche liefert, ob der Schwall der Gase
Des Aus gesichert dich von dannen trüge,

Sei mir gegrüßt, du kleiner Sonnenbote,
Der du dich „pünktlich“ immer hast bekommen!
Du gibst dem Sommer eine eigne Note.

Doch wenn du suchst nach einem Rennbahn-
plaze,
So heiße ich nur dann dich hier willkommen,
Erwählst du dir dazu des Nachbars Glase! —

Robert Karger.

Die Uffwertung.

Von G e L u

„Ihr Zeite, ihr Zeite, a Mithroad giah't mir oim Kuppe rum, nu bin ich schon gar nich mehr geseht.“

„Was is denn Korle, host da mit deiner Ollen tischfertert un hoat se dir an Pantuffel an'u Kupp geschmissa?“

„Du tummier Kerl du, mit meiner Ahlen wer ich schon noch fertig. Du denkst, August, weil doas a su bei dir derheeme is, is es bei mir och a su. Nee — uffwerta sull ich —“

„Na, wenn sonst nisch't is, do trink hoalt noch a Schnaps, Korle.“

„A su a versuffener Kerl wie du bin ich nich, oaba ich wer eenen fier Eich ausgabe, daß ihr mtr helfst. Beier Willem, bring a moal sechs Schnäpse har. Der Lahrer krieg't och eenen. Aba hiert mich gutt oan: Ich hoa vun a Rechtsawoalt a Brief gekrieg't un daa tut a mer schreiba — wart't a wing, ich wars Eich vurlasa.“

Herrn Anbauer Karl Krautwurst, Peterwiz. Im Auftrage des Schneidermeisters Anton Thiel in Leimerwiz fordere ich Sie hierdurch auf, binnen fünf Tagen zu erklären, ob Sie die persönliche Forderung meines Auftragegebers, welche Sie im Dezember 1922 zurückgezahlt haben in Höhe von 80 Prozent und die Hypothek mit 25 Proz. ihres Wertes aufwerten wollen. Vor der Aufwertungsstelle kann Herrn Thiel bis 100 Prozent zugesprochen werden. Sie können in mein Büro kommen. Falls ich von Ihnen keine Antwort erhalte, werde ich den Antrag bei der Aufwertungsstelle einreichen.“

Afu a Gemahre. Ich hoa jo gewußt, doas der Thiel Anton a Hypothek bei mir hot un doas ich off a Viertel se uffwerta muß, wenn

er se och schon quittiert hoot eim Dezember 22 Oba ihr Zeite, was doas heeka su: a persönlliche Furderung neba der Hypothek, do hoat mer erst der Rechtsawoalt a Richtla uffgesteckt. Er hot geseht: Herr Krautwurst, hat er geseht, wenn Sie mir Geld borge täten. — Ne, hoa ich geseht, ich hoa nisch't zu verborga.“ „Ja, ja,“ meent er, „ich will Ihnen blüz a Beispiet geben. Also, wenn Sie mir 50 Mark borgen würden, so würden Sie doch eine Sicherheit verlangen, ein Pfand, und ich würde Ihnen meine Taschenuhr verpfänden. Und hätte der Herr Schulze Ihnen 300 Mark geborgt, dann hätten Sie Ihr Gruudstück verpfändet. Aber auch ohne Verpfändung könnten Sie doch von mir 50 Mark und köunt Schulze von Ihnen das Geld verlangen. Nun sehn Sie, beim Darlehen, also bei dem Beispiel jetzt eben sagt das Aufwertungsgeesetz, wird grundsätzlic die persönlliche Forderung nicht höher aufgewertet als das Pfand. Aber Thiel hat ja gar nicht Ihnen Geld geborgt, sondern Sie sind ihm das Kaufgeld für Ihre Besizung schuldig geblieben, und da sagt das Gesetz, kann das Kaufgeld höher aufgewertet werden.“ Da hoa ich geseht: Herr Rechtsawoalt, ich war mers noch überlega un bin furtigelossa. Sull ich nu dem Thiel August a su viel Geld gahn. Herr Lahrer, was meena Sie denn do derzu?“

„Nu, Herr Krautwurst, Sie sind ein ganz wohlhabender Mann und der Thiel Schneider hat nichts, da machen Sie 's nur so wie der Rechtsawoalt es Ihnen gesagt hat.“

„Inne, wenns hoalt gar nich andersch is, zoahla brauch ich ja doch erst eim Joahre zweiunddreißig, do wern wer eben noch a Korn trinka.“

Wert der Menschheit.

Des Lieben Gottes Eierkiste,
Die er, ich weiß nicht wohin, schickt,
Ist größtentheils, mein lieber Christe,
Mit Häcksel, Stroh, Papier gespickt.

Die Eier selbst — natürlich rohe —
Vor Füllsel findest Du sie kaum.
Sie liegen tief versteckt im Stroh,
Tahrhundert als Zwischenraum.

Getrost! Nicht Jeder kann ein Ei sein.
Was Häcksel ist, als Häcksel stirbt.
Man muß ergebenst nur dabei sein,
Damit die Sendung nicht verdirbt.

Fr. Keller.

Die Notbremse.

Von Victor Kaluza.

In einem Abteil 3. Klasse hing eine Notbremse.

Hing. Hing. Hing.

Hing, ohne jemals gezogen worden zu sein.

Bis sie eines Tages auf ihren Lebenszweck sich besann und mit ihrem Schicksal zu hadern anfang:

Alle Dinge um dich her erfüllen ihren Daseinszweck, nur du bist zu ewigem Nichtstun verurteilt.

Steh' den Hebel der Dampfheizung. Er wird selbst des Sommers hin und hergeschoben.

Sieh' die Strippe am Fenster. Dauern hält sie wer im Munde. Die Lampe geht aus, wann sie will. Die Türen öffnen sich eigenmächtig. Das Gepäcknetz kann nach Belieben

Gepäckstücke fallen lassen. Der Ventilator wird zwar selten, doch immerhin in Tätigkeit gesetzt. Und ich?

Ich bin wie eine Kugel, die ewig schußbereit im Laufe sitzt. Ich bin wie bestellt und nicht abgeholt. Ich — ich bin das reinste perpetuum stabile!

Also haderte die Notbremse und ward zusehends unzufriedener mit sich.

Endlich riß ihr der Geduldsfaden und eines Tages zog sie sich selbst. Aber der Zug, der gerade durch einen grasgrünen Wald fuhr, blieb nicht mit einem Ruck stehen, sondern rollte lustig weiter.

Die Notbremse hatte sich zu spät auf ihren Lebenszweck besonnen. Sie war im Laufe der Jahre unbrauchbar geworden.

Der Wettlauf.

Von Victor Kaluza.

Eine Weinbergsschnecke fiel vom Wagen des Gemüsehändlers und glitt gemächlich übers Pflaster.

Ein Auto, das in der Nähe hielt, rümpfte verächtlich die Auspuffklappe und höhnte:

„Ei, ei, Madame, wohin so hurtig?“

Die Weinbergsschnecke, eine empfindsame Haut, ließ sich nicht zweimal stechen und erwiderte spitz:

„Zum Hauptbahnhof. Ich will um sechs Uhr dreißig mit dem Orientexpress nach der Tschecho-Slovakei reisen!“

„Das trifft sich fein,“ grientete der Benzwagen, „ich habe denselben Weg, da können wir ja um die Wette laufen!“

„Warum nicht,“ versetzte die Schnecke, „einverstanden. Eins, zwei, drei — los!“

Darob befiel den Benzwagen eine dermaßen gewaltige Lache, daß ihm mit lautem Knall drei Reifen auf einmal plakten.

Der Luftdruck aber schleuderte die Weinbergsschnecke direkt vor den Fahrkartenschalter des Hauptbahnhofs.

Und wenn sie nicht in einen falschen Zug eingestiegen ist, sitzt sie heute wohlbehalten in der Tschecho-Slovakei.



Oberschlesische Volkstypen.



Bettler vor der Markthalle in Königshütte.



Bettlerinnen vor der Kirchthür in Piefar.



Jung-Oberschlesien.





Schnurren und Schwänke.

Ein Schneiderlehrling klagt immer über Hunger. Mit Tränen im Auge sieht er auf das halbe Ei bei seinem Abendbrot. Der Meister fragt, was er zu „flutschen“ habe. Statt des Jungen erwidert die Meisterin: „Das halbe Ei ist ihm zu wenig.“

Mit Nachdruck sagt nun der Meister: „Na, gib ihm noch die andere Hälfte! Plagt er, da plagt er eben!“

Ein Abschwärze ist im Rechenunterricht völlig unzulänglich. In seiner Not, ihm beizubringen, daß $1+1=2$, sagt der Lehrer: „Du, kleiner Bartosch, wenn dir deine Mutter eine schöne, fette Butterschnitte gibt und dann noch eine, wieviel hast du dann Schnitten?“

Forsch erwidert der Kleine: „Dann hab' ich genug.“

Vor einem Bäckerladen unterhalten sich zwei Frauen. „Wie kommt's denn, daß drüben beim Waniek die Semmeln bedeutend größer sind als beim Gramotka hier?“

Ein Nachbar, der gemütlich aus dem Fenster sieht und zugehört hat, sagt: „Das kann ich Ihnen verraten: Der Waniek nimmt mehr Teig dazu.“

Früher war es üblich, daß nach vollzogener Löhnung die Soldaten gefragt wurden, ob jemand noch eine Forderung oder Beschwerde habe. Ein wackerer Füsilier tritt vor und spricht: „Herr Feldwebel, Essen ist schon zeitlang sehr schlecht. Wenn das so weiter geht, werden der Kompagnie noch Vorschten auf dem Rücken wachsen.“

Mann (nach dem Essen sich die Pfeife anzündend): „Nach dem Essen ist doch nichts besser als eine Pfeife Tabak.“

Frau: „Ja, und was hab' ich?“

Mann: „Na, du hast doch's Aufwaschen!“

In B...n kommt eine Dame vollbepackt aus einem Geschäft und verliert ein Paket. Ein Gassenjunge bemerkt dies, hebt es auf, trägt's ihr nach und erhält als Dank eine Hand voll Süßigkeiten. Nach einiger Zeit bemerkt die Dame, daß der Junge andauernd hinter ihr her ist. Sie fragt, was er noch will.

Da sagt er treuherzig: „Ich gebe bloß Obacht, ob Sie noch was verlieren werden.“

Ein Bäckerlein in einem Dorfe, das noch nicht elektrisch beleuchtet war, saß während des Krieges im Finstern, da es kein Petroleum gab. Als er das Zimmer verlassen will, streckt er die Arme aus, denn er wußte, daß die Tür offen stand. Er greift aber mit beiden Händen daran vorbei und stößt sich die Nase an die Türkante. Das kann aber seinen Gleichmut nicht aus dem Geleise bringen; denn launig bemerkt er: „Das ist mir doch 's Neueste, daß ich die Nase länger habe wie meine Arme.“

Der Eisek ist in der Kreisstadt, um Besorgungen zu machen. Ueber Nacht hatte es gefroren, und auf einer eisigen Stelle gleitet er aus und stürzt hin. Ein Städter geht vorbei und sagt lächelnd: „Na, sehen Sie, das Eis ist doch stärker als Sie!“

„Stimmt nich“, erwidert Eisek, „ich habe ja oben gelegen.“

Ein Schneider hat schon zum dritten Male einen Anzug umgeändert, der bei der dritten Anprobe noch nicht paßt. Mergerlich sagt er zum Besteller: „Ich will Ihnen was sagen: Der Anzug paßt ganz gut; aber Sie passen nicht rein!“

Im Dorfe R. entstand über Nacht einmal eine Kauferei zwischen etwas angeheitert aus dem Kretscham Heimkehrenden. Sie stehen vor dem Amtsvorsteher, der ein Protokoll aufnimmt. Auch der Nachtwächter wird darüber befragt, doch sagt er nur das von andern Gehörte aus. Ein Kläger ruft dazwischen: „Herr Amtsvorsteher, der Nachtwächter kann uns unmöglich gesehen haben; der schläft ja meistens.“

„Bitte sehr,“ erwidert dieser, „aber mit offenen Augen.“

Betrug überall. Als Franzek aus dem Weltkrieg heimkehrt, sagt sein Herr zu ihm: „Ich sehe, Sie haben ja auch ein Glasauge.“ Franzek: „Jawoll, es ist aber großer Schwundel. Ich sehe absolut nicht drauf.“

Im Gasthause wird ein Zeitungsleser von seinem Nachbar gefragt, was Neues los sei.

„Ich lese soeben,“ meint der andere, „daß ein chinesischer Seeräuber einen Passagierdampfer als Priße genommen hat.“

„Donnerwetter, muß der Kerl aber eine Nase haben!“

Cheffrau (zu ihrem Manne, der etwas Unangenehmes in der Zeitung liest und dabei das Gesicht verzieht): „Aber Liebster, wer wird denn so ein Gesicht machen!“

Mann (ärgerlich): „Hat sich was, Gesicht machen! Wenn ich das könnte, hättest du schon längst ein neues gekriegt!“

Unter Freunden. „Na — wie bist du denn mit deiner zweiten Frau zufrieden?“

„Ich bin noch nicht so recht klug draus. Die erste war ungebildet und verstand alles falsch, die zweite ist gebildet und versteht alles besser.“

Ein paar fidele Brüder fingen auf dem Nachhausewege die „Wacht am Rhein“. Bei der Stelle „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein“ werden sie vom Nachtwächter gestellt, der ihnen zuruft: „Das Vaterland ist ja jetzt ruhig, da halten Sie doch auch Ihren Schnabel!“

Ein Witwer, der wieder geheiratet hatte, wurde nach einiger Zeit von seinem Freunde gefragt, wie es ihm ginge.

„Meine Frau,“ war die Antwort, „will bloß andauernd Geld haben, früh Geld, mittags Geld und abends wieder Geld.“

„Und was tust du da?“

„Ich gebe ihr keins.“

Ein Lehrer hat den Schülern von Gottes Allmacht erzählt. In der Pause führen zwei Knaben folgendes Zwiegespräch:

„Ob der liebe Gott auch über diesen Graben hopfen kann?“

„O ja!“

„Auch über den Teich dort?“

„Ich denke doch.“

„Auch über den Kirchturm?“

„Nein — das ist ihm zu hoch.“

Ein Bäuerlein aus R...dorf bei Gl. trat aus Versehen einer Stadtfrau auf den Rock. Entrüstet wendet sich diese um und schreit:

„Jetzt kommen schon die R...dorfer Ochsen und treten einem auf die Röcke.“

Ruhig erwidert der Landmann: „Ich konnte nicht wissen, daß die G...er Kühe so lange Schwänze haben.“

In einem Logierhaus verlangten die Gäste spät abends noch Rühreier. Die weibliche Bedienung vom Lande erwidert:

„Eier können Sie jetzt nicht mehr kriegen; die Köchin schläft schon, und die hat die Eier unter sich.“

Von fünf Geschwistern einer Familie waren drei vor dem Kriege und zwei während des Krieges geboren. Eines Tages sagt der älteste Sprößling zu seiner Mutter:

„Du, Mutter, gelt, Willstsch, Franzek und ich sind noch Friedensware?“

Ein Städter sagt zu einem auf dem Felde arbeitenden Landmann:

„Es wäre zu wünschen, daß Sie für Ihre prächtigen Feldfrüchte auch einschlägiges Erntewetter hätten.“

„Um Gotteswillen,“ sagt dieser, „bei uns schlägt's ohnehin oft genug ein!“

Er weiß sich Rat. Beim Gastwirt B. in D. wurden einige im Garten sitzende Gäste arg von Fliegen belästigt. Als sie sich deshalb beschwerten, meint B., pfiffig lächelnd:

„Die Biesler sind nicht von uns, die gehören meinem Nachbar.“

Beim Skat. A.: „Wir gewannen das Spiel, wenn du die grüne Zehne reingegeben hättest.“

B.: „Ich hab' sie ja garnicht gehabt.“

A.: „Ganz egal, immer reinwimmeln die Zehne!“

In der Schule will ein Lehrer bei den Anfängern nach dem Tischgebet im Elternhause fragen. Er sagt ungefähr:

„Was spricht euer Vater, ehe ihr anfangt zu essen?“

Schüler: „Der sagt: Was ist das wieder für ein erbärmlicher Flaps!“

Courage. Vater, während eines in der Nacht heraufziehenden Gewitters jenem auf dem Boden schlafenden Töchterchen zurufend:

„Mischka, komm herunter, 's donnert!“

Mischka: „Warum denn, ich hör's ja hier oben auch!“

Beim Bauer F. in L. wurde Dünger aufgeladen, und der kleine Hans stand dabei. Da reicht ihm die Mutter eine Gabel und sagt im Spaß:

„Na, Händel, da kannst du mitmachen!“

Der sagt aber ganz trocken: „Mutter, du sagtest ja erst gestern: Messer, Gabel, Schere, Licht gibt man kleinen Kindern nicht.“

Lehrer zu einem Jungen, der schlecht gekämmt zur Schule kommt:

„Du hast dich wohl wieder nicht gekämmt; habt ihr keinen Kamm zu Hause?“

„O ja, aber es sind bloß noch zwei Zinken drin.“

Doktor zu einem Landwirt, dessen Frau er behandelt:

„Ihre Frau dauert mich, mein Lieber!“

„Mir dauert's auch schon zu lange, Herr Doktor!“

A. zu B. (in der Aufregung):

„Du bist ein Esel!“

B.: „Du bist ein viel größerer wie ich!“

C. (der den Streit schlichten will): „Vertragt euch doch, ihr habt ja alle beide recht.“

Bei G. in L. war ein kleiner Junge zur Welt gekommen. Des Nachbars kleines Töchterchen hätte auch gern ein solches Brüderchen gehabt. Als sie ihren Wunsch dem Vater kundtut, sagt dieser:

„Leg' mal für den Storch ein Stück Speck ins Doppelfenster; vielleicht bringt er dann so einen kleinen Jungen auch zu uns!“

Der Storch-Köder wird gelegt. Als er aber nach drei Wochen noch unberührt an Ort und Stelle ist, meint die Kleine treuherzig:

„Es wird gewiß amerikanischer Speck gewesen sein, den mag vielleicht der Storch nicht.“

Eine Frau hatte junge Gänschen gekauft, die infolge der regnerischen und kalten Tage in der Küche sein müssen. Beim Mittagessen krochen sie unter die Kleidung der Frau, um sich dort etwas zu wärmen. Da ruft das kleine Töchterchen aus:

„Mutter, die jungen Gänschen kriechen unter dich, sie mögen denken, du bist die alte Gans!“

Es ritt einer zur Mühle und hatte dabei den Getreidesack auf der Schulter. Als er deshalb gefragt wurde, gab er zur Antwort:

„Ich muß mein Pferd schonen.“

An einer Straßenüberführung kommt ein Mann mit einer Karre Dünger gefahren, als gerade ein Güterzug auf der Strecke rangiert. Lebhaft winkt der Zugführer dem Manne zu, daß er halten soll. Dieser aber ruft hinüber: „Haben Sie keine Angst, ich werde ihrer Maschine nichts tun!“

Der jetzige Pfarrer M. aus R. war wegen seines schlagfertigen Wizes bekannt. Einmal brachte man ein Mädchen zur Taufe. Bei Vornahme der kirchlichen Handlung kniete er mit der Hebamme und den Paten am Seitenaltar zur Abnahme der Taufgelübde. Auf seine Frage: „Widersagst du dem Teufel?“ rufen die Paten laut: „Ich widersage!“

Da dreht sich der Herr Pfarrer um und meint lächelnd:

„Bei Mädchen nutzt's in der Regel nichts!“

In Dbr. behandelte der Religionslehrer das 7. Gebot und sprach dabei auch von der Wiedererstattungspflicht. Auf seine Frage:

„Was hat der zu tun, der gestohlen hat?“ erhält er zur Antwort:

„Er muß machen, daß er fortkommt.“

Der fünfjährige Fritz soll mit seinem ein Jahr älteren Schwesterchen „Vater und Mutter“ spielen. Er aber erklärt kategorisch: „Ich heirat' nicht. Ich mag mich mit den Kindern nicht rumärgern.“

Ein neuer berittener Grenzaufseher will den nächsten Weg von Br. nach D. weiter. Er verirrt sich aber und fragt ein Bäuerlein nach dem richtigen Wege. Dieses belehrt ihn:

„Da müssen Sie zwei Felder zurück, dann links...“

Der Beamte wiederholt: „Also zuerst rückwärts reiten...“

„Nein, das ist nicht notwendig. Sie brauchen ja bloß das Pferd umzudrehen, dann können Sie wieder vorwärts reiten.“

In einem Abteil 2. Klasse. In jeder Ecke ein Reisender. Sie schleudern sich wütende Blicke zu und schielen nach einem im Gepäcknek liegenden Paket, dem entsehlliche Düste entströmen. Jeder meint natürlich, es gehöre dem andern. Auf der nächsten Station stürzen sie aus Fenstern, um den Stationsvorsteher zu rufen. Da kommt ein biederer Landmann den Zug entlang gelaufen, öffnet die Tür und sagt: „Bitte, geben Sie mir das Paketel her!“ Wütende Rufe: „Unverschämter Mensch, gehört das Ihnen? Warum nahmen Sie es nicht mit in Ihr Abteil?“

Darauf die gemüthliche Antwort: „Entschuldigen Sie, es ist alter Käse drin, der mir selber zu sehr stank. Und weil's vorhin hier noch leer war, so habe ich mir mein Paketchen bloß bis hierher eingelegt.“

Eine alte Jungfer geht am Tage nach ihrem Abrahamsfeste in die Stadt einkaufen. In zwei Geschäften hat sie das Unglück, von Hunden beschnuppert, im dritten sogar leicht gebissen zu werden. Daheim erzählt sie mit Humor:

„Vor dreißig Jahren, da wollte mich keiner haben, und jetzt, auf die alten Tage, da beißen sie alle an.“

Herr Müller, ein tüchtiger Nimrod vor dem Herrn, schoß heute auf der Treibjagd alle Hasen vorbei. Zu seinem Jagdkollegen Fr. sagt er entschuldigend, daß er, weil er gestern sehr spät erst aus der Stadt gekommen sei, heute alles doppelt sehe und deshalb immer auf den falschen Hasen ziele.

„Na, dann ziele doch mal auf den andern!“

Gesagt, getan! Und tatsächlich — jetzt „rollte“ jeder.

Ein Geiziger muß im Gasthause für einen Augenblick das Lokal verlassen. Aus Furcht, es möchte ihm während seiner Abwesenheit jemand das Bier austrinken, legte er einen Zettel auf das Glas mit der Aufschrift:

„Ich habe hinein gespußt.“

Als er zurückkommt, steht darunter:

„Ich auch.“

Im Dorfladen. „Ich möchte für 3 Pfennige Schnupftabak.“

„Gib't's nicht mehr! Wir verkaufen jetzt bloß noch en gros von 5 Pfennigen ab.“

In ziemlich vorgeschrittener Frühjahrszeit behauptet ein Bauer in der Nähe von Neustadt in Oberschlesien einigen Städtern gegenüber, er sähe auf seinem Boden noch Schnee. Als man wegen dieser groben Unwahrscheinlichkeit eine Wette mit ihm eingang, führte er die Herren auf seinen Boden und zeigte durchs Fenster nach der Hochschar, auf welcher tatsächlich noch einige weiße Flecken zu sehen waren. So hatte er die Wette gewonnen.

Aus der guten alten Zeit. Ein Urlauber meldet sich beim Feldwebel zurück und bringt ihm vom Vater eine Gans mit. Der Feldwebel schnauzt ihn an, droht ihm mit Meldung wegen Bestechung und schmeißt ihn schließlich raus.

An der Tür ruft er den Urlauber zurück und fragt ihn, was die Gans koste, falls er sie kaufe.

„50 Pfennige,“ erwidert der Urlauber.

Der Feldwebel drückt ihm ein Zweimarkstück in die Hand und sagt: „Hier hast du Geld. Für die übrigen 1,50 Mark kannst du mir später noch drei Stück liefern.“

Ein Lehrer bespricht mit den Kleinen das Einfahren des Getreides in die Scheune. Auf die Frage: „Warum muß das Tor der Scheune so groß sein?“ antwortet ein Bürschlein: „Weil's doch so groß ist.“

Richter zum Zeugen: „Sie mußten doch schon aus dem Schall schließen können, ob die Ohrfeige, die der Beklagte dem Kläger gab, stark oder schwach war!“

„Herr Richter, ich habe seit frühester Jugend kein musikalisches Gehör gehabt.“

In der Kirche zu N. betet ein altes Mütterchen recht fleißig aus ihrem Buche. Als ihre Nachbarin zufällig einen Blick darauf wirft, merkt sie, daß jene das Buch verkehrt hält. Darauf aufmerksam gemacht, erwidert sie erschrocken: „Da haben mir die verflixten Jungen wieder mal 's Buch umgedreht.“

Kindlich. Der kleine Helmut freut sich riesig auf die bevorstehenden Ferien. Als ihn die Nachbarin nach dem Grunde fragt, erwidert er: „Zu den Ferien fahre ich zur Großmutter nach L.; dort brauche ich mich alle Tage bloß einmal zu waschen.“

Von zweien, die sich gegenseitig gern hänseln, stellt der eine die Scherzfrage:

„Welches ist das kleinste Gärtchen?“

Keine Antwort.

„Na — doch dein Gesicht.“

„Warum?“

„Weil bloß 'ne einzige Gurke drin wächst.“

In N. schickte der Inspektor Th. einen Jungen auf die Polizei mit einem Brief. Er kommt unverrichteter Sache mit demselben wieder zurück und sagt: „Nischt zu machen! Es stand dort: Tür zu!“

Der gewissenhafte Nachtwächter. Gemeindevorsteher: „Müller, ich muß morgen früh zum ersten Zuge, da könnten Sie mich mal um vier Uhr herausklopfen!“ — Wächter: „Schön, Herr Vorsteher, ich werde mir gleich den Wecker stellen.“

In der Schule wird die Geschichte von Cain und Abel behandelt.

Lehrer: „Wovor fürchtete sich Cain?“

Schüler: „Vorn Wachmeister.“

Ein Städter weist mit seinem Jungen zur Sommersfrische auf einem Dorfe. Gelegentlich sieht der Junge über einem Kuhstalle die Buchstaben K + M + B stehen. Verwundert fragt er den Vater, was diese Zeichen bedeuten. Dieser überlegt eine Weile und sagt dann: „Frag' nicht so dumm! Was wird's heißen: Käse, Milch und Butter.“

Die Mutter sagt zur kleinen Hede: „Steh' mal nach, ob die Kartoffeln schon kochen!“

Hede: „Die Kartoffeln noch nicht, aber 's Wasser kocht schon.“

Ein ganz Schlauser. Als man bei einem Brunnenbau nicht wußte, wohin das ausgeschachtete Erdbreich zu bringen sei, machte einer der Beteiligten den Vorschlag: „Wir werden ein Loch graben und das Zeug reinschütten.“

Eine Mutter, deren Sohn stottert, bittet den Arzt um ein Mittel gegen diesen Fehler. Der Arzt stellt die Frage: „Stottert Ihr Sohn immer?“ — „Nein — bloß wenn er spricht.“

Es schlägt zwölf, als ein Maurer den Pinsel eben noch einmal eintauchen will. Derischrocken wirft er ihn beiseite und sagt: „Donnerwetter — beinahe hätt' ich noch mal eingetaucht!“

Der Bauherr, ein Rechtsanwalt, der dies beobachtet hat, ruft ihm durch das Fenster zu: „Der Maurerschweiß ist wohl ziemlich teuer?“

Er erhält zur Antwort: „Das will ich meinen, man macht ja Advokatentinte drauß!“

In einer überfüllten Schulklasse saßen einige Kinder sogar vor den Bänken auf der Diele. In der Religionsstunde wurde eines dieser Kinder gefragt: „Wozu bist du auf Erden?“

Es antwortete: „Weil ich in der Bank keinen Platz habe.“

In Bl . . . geht bei einem Gasthause ein Herr vorbei, als der kleine Gastwirtssohn mit einem Krüge Wasser ins Haus tritt. Freundlich sagt er zu ihm: „Na — du willst wohl den Schnaps taufen?“

„Nein,“ erwidert der Kleine, „das macht bei uns der Vater.“

„Was haben Sie hier im Walde mit dem Gewehr zu suchen?“ fragt der Förster einen ertappten Wilderer.

„Ich — ich — wollt' mich erschießen, Herr Förster.“

A. zu B. „Haben Sie ihre liebe Frau schon lange vor der Hochzeit gekannt.“ — B.: „Leider nein — ich habe sie erst nachher richtig kennen gelernt.“

Geprügelt wird doch.

Es war einmal ein armer Goldschmiedsgeselle, der wollte auf die Wanderschaft gehen. Er war aus dem Dorfe, in dem er geboren war, noch nicht viel herausgekommen — noch nicht weiter als bis nach Breslau — und er wollte etwas mehr von der schönen Gotteswelt kennen lernen und von dem, was menschlicher Fleiß geschaffen. Bei einem Meister in Nürnberg hoffte er Arbeit zu finden. An einem schönen Frühlingmorgen machte er sich auf den Weg, noch vor dem ersten Hahenschrei. Den Freibrief seines Meisters hatte er in der Tasche und Brot und Speck im Ränz. Er bat seine alte Mutter um ihren Segen, nahm den derben Knotenstock in die Hand und wanderte vergnügt in die Welt hinaus.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft kam er in einen dichten Wald. Hohe Tannen sandten kräftigen Harzgeruch in die reine, blaue Luft. Die Vögel sangen lustig in den grünen Zweigen, und der Handwerksbursch sang aus voller Kehle mit.

Als die Sonne im Mittag stand, machte er Rast. Er setzte sich in die weichen Polster eines Moosbügels, zog den Rest von seinem Brot und Speck hervor und verzehrte es mit dem größten Appetit. Es schmeckte ihm so

köstlich, als säße er an einer königlichen Tafel. Fink und Rotkehlchen kamen zutraulich heran und pickten die Bröselchen auf, die der Bursch ihnen hinstreute. Als er sein Mahl beendet hatte, wanderte er wieder rüstig weiter. Aber der Wald wollte kein Ende nehmen.

Die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die Tannenwipfel, da dachte er: Es wird Zeit, daß ich eine Herberge finde, denn mein Magen knurrt, und meine Glieder sehnen sich nach Ruhe! Doch wie weit er auch wanderte und suchend seine Augen umherschickte — nirgends gewahrte er eine menschliche Behausung.

Die Sonne ging unter. Im Walde wurde es dämmerig, weiße Nebel stiegen aus dem moosigen Grunde auf, hängten sich an die Baumzweige und tauchten in seltsamen Gestalten auf und nieder.

Unser Wanderbursch war kein Hasenherz; aber der Gedanke, mit hungrigem Magen in dem dunklen Walde die Nacht zubringen zu müssen, war ihm höchst unbehaglich. Während er so hin- und herdachte, was zu tun sei, kam eine alte Frau des Weges. Sie trug ein Reisigbündel auf dem Rücken und ging gebeugt, mit müden Schritten.

„Grüß Gott, liebe Frau,“ sagte der junge Goldschmiedsgehilfe artig. „Was tragt ihr da für eine schwere Last, die dürste für meine Schultern wohl besser passen. Gebt her, ich trag' sie euch heim!“

Die Frau war es zufrieden, und der Wanderbursch belud sich mit den Reisern. Während sie so nebeneinander hergingen, bemerkte er ein weißes Gemäuer, das durch die Tannen schimmerte. Ueber ihre Wipfel hinaus ragte ein schlanker Turm, auf dem ein Fähnchen sich im Abendwinde sachte hin- und herwiegte.

„Was ist das?“ fragte der Bursch. „Das scheint mir ein stattliches Haus zu sein.“

„Ja,“ sagte die Alte, „es ist das weiße Schloß. Es gehört einem reichen Grafen.“

„Om,“ meinte der Bursch bedauernd, „eine Herberge wäre mir lieber.“

„Die könnt ihr im Schlosse wohl haben. Der Graf nimmt jeden, der bei ihm anklopft, freundlich auf, aber...“

„Nun, aber? Gehen etwa Geister in dem Schlosse um? Mit denen will ich's wohl aufnehmen.“

„Geister? ... I, bewahre! Aber jeder, der dort einkehrt, wird beim Abschied weidlich durchgeprügelt.“

Da lachte der Bursch, daß seine weißen Zähne blitzten und besah sich seine zwei kräftigen Fäuste. Zu arg dürfen sie's dabei nicht treiben! dachte er dabei. Sie waren inzwischen bei der Hütte der Alten angekommen. Der Wanderbursch warf die Reiser auf die Erde und sagte:

„Nun will ich nach dem weißen Schlosse gehen — ich will's in Gottes Namen wagen.“

Der Weg dahin war nicht weit. Vor dem Schloßportal empfing ihn ein Diener. Der führte ihn zum Grafen.

Der Graf empfing ihn freundlich und lud ihn zum Abendessen ein. In einem großen Speisesaal stand eine weißgedeckte Tafel. Von der Decke herab hing ein Kronleuchter mit vielen Kerzen, deren milde Flammen sich in dem reichen Silbergeschirr spiegelten. Blumen dufteten, und allerlei gute Speisen lockten zum Essen.

Das war alles so anheimelnd und so prächtig, wie es der junge Geßell noch nie gesehen hatte. Er hatte einen Bärenhunger und ließ sich denn auch nicht lange bitten.

„In Gottes Namen,“ sagte er und setzte sich zu Tisch, dem Grafen gegenüber.

Ohne Ziererei langte er zu und dachte dabei: Warum soll ich vor dem reichbesetzten Tische sitzen und hungern? Geprügelt wird doch!

Als nach dem Braten der Diener noch eine lieblich duftende Mehlspeise brachte, da leuchteten seine Augen, und auf die freundliche Aufforderung des Grafen belud er seinen Teller mit einer reichlichen Portion.

Der Graf hatte seine helle Freude, als er sah, wie es dem Burschen schmeckte und wie er sich so frei und zwanglos gab und doch dabei bescheiden und artig.

Nach beendeter Mahlzeit führte ihn der Diener in ein freundliches Schlafkammerlein, und am anderen Morgen gab es ein gutes Frühstück. Wieder war der Graf anwesend, und der Handwerksbursche ließ es sich gut schmecken. Denn er dachte: Ob ich viel oder wenig genieße — geprügelt wird doch! Warum soll ich mich da nicht satt essen?

Beim Abschied reichte der Graf ihm freundlich die Hand und rief den Diener herbei. Der Bursche dachte: Jetzt wird wohl die Prügel kommen! Ein wenig unbehaglich war ihm bei dem Gedanken — Prügel.... Seit seinen Bubenzahren war ihm das nicht widerfahren!

Indessen geschah zunächst nichts derartiges. Der Diener geleitete ihn ein Stück des Wegs. Der Wald wurde lichter, eine breite Fahrstraße zeigte sich. Da sagte der Alte: „Seht wohl, und Gott befohlen!“ Dann zog er einen blanken Silbertaler hervor und reichte ihn dem überraschten Gesellen: „Hier, mein Freund, schickt euch der Graf einen Zehrpfennig für die Reise — euer Weg ist noch weit.“ Nun konnte der Bursch sein Erstaunen nicht mehr verbergen.

„Ja, wie ist denn das?“ fragte er verlegen, „man hat mir erzählt, daß jeder, der im weißen Schlosse Aufnahme fand, zum Abschied durchgeprügelt wird?“

Der alte Diener lachte: „Nein,“ sagte er, „nicht jeder. Nur die Dummköpfe, die bei der vollen Tafel sitzen und hungern! Seht, das ärgert den Grafen. Dem Mutigen gehört die Welt, aber, wer dumm ist, muß geprügelt werden!“

Gertrud Grabowski.



Provinzialverband der Provinz Oberschlesien

in Ratibor, Landeshaus, Mollkestraße. Telefon 800—806.

(Gesetz, betreffend die Errichtung einer Provinz Oberschlesien vom 14. Oktober 1919.)

1. Verwaltungsorgane.

a) Provinziallandtag:

Staatskommissar: Der Oberpräsident der Provinz Oberschlesien.

Vorsitzender: Graf Praschma, Schloß Falkenberg OS.

b) Provinzialausschuß:

Vorsitzender: Kanonikus Domherr Ullrich in Ratibor.

c) Beamte des Provinzialverbandes:

Landeshauptmann: Piontek.

Stellvertreter: Hirschberg, Erster Landesrat.

Staatssekretär a. D.: Moesle.

Erster Landesrat: Hirschberg.

Landesbaurat: Häufel.

Landesrat: Riemann.

Landesassessor: Paduch.

Landesverwaltungsrat: Nemela.

Landesreferent: Hauke.

Landesbürodirektor: Chrzonszcz.

Landesrechnungsdirektor: Bolondek.

Landeshauptkassendirektor: Czekalla.

2. Geschäftsbereich.

1. Landesfürsorgeverband, umfaßt:

a) Soziale Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene und die ihnen auf Grund der Versorgungsgesetze gleichstehenden Personen (ehemalige Hauptfürsorgestelle),

b) Fürsorge für Sozialrentner,

c) Fürsorge für Kleinrentner und die ihnen Gleichstehenden,

d) Fürsorge für Schwerbeschädigte und Schwer-Erwerbsbeschränkte durch Arbeitsbeschaffung,

e) Wochenfürsorge,

f) Fürsorge für Landeshilfsbedürftige und Fürsorge für Geistesranke, Idioten, Epileptische, Taubstumme, Blinde und Krüppel.

Dezernenten:

Riemann, Landesrat. Nemela, Landesverwaltungsrat.

Zur Erfüllung der Aufgaben stehen dem Provinzialverbande folgende Anstalten zur Verfügung:

Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten:

Dezernent: Riemann, Landesrat.

Anstalten:

a) Kreuzburg OS. Direktor: Bresler, Sanitätsrat.

b) Tost OS. Direktor: Dr. Schütze, Sanitätsrat.

c) Die im Privatbesitz stehende Heil- und Pflegeanstalt in Branitz (Kr. Leobschütz).

Taubstummenanstalt:

Zur Beschulung der taubstummen Kinder (Preussisches Gesetz vom 7. August 1911) wird die private Taubstummenanstalt in Ratibor benutzt.

Krüppelanstalt:

Das Krüppelheim zum Heiligen Geist in Beuthen OS.

Blindenanstalt:

Zur Beschulung der blinden Kinder (Preussisches Gesetz vom 7. August 1911) wird die private Blindenunterrichtsanstalt in Breslau benutzt.

Provinzial-Pflege- und Erziehungsanstalt in Leschnitz OS.

(Idiotenanstalt):

Dezernent: Riemann, Landesrat.

Direktor: Wicher.

2. Landesjugendamt, umfaßt:

Fürsorge für hilfsbedürftige Minderjährige.

Ferner angegliedert:

a) Provinzialstelle Oberschlesien des Berliner Vereins „Vandaufenthalt für Stadtkinder e. V.“,

b) Mittelstelle Oberschlesien für Kinder-speisung (nach Umgestaltung).

Vorsitzender: Der Landeshauptmann.

Dezernent: Nemela, Landesverwaltungsrat.

3. Oberschlesisches Landesamt für Arbeitsvermittlung zu Ratibor Provinzialberufsamt.

(im Aufbau begriffen).

Dezernent: N e m e l a, Landesverwaltungs-
rat.

4. Provinzial-Hebammenlehranstalt und Frauenklinik in Oppeln.

Dezernent: P a d u c h, Landesassessor.

Direktor: Dr. S c h e f f z e k.

5. Fürsorgeerziehung Minderjähriger.

Die zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Kinder sind teils in Familien, teils in Rettungs- und Waisenhäusern, insbesondere aber in den vom Provinzialverbande eingerichteten Anstalten in Grottkau und Klein-Neudorf untergebracht.

Dezernent: P a d u c h, Landesassessor.

Provinzial-Erziehungs-
anstalten:

- a) Grottkau. Direktor: K a u d e r.
- b) Klein-Neudorf. Steht unter Leitung von Christlichen Schulbrüdern aus dem Mutterhause „Maria Thann“ in Kirnach-Willingen (Baden), deren jeweiliger Oberer (Prior) Direktor der Anstalt ist. Direktor: Bruder W a h n.

6. Viehseuchenentschädigungen.

(Reichsgesetz vom 26. Juni 1909 (R.-G.-Bl. S. 519) Preussisches Ausführungsgesetz vom 25. Juli 1911 (G.-S. S. 149).

7. Provinzialkommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunstdenkmäler der Provinz Oberschlesien.

Die Kommission besteht aus dem Vorsitzenden des Provinzialausschusses, dem Landeshauptmann und sechs vom Provinzialausschuß gewählten Mitgliedern.

Vorsitzender: Der Landeshauptmann.

Provinzialkonservator: Pfarrer S a d e l t in
Alt-Wette.

Mitglieder:

Graf P r a s c h m a, Schloß Falkenberg OS.,
Dr. S e i n e v e t t e r, Museumsdirektor in
Gleiwitz,

Dr. D i t t r i c h, Geheimen Justizrat in Meisse,
P a u l, Studienrat in Ratibor,

B r a n d e s, Studienrat, Architekt in Beu-
then OS.,

S a d e l t, Pfarrer in Alt-Wette.

8. Provinzial-Bauverwaltung.

Wegebau.

Dezernent: Landesbaurat H ä u s e l.

9. Baum- und Wegeschutz im Interesse der Volksgesundheit.

Das Gesetz vom 29. Juli 1922 (G.-S. S. 213) bezweckt die Erhaltung von Baumbeständen und Grünflächen in der Nähe von Großstädten und in Industriegebieten sowie die Freigabe von Uferwegen im Interesse der Volksgesundheit. Ueber die Unterschätzung beschließt der Provinzialausschuß nach Anhörung der amtlichen Vertretungen von Industrie und Landwirtschaft und der Gemeinden und Kreise.

Dezernent: H ä u s e l, Landesbaurat.

10. Bank-, Kredit- und Versicherungs- wesen.

Staatssekretär a. D. M o e s l e.





Die Auflösung muß deutlich auf den hierfür bestimmten Raum dieses Blattes geschrieben, mit der genauen Anschrift des Löfers versehen und spätestens bis zum 28. Februar 1926 an den

Schriftleiter des „Glück auf“

R. Rarger, Neurode i. Schles., Ring 10

eingesandt werden. Auf andere Zettel geschriebene, sowie auf Postkarten geklebte Lösungen werden nicht berücksichtigt. Unter die Einsender der richtigen Lösung werden 50 Bücher ausgelost.

Die Lösung, die Namen der Einsender der richtigen Lösung und die Namen der Preisträger werden im nächsten Jahrgang veröffentlicht. Auskunft betr. Richtigkeit der Lösungen kann vor Abschluß der Einsendungsfrist auf keinen Fall erteilt werden.

Die Lösung des Preisrebus im „Glück auf“ 1926 lautet:

Name, Wohnort, Poststation oder Straße und Haus-Nr.

Verzeichnis der Märkte in den Provinzen Ober- und Niederschlesien für das Jahr 1926.

F heißt Fischmarkt.	K heißt Krammarkt.	R heißt Rohmarkt.	T heißt Taubenmarkt.
F etta " Fettviehmarkt.	L ed. " Ledermarkt.	R indu " Rindviehmarkt.	B " Viehmarkt.
F üll " Füllmarkt.	L " Leinwandmarkt.	S chaf " Schafmarkt.	B oll " Bollmarkt.
H anf " Hanfmarkt.	P " Pferdemarkt.	S chw " Schweinemarkt.	B " Biegenmarkt.

Die eingeklammerte Zahl hinter dem Datum der Märkte gibt die Zahl der Markttage an.

Provinz Oberschlesien.

Regierungsbezirk Oppeln.

Alt-Budkowitz. RindvP: 28. 4., 24. 11. **Alt-Poppellau.** RindvP: 18. 5., 5. 10. **Anna-berg.** RindvP: 26. 5., 16. 9. **Bauerwitz.** R RindvP: 1. 6., 15. 12. **Beuthen OS.** R RindvP: 10. 2., 14. 4., 20. 10., 15. 12. **RindvP:** 14. 7. **Bladen.** R: 9. 3., 5. 5., 27. 7., 6. 10. **Borislawitz.** R RindvP: 17. 3., 26. 5., 8. 9., 11. 11. **Carlsruhe OS.** RindvP: 16. 3., 9. 11. **RindvP:** 11. 5., 31. 8. **Cosel OS.** R RindvP: 13. 4., 12. 10., RindvP: 23. 2., 15. 6. **Deutsch-Renkirch.** R: 23. 3., 26. 10., 7. 12. **Falkenberg OS.** R RindvP: 11. 3., 24. 6., 26. 8., 25. 11. **RindvP:** 27. 5., 29. 9. **Friedland OS.** R RindvP: 18. 3., 1. 7., 2. 9., 14. 10. **RindvP:** 6. 5., 11. 11. **Friedrichsgrätz.** R RindvP: 11. 2., 24. 6. 12. 8., 4. 11. **Gleiwitz.** RindvP: 27. 1., 24. 2., 17. 3., 28. 4., 26. 5., 23. 6., 28. 7., 25. 8., 29. 9., 27. 10., 24. 11. (je 2). R: 16. 3., 17. 8., 16. 11. **Groß-Strehlig.** R RindvP: 14. 1., 8. 7., 14. 10. **RindvP:** 11. 3., 6. 5., 5. 8., 9. 12. **Grottkau.** R RindvP: 13. 4., 28. 9. **RindvP:** 23. 2., 8. 6., 17. 8., 16. 11. **Guttenberg.** R RindvP: 16. 3., 20. 7., 7. 10. (je ½). **RindvP:** 11. 5., 10. 8., 23. 11. (je ½). **Kattowice OS.** R: 16. 3., 19. 10., 21. 12. **Kiefern-stein.** R RindvP: 9. 6., 15. 9., 22. 12. **RindvP:** 7. 4., 10. 11. **Klein-Strehlig.** R RindvP: 4. 3., 2. 9., 29. 10. **RindvP:** 24. 6. **Konstanz.** R RindvP: 7. 4., 6. 7., 5. 10. **RindvP:** 3. 2., 12. 5., 4. 8., 10. 11. **F:** 11. 1. **Kranowitz.** R RindvP: 20. 4., 13. 7., 21. 9., 9. 11. **Krappitz.** R RindvP: 17. 2., 2. 6., 22. 9. **RindvP:** 12. 1., 20. 4., 10. 8., 14. 12. **Kreuzburg OS.** R RindvP: 9. 2., 7. 9., 16. 11. **RindvP:** 20. 4., 4. 5., 15. 6., 13. 7., 17. 8., 12. 10. **Krupp.** RindvP: 5. 5., 27. 10. **Landenberg OS.** R RindvP: 21. 1., 18. 3., 27. 5., 19. 8., 21. 10., 16. 12. **Langerdorf.** R RindvP: 17. 3., 18. 8., 3. 11. **RindvP:** 23. 6. **Leobischütz.** R RindvP: 2. 3., 31. 8., 30. 11. **RindvP:** 27. 4., 6. 7. **Leisnitz.** R: 5. 5., 4. 8., 6. 10. **RindvP:** 3. 11. **Reiße.** R: 14. 4., 27. 10. **RindvP:** 16. 1., 27. 3., 17. 4., 17. 7., 30. 10. (je ½). **Neustadt OS.** R: 23. 3., 7. 9., 9. 11. **Oberglogau.** R RindvP: 7. 4., 7. 10., 23. 11. **RindvP:** 9. 2., 3. 8. **Oppeln.** R RindvP: 9. 3., 22. 6., 14. 9. **RindvP:** 27. 4., 18. 5., 27. 7., 24. 8., 26. 10. **Ottmachau.** R: 4. 5., 14. 9., 7. 12. **Peiskretscham.** R RindvP: 2. 3., 3. 8., 19. 10. **RindvP:** 11. 5., 21. 12. **Pilschowitz.**

R RindvP: 6. 5., 19. 8., 18. 11. **RindvP:** 18. 2. **Pittsch.** R RindvP: 23. 2., 11. 5., 24. 8., 23. 11. **RindvP:** 17. 6. **Proskau.** R RindvP: 8. 4., 17. 6., 19. 8., 28. 10. **Ratibor.** R RindvP: 4. 5., 14. 9., 14. 12. **RindvP:** 16. 2., 17. 8. **Saat:** 11. 2., 2. 9. **Woll:** 11. 6. **Rosenberg OS.** R: 16. 6., 18. 8., 10. 11. **RindvP:** 13. 1., 10. 2., 24. 3., 9. 6., 11. 8., 6. 10., 3. 11. **Schierokau.** R: 21. 4., 5. 10., wenn Feiertag, an dem folgenden Wochentage. **Schnitzgast OS.** R: 2. 3., 1. 6., 21. 8., 30. 11. **Steinau OS.** R RindvP: 4. 2., 16. 9., 4. 11. **RindvP:** 14. 1., 4. 3., 27. 5., 8. 7. **Tost.** R RindvP: 13. 4., 6. 7., 5. 10. **RindvP:** 19. 1., 7. 12. **Troplowitz.** Jahrm: 10. 3., 8. 6., 5. 10. **Zwarow.** R RindvP: 4. 3., 4. 11. **R:** 10. 6., 12. 8. **Ujest.** R RindvP: 12. 5., 1. 9., 1. 12. **RindvP:** 20. 1., 10. 3., 7. 7. **Zawadzki.** R: 3. 2., 26. 5., 25. 8., 24. 11. **Riegenhals.** R: 24. 3., 1. 9., 10. 11. **Zülz.** R RindvP: 25. 2., 20. 5., 21. 10. **RindvP:** 10. 6., 16. 12.

Provinz Niederschlesien.

Regierungsbezirk Breslau:

Auras. R: 22. 3., 17. 5., 23. 8., 18. 10. **Bern- stadt Schl.** R: 11. 5., 21. 9., 30. 11. **B:** 16. 3., 22. 6., 10. 8. **Markt Bohrau.** R: 19. 4., 25. 10. (je nachm.). **Breslau.** Topf: 15. 3., 6. 9. (je 4). **F:** 13. 12. (2). **Woll:** 14. 6. (2). **Klein:** jeden Montag, Hauptfischmarkt: jed. Mittwoch, Nut- vich- u. Rohm. am 1. Freit. jed. Mon., wenn Feiertag, am folg. Freitag. **Brieg.** R: 2. 6., 8. 9., 24. 11. **B:** 16. 2., 23. 3., 1. 6., 27. 7., 7. 9., 19. 10., 23. 11. **Canth.** R: 7. 9. **Charlotten- brun.** R: 15. 3., 26. 4., 18. 10., 13. 12. **Deutsch- Dissa.** R: 6. 5., 7. 10. **Dyhernfurth.** R: 6. 4., 3. 8., 19. 10. **Festenberg.** R: 11. 3., 17. 6., 19. 9., 16. 12. **RindvP:** 14. 1., 11. 2., 11. 3., 15. 4., 6. 5., 17. 6., 15. 7., 12. 8., 16. 9., 14. 10., 28. 11., 16. 12. **Frankestein Schl.** RindvP: 20. 1. **Topf (Musk. Porzellan):** 24. 3., 14. 10. **Frehnan** R: 2. 2., 7. 4., 3. 8., 7. 12. **Friedland.** R: 10. 3., 5. 5., 4. 8., 6. 10. (je 2). **Topf:** 9. 3., 4. 5., 3. 8., 5. 10. (je 4). **Fürstenau.** R: 26. 9. **Glag.** B: 11. 3., 11. 11. **Goschütz.** B: 30. 3., 5. 10. **Groß-Wartenberg.** R: 2. 3., 11. 5., 14. 9., 9. 11. **B:** 19. 1., 13. 4., 22. 6., 3. 8. **Guhrau.** R: 17. 3., 18. 8., 13. 10. **B:** 16. 6. **Habel- schwerdt.** R: 12. 4., 4. 10. **B:** 15. 5. **Herrnstadt.** R: 13. 4., 6. 7., 5. 10., 30. 11. **Schw:** 5. 1., 2. 2., 2. 3., 4. 5., 8. 6., 3. 8., 7. 9., 2. 11. **Hundsfeld.** R: 25. 5. **Juliusburg.** R: 21. 1., 30. 3., 31. 8.,

19. 10. B: 1. 6. **Karlsmarkt.** RW: 5. 5., 15. 9. **Röben a. D.** RW: 24. 2., 31. 3., 30. 6., 29. 9., 1. 12. **Kostenblut.** RWopf: 23. 3., 21. 9. **Landed.** R: 26. 4., 18. 10. (je 2). **Lewin.** R: 6. 4., 12. 7., 11. 10. **Löwen.** RW: 30. 3., 6. 7., 12. 10., 9. 11. B: 4. 5., 31. 8. **Militzsch.** B: 21. 1., 18. 2., 18. 3., 17. 6., 15. 7., 19. 20. 8., 16. 9., 18. 11., 16. 12. **Mittelwalde.** R: 3. 5., 11. 10. **Münsterberg in Schlessen.** RWopfmarkt: 17. 5., 18. 10. (je 2). **RindvSchwarzv:** 13. 3., 15. 5., 21. 8., 16. 10. **Ramslau.** R: 29. 4., 19. 8., 21. 10. B: 24. 3., 28. 4., 23. 6., 18. 8., 20. 10. **Neumarkt.** R: 14. 4., 6. 10. (je 2). P: 6. 1., 3. 2., 3. 3., 7. 4., 5. 5., 2. 6., 7. 7., 4. 8., 1. 9., 6. 10., 3. 11., 1. 12. **Schw:** 3. 3., 2. 6., 1. 9., 3. 11. **Neumittelwalde.** RW: 16. 2., 4. 5., 19. 10. **Neurode.** R: 12. 4., 4. 10 (je 2). WP: 13. 4., 6. 7., 5. 10. **Leinwand:** jeden Donnerstag. **Rimptsch.** R: 19. 4., 11. 10. B: 20. 4., 12. 10. **Saat:** 13. 2. (2), 4. 9. **Raub.** 4. 1. **Ober-Franenwaldau.** RW: 24. 3., 14. 8. **Oels.** RW: 13. 4., 24. 8., 7. 12. B: 23. 2., 1. 6., 28. 9., 26. 10. **Ohlau.** R: 11. 10., 13. 12. (je 2). B: 10. 2., 14. 4., 9. 6., 12. 10., 10. 11., 14. 12. **Schw:** am 1. Mittwoch derj. Mon., in denen kein Viehm. stattfindet. **Frausniz.** RW: 22. 4., 29. 7., 22. 9., 25. 11. B: 25. 2., 10. 6. (je vorm.). **Raudten.** RW: 18. 3., 24. 6., 26. 8., 4. 11. B: 7. 1. **Reichenbach Schl.** R: 12. 4., 5. 7., 4. 10. (je 2). B: 13. 1., 21. 4., 14. 7., 13. 10. **Reinerz.** R: 3. 5., 6. 9. **Schweidniz.** RindvSchwarzv: 13. 3., 26. 5., 20. 9. **Steinar a. D.** R: 23. 3., 7. 9., 14. 12. (je 2). B: 24. 3., 8. 9., 15. 12. **Strehlen.** R: 18. 5., 5. 10. **Woll:** 25. 6., 24. 9. **RindvSchwarzv:** 13. 4., 19. 5., 21. 7., 6. 10. **Striegau.** B: 9. 3., 3. 8. RWP: 4. 5., 9. 11. **Stroppen.** RW: 14. 1., 15. 4., 19. 8., 14. 10. B: 22. 7. **Sulau.** RW: 16. 2., 20. 4., 8. 6., 17. 8., 5. 10., 30. 11. **Trachenberg Schl.** RW: 17. 2., 12. 5., 6. 10. B: 14. 7., 1. 12. **Trebnitz Schl.** RW: 17. 3., 9. 6., 18. 8., 20. 10., 15. 12. B: 21. 4., 19. 5., 21. 7., 22. 9., 10. 11. **Taubenklein:** 17. 3., 20. 10. **Tschirnan.** RW: 4. 5., 10. 8., 26. 10. **Wanssen.** RW: 7. 4., 26. 5., 25. 8., 9. 12. B: 9. 3., 5. 10. **Witzig.** RW: 9. 3., 1. 6., 14. 9., 7. 12. B: 9. 2., 11. 5., 10. 8., 9. 11. **Wohlan.** RW: 18. 5., 17. 8., 16. 11. B: 12. 1., 16. 3., 22. 6. **Klein:** 17. 8. **Wünschelburg.** R: 10. 5., 20. 9., 6. 12. **Zobten a. B.** R: 17. 5., 30. 8., 25. 10.

Regierungsbezirk Riegniz:

Bentzen a. D. RWindvP: 24. 3., 23. 6., 25. 8., 24. 11. **Volkshain.** R: 4. 1., 29. 3., 17. 5., 5. 7., 11. 10. **RindvP:** 30. 3., 12. 10. **Bunzlau.** R: 23. 2., 27. 4., 17. 8., 9. 11. **RindvP:** 24. 2., 23. 4., 18. 8., 10. 11. **Daubitz.** RWindvP: 20. 3., 3. 7., 2. 10. **Diehsa.** RWindvP: 6. 4., 6. 7., 7. 9., 7. 12. **Freitwaldau.** R: 22. 3., 16. 8. **Freystadt Niederchl.** R: 23. 2., 1. 6., 5. 10 (je 2). **Pföhl:** 5. 1. P: 23. 2., 1. 6., 5. 10. **RindvSchw:** 24. 2., 2. 6., 6. 10. **Friedeberg a. Du.** R: 22. 3., 5. 7., 13. 9., 25. 10. **Rindv:** 23. 3., 6. 7., 14. 9., 26. 10.

Tauben: 26. 1. **Glogau.** R: 4. 5., 10. 8., 9. 11. (je 2). **Görlitz.** R: 8. 2., 7. 6., 13. 9. (je 4). **Topf:** 8. 2., 7. 6., 13. 9. (je 5). **RindvSchwSchaf:** 9. 2., 23. 3., 8. 6., 14. 9., 9. 11. **Wochenmarkt:** 9. 2., 11. 2., 23. 3., 8. 6., 10. 6., 14. 9., 16. 9. **Goldberg.** RWindvP: 11. 1., 12. 4., 12. 7., 18. 10. **Montagsmärkte** genehmigt. **Greiffenberg Schl.** R: 15. 2., 14. 5., 6. 9., 8. 11. **RindvSchw:** 16. 2., 15. 5., 7. 9., 9. 11. **Grünberg Schl.** RWindvSchaf: 9. 3., 11. 5., 13. 7., 12. 10. **Schw:** 13. 1., 10. 2., 24. 3., 21. 4., 12. 5., 16. 6., 14. 7., 11. 8., 3. 9., 13. 10., 3. 11., 1. 12. **Galban.** RWindv: 26. 3., 25. 6., 24. 9. R: 17. 12. **Gannau.** RWindvP: 14. 1., 20. 5., 12. 8., 14. 10. P: 11. 2., 15. 4., 15. 7., 16. 12. **Gefl:** 7. 1., 30. 9. **RindvP:** 11. 3., 17. 6., 16. 9., 18. 11. **Girschberg Schl.** **Jahrm:** 17. 5., 30. 8., 8. 11. (je 2). **RindvSchw:** 4. 8., 18. 5., 24. 6., 31. 8., 7. 10., 9. 11. **Soyerswerda.** RWindv: 15. 2., 3. 5., 27. 9., 11. 12. **Woll:** 18. 9. **Montagsmärkte** genehmigt. **Schw:** jede Sonn. **Janer.** R: 16. 3., 15. 6., 14. 9., 23. 11. **RindvP:** 17. 3., 16. 6., 15. 9., 24. 11. **RindvP:** 20. 1., 21. 7. **Kolzig.** **Schw:** 5. 1., 2. 2., 2. 3., 6. 4., 4. 5., 8. 6., 6. 7., 3. 8., 7. 9., 5. 10., 9. 11., 7. 12. **Rontopp.** RWindvP: 22. 2., 3. 5., 13. 9., 18. 11. **Schw:** 15. 1., 19. 2., 19. 3., 16. 4., 21. 5., 18. 6., 16. 7., 20. 8., 17. 9., 15. 10., 19. 11., 17. 12. **Montagsmärkte** genehm. **Kokenau.** RWindvP: 15. 3., 16. 8., 15. 11. **Montagsmärkte** gen. **Rupferberg.** RWindvP: 13. 4., 2. 6., 3. 8., 19. 10. **Ruttlan.** RWindvSchw: 7. 4., 7. 7., 13. 10. **Sähn.** R: 13. 1., 7. 4., 7. 7., 20. 10. **Landeshut Schl.** R: 19. 4., 25. 10. (je 2). **RindvP:** 20. 4., 29. 6., 7. 9., 26. 10. **Langheinersdorf.** **Gefl:** 3. 1., 7. 2., 7. 3., 4. 4., 2. 5., 6. 6., 4. 7., 1. 8., 5. 9., 3. 10., 7. 11., 5. 12. **Rauban.** **Jahrmärkte:** 1. 2., 14. 6. (je 3), 30. 8. **RindvP:** 3. 2., 10. 3., 16. 6., 1. 9., 3. 11. **Leippaer Heidehäuser.** R: 3. 5., 4. 10. **Lieben Schl.** **Jahrm:** 3. 5., 9. 8., 8. 11. (je 2). **Liebethal.** R: 11. 1. (2), 12. 4., 12. 7., 18. 10. **Tauben:** 12. 1. **Piegnitz.** **RindvSchwFüll:** 3. 2., 5. 5., 4. 8., 3. 11. **Löwenberg Schl.** R: 18. 1., 10. 5., 11. 10. (je 2). **Tauben:** 8. 2. **RindvP:** 19. 1., 11. 5., 5. 7., 12. 10. **Montagsmarkt** genehmigt. **Lohsa.** R: 10. 3., 11. 8., 3. 11. **Lorenzsdorf = Schöndorf.** R: 23. 3., 24. 8., 9. 11. **Lüben.** R: 10. 3., 7. 7., 8. 9., 10. 11. **Marklissa.** **Jahrm:** 8. 3., 23. 6., 4. 10. (je 2). **RindvSchwFüll:** 9. 3., 29. 6., 5. 10. **Muslau.** RWindvSchw: 18. 3., 17. 6., 23. 9., 16. 12. **RindvSchw:** 27. 1., 19. 5., 21. 7., 20. 10. **Naumburg a. B.** RWindvP: 24. 3., 1. 9., 27. 10. **RindvP:** 5. 5., 7. 7. R: 20. 12. **Naumburg a. Du.** **Tauben:** 26. 1. **RindvP:** 23. 3., 21. 9. R: 11. 5., 9. 11. **Neusalz Oder.** R: 20. 4., 3. 8., 2. 11. (je 2). **RindvSchw:** 21. 4., 8. 6., 4. 8., 21. 9., 3. 11. **Neustädtel.** R: 22. 4., 26. 8., 7. 10. **Nieder = Rudelsdorf.** R: 31. 5., 19. 7. **Nieder-Zibelle.** RWindvSchw: 25. 5., 11. 10. **Montagsmärkte** genehmigt. **Parchnitz.** R: 15. 2., 10. 5., 4. 10., 6. 12. **Poldrosche.** **Rindv:** 14. 4., 2. 6., 18. 8., 19. 10.

Volkswitz. RindvP: 8. 2., 17. 5., 5. 7., 13. 9., 8. 11. Schw: 2. 1., 6. 2., 6. 3., 3. 4., 1. 5., 5. 6., 3. 7., 7. 8., 4. 9., 2. 10., 6. 11., 4. 12. Montagsmärkte genehmigt. **Priebus.** An jedem ersten Freitag im Monat Schw. RindvP Schw: 30. 3., 11. 5., 24. 8., 23. 11. RindvP Schw: 30. 7. **Prinzenau.** R: 15. 3., 5. 7., 6. 9., 8. 11. RindvP: 13. 3., 8. 5., 3. 7., 4. 9., 6. 11. (je vorm.). **Quaritz.** R: 9. 3., 9. 11. **Radmeritz.** Jahrm: 3. 5., 18. 10. **Reichenbach DL.** Jahrm: 15. 3., 28. 6., 20. 9., 15. 11. **Reichwalde.** R Rindv P: 24. 3., 23. 6., 13. 10. **Rothenburg DL.** R: 15. 3., 25. 5., 15. 11. **Rothenburg a. D.** R: 17. 3., 16. 6., 15. 9., 15. 12. **Rothwasser.** R Rindv: 19. 3., 7. 5., 6. 8., 1. 10. Rindv (vorm.). **Rudelsstadt.** R Rindv: 27. 4., 15. 6., 27. 7., 19. 10. **Ruhland.** R: 24. 3., 5. 5., 23. 8., 25. 10. Rindv Schw: 23. 3., 4. 5., 21. 8., 23. 10. Schw: 8. 1., 5. 2., 5. 3., 9. 4., 21. 5., 4. 6., 2. 7., 6. 8., 3. 9., 8. 10., 5. 11., 3. 12. **Saabor.** R: 25. 3., 1. 7., 7. 10., 16. 12. **Sagan.** R: 2. 3., 4. 5., 3. 8., 5. 10. (je 2). Rindv: 2. 3., 4. 5., 3. 8., 5. 10. P: 3. 3., 5. 5., 4. 8., 6. 10. **Schlama.** R RindvP Schw:

15. 2., 19. 4., 7. 6., 6. 9., 15. 11. Montagsmärkte genehmigt. **Schleife.** RindvP Schw: 13. 4., 6. 7. **Schmiedeberg Schl.** R: 23. 2., 11. 5., 31. 8., 9. 11. (je 2). RindvP Schw: 24. 2., 12. 5., 10. 11. (P Schw. vorm.) Rindv Schw: 1. 9. (vorm.). P: 1. 9. **Schönberg.** Jahrm: 17. 5., 19. 7., 27. 9. (je 2). **Schönan.** TaubKleinter: 3. 2. R: 12. 4., 5. 7., 4. 10., 6. 12. RindvP: 13. 4., 6. 7., 5. 10., 7. 12. **Schönberg.** R: 19. 4., 13. 9., 8. 11. **Seidenberg DL.** Jahrm: 26. 4., 12. 7., 27. 9., 6. 12. **Sprottan.** R: 8. 3., 3. 5., 18. 10. **Wahlstatt.** R. 11. 4. **Warmbrunn.** R (Tallackmarkt): 28. 3 (nur nachm.). **Wiednitz.** R Rindv P Schw: 12. 5., 4. 8., 6. 10. **Wigandsthal.** R: 26. 4., 12. 7., 20. 9. (je 2). **Wittichenau.** Der wöchentl. Schweinemarkt fällt aus. R Rindv P Schw: 30. 3., 25. 5., 3. 8., 11. 11., 14. 12. Rindv P Schw: 5. 1., 26. 1., 16. 2., 9. 3., 4. 5., 31. 8., 21. 9., 16. 11. RindvP: 22. 6. Montagsmärkte genehm.; außerdem jeden Freitag Schweinemarkt. Der auf 2. 4. fallende Schweinemarkt fällt aus.

Oberschlesier!

Es gilt,

das vorliegende Jahrbuch „Glück auf“ in jeder Hinsicht zu einem wirklichen Heimat- und Volksbuche auszugestalten. Jeder, der an dieser dankenswerten Sache mitarbeiten will, sei es durch geeignete Vorschläge, durch literarische Beiträge oder solche für künstlerischen Buchschmuck, ist herzlich willkommen.

Für den Jahrgang 1927 werden Einsendungen bis Ende März 1926 erbeten an die Schriftleitung

Lehrer Robert Rarger

Neurode i. Schles., Ring 10

Berichtigung: In dem Gedichte „Auf dem Strome meiner Leiden“, S. 61, ist ein sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben. Es muß hier das letzte Wort der Strophe 2 „Kerne“ heißen.

Lasträder
Wagen

A. ZIERZ
Cosei o/schl.

Landmaschinen

Bonner Fahnenfabrik
in **BONN** a. **RHEIN**

Durch hervorragende Leistungen
überall bekannt.

Gestickte Vereinstahnen.

Neueste Entwürfe und
Kostenanschläge zu Diensten.

Schärpen, Fahnenbänder
Abzeichen von Emaille oder Metall.

Foto-Atelier „Helios“

Ratibor, Langestr. 10

**Zeitgemäße
Bildnisse**

Vergrößerungen

Zuckerkrank
(Diabetiker)

verlangen gegen 30 Pfg. Briefmarken eine
von berufener Seite verfaßte belehrende
Broschüre über eine ärztlich empfohlene
und bestbewährte Kur.

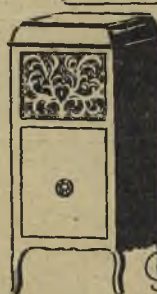
Apotheker Dr. A. Ücker,
G. m. b. H.
Berlin K 3, Saarbrückerstr. 23

**Flügel
Pianos
Harmoniums**
erste Marken

Gute
billige Instrumente
schon von **900** Mark an



SAM



Sprech-Apparate
in unerreichter Wiedergabe
nach 6 eigenen Patenten u. 3 R.G.M.
alle Musikinstrumente
u. Musikalien.

**Musikhaus
M. KOWATZ**

Beuthen % Bahnhofstr. 25

Kataloge gratis u. franko
Günstige Zahlungsbedingungen.

A lle heilbaren Krankheiten heilen! 500 Jahre brauchten die alten Römer keine Ärzte, weil sie die Naturheillehre befolgten.

Die nachstehenden Gesundheitsbücher sagen, wie bei allen heilbaren Krankheiten die Selbstkur vor sich geht. Diese Bücher sind schon seit Jahrzehnten mit Dankbarkeitspenden prämiert worden, weil sie Anleitung zur Selbstheilhilfe gegeben hatten.

Angabe der Buchnummer genügt. Versand gegen Nachnahme oder Betragsvoreinsendung.	
1. Gesundheit, blühende Schönheit, volle Lebenskraft, harmonische Lebensfreude zu erreichen. Von Dr. v. Hartungen	2.—
3. Hohe Körperwärme, guten Schlaf, warme Füße, klaren Kopf, offenen Leib, gesundes Blut, blühendes Aussehen, feste Nerven durch Gesundheitspflege zu erreichen	1.60
4. Die Grundlehren der Naturheilkunde von Naturheilmreformatör J. H. Rausse, in 6 Bänden	geb. 18.— 16.—
8. Frauen- und Ehearzt, Lehrbuch zur Heilung der Frauenleiden. Aufklärung über alles intimes Liebes- und Eheleben. Regelung des Kindersegens usw. Liebe und Ehe führen bei Befolgung dieses herrlich ethischen Werkes zum vollen Lebensglück von Prof. N. Atur	geb. 7.20 6.50
9. Nierenleiden, Entzündung, Blutungen, Wassersucht, Steinleiden, Gifftansammlung	2.—
10. Hautkrankheiten, Flechten, Lupus, Krebs, entzündliche Zustände	2.—
11. Herzkrankheiten, Ursachen, Verhütung und allseitige Heilbehandlung	2.—
12. Lungenkrankheiten, Bronchialkatarrhe, Entzündungen, Emphysem, Asthma, Blutungen	2.—
12a. Gesundheitliche Lebensweise ist sehr alt geworden Menschen mit geheilten Lungen	2.—
13. Heilmittel ansteckende Geschlechtskrankheiten. Verhütung, Behandlung u. Heilungsverlauf. Die Gesetzgebung u. das Volk werden bei diesen Leidenszuständen durch Irtheilheilen spekulativer Heilmittelerfinder und deren Helfershelfer in bedenklicher Weise irre zu führen gesucht. Eine gut geführte, streng befolgte Naturbehandlung hinterläßt keine Giftrückstände, treibt nichts zurück in Blut- u. Säfte-masse, verursacht keine Nachkrankheiten. Quecksilber und Salvarsan sind Teufelsgifte	2.—
14. Impotenz (Geschlechtselend), Pollutionsschwächen als Folgen der Jugendsünden u. allerlei Gesundheitsstörungen; seit 1889 erfolgreiche Hilfeleistung	4.—
15. Magen- und Darmkrankheiten. Ursachen, Vorbeugung und erfolgreichste Selbsthilfe	2.—
16. Rheumatismus, Gicht, Ischias und verwandte Krankheitsformen. Selbstheillehre	2.—
17. Nervenleiden, Entstehungsursachen, Verhütungs- und natürliche Heilungslehre. Jugendverirrungen; Schwächeeinflüsse, Enthaltsamkeit, Überreizungen, Unglückssehe	3.—
18. Hämorrhoiden. Ursachen, Verhütung und naturgemäße Heilanleitung	2.—
19. Die Krankheiten der Fortpflanzungsorgane und deren naturgemäße Heilweise	1.60
20. Naturgemäße Pflege und Selbstbehandlung der Kinderkrankheiten	—60
21. Zahnschmerz und dessen naturgemäße Heilbehandlung	—80
22. Die Diphtheritis. Naturgemäße Heilung (Preisschrift. Ehrenpreis 500 Goldmark)	—60
23. Kehlkopf- und Lungenkrankheiten. Naturgemäße Heilung. Von Prof. Dr. Trall	1.60
24. Zur Diätetik der Seele von Dr. F. Freiherr v. Feuchtersleben	2.—
26. Quecksilber-Salvarsan-Kupferscherei oder Naturheilverfahren bei Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Bohn	3.—
27. Leib- und Seelenkur. Heilung der Jugendverirrung. (Menschenfreunde bezogen größere Massen)	3.—
28. Licht-, Luft- und Sonnenkuren in Haus und Natur. Mit zahlreichen Abbildungen	2.—
30. Naturheilkräfte und naturgemäße Pflanzensäfte (Mineral- und Nährsalze in Pflanzen)	—40
31. Die natürlichen Heilmittel der Schweiz und deren natürlicher Gebrauch	—80
32. Der lebensreformerische Zukunftsstaat als höchstes Ziel der Naturheilkunde	1.—
33. Die naturgemäße Ernährung des Menschen. Mit 184 Speiserezepten nebst Diätetischen	2.—
34. Die naturgemäße Augenheilkunde von Schmidbauer 6.— und von Dr. Baas, Med.-Rat	5.—
35. Winke für verständige Ehemänner bei der Geburtshilfe. Von Dr. Morant	1.—
36. Die Behandlung der Wunden usw. von Oberst Spöhr	2.—
38. Fleischessen vor dem Richterstuhl des Instinkts, des Gewissens, der Vernunft und Wissenschaft	1.60
39. Sonntages Alter. Abhandlungen eines Hundertjährigen über Lebenskunst von Cornaro	1.60
40. Das Impfenheil und die gesetzliche Selbsthilfe dagegen	1.60
42. Naturalistische Gesundheitskolonien für Lebensreformer	—30
44. Leitfaden zur Untersuchung des Urins. Von Dr. Weil	1.60
46. Handbuch zur Heilung akuter und chronischer Frauenleiden und Schwächezustände	Geb. 4.— 3.—
48. Das Stottern. Heilung der Sprachstörungen usw.	1.—
53. Geheimnisse aus der Irrenpflege in Irrenanstalten usw. (Prozeßbeichte)	—60
58. Zuckerkrankheit. Heilungslehre und Diätetik nach Prof. Dr. v. Düring, Dr. Funk und Dr. Kühner	3.—
61. Der menschliche Körper, sein innerer Bau. Buntes übersichtliches Lehrmodell	2.—
63. Gesundheits-Lexikon. Universal-Ratgeber als Taschenarzt. Von Prof. Dr. Trall	geb. 5.—
67. Glaube, Vernunft und Naturwissenschaft. Echtes und scheinheißes Christentum	—30
69. Treu der Natur! Mahnwort an die Menschheit. Die Naturheilfundamente	—30
71. Impfspiegel. 500 Gutachten ärztlicher Autoritäten über die Impfrage und gelehrte Irrlehren	1.60
73. Zukunftsstaatswesen im gesundheitsnaturalistischen Kulturgeiste	2.—
74. Die Viehsuchen in der Landwirtschaft. Ursachen, Irrlehren, Heillehre	2.—
75. Die Salvarsan-Behandlungsgefahren für die Menschheit. Denkschrift des Dr. Dreuw	1.60
80. Die operationslose Heilung der Blinddarmentzündung von Dr. Schürer von Waldheim	1.60
82. Ethische Liebe und Ehe als Lebensideal. Die intimsten Geheimnisse des Daseins	2.—
85. Handbuch der Lavater-Auten-schen Konstitutionslehre. Menschenkenntnis durch Körper und Gesichtsausdrucks-kunde. Eine Lebens- und Seelenlehre. Viele Abbildungen	5.—
90. Katechismus der Psycho-Physiognomik. Ethisch-ästhetische Persönlichkeitskultur	3.—
96. Naktkultur I. Fußkultur und Allgemeines über Luft-, Licht- und Sonnenkultureinflüsse	2.—
97. Naktkultur II. Stille, Unstille, Bein, Becken, Kleidung und Geschlecht	2.—
98. Naktkultur III. Die Probleme des Lebens und der Zeugung. Dr. Pudor	2.—
99. Katechismus der Naktkultur. Leitfaden gesundheif. Naktpflege im Sonnenbade	1.—
103. Kirtara. Fröblichkeiten und Sehnsucht nach Natur, Liebe und Leben. Dr. Pudor	1.—
153. Handbuch der Landwirtschaftslehre. Mit 627 Abbildungen. Preisgekrönt	geb. 9.—
157. Die 12 Gebote der Gesundheitslehre zur Regeneration des Menschengeschlechts	—30
161. Rationale Weltordnung, Ethik, Sanität, Humanität. Weltreligion im Licht der Seele	—60

Die Zusendung der gewünschten Bücher erfolgt nach Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme von

B. Winkler, Verlagsbuchhandlung, Landgut Nr. 44, Erdenglück Frauendorf.

Postcheckamt Leipzig Konto Nr. 83466

Bezirk Leipzig

Fernruf Nr. 50
Gegründ. 1883

Albert Schoppe, Cosel OS.

Ratiborer-
platz

**Waffen-
Handlung**

**Munition aller Kaliber, Jagd- u. Sportwaffen
Zeis- und Goerz-Jagdgläser
Eigene Sonderanfertigung von Selbstspanner-
Flinten mit Krupp-Spezial-Stahlläufen (3 Ring)**

Die galante Zeit.

Bücher der Liebe und des Frohsinns

Katalog umsonst verlange man von

Dr. POTTHOF & Co., LEIPZIG
Rabensteinplatz 3

Gegen Trunksucht

ein gutes, wirksames Mittel, welches, durch viele Dankschreiben empfohlen, ohne Wissen des Trinkers gegeben werden kann, da geruch- und geschmacklos! Frei von schädlichen Bestandteilen!

Preis per Dosis Mk. 5,— Doppeldose Mk. 8,50
durch das General-Depot

Apotheker PAUL FRANK
(staatl. approbiert)

Berlin S. 14

Alte Jacobsstr. 69

Sommersprossen, Pickel, Mitesser

und deren sichere Beseitigung.

Ein seit länger als 20 Jahre erprobtes Mittel teile
Jedem gern kostenlos mit. — Verlangen Sie
Preisliste über sanitär-hygienische Artikel.

Institut Frau E. Karsten (Krankenbehandlerin)
Hamburg 3, K. 581. Michaelisstraße 64, I.

R.-M. 7,65 Ia Sprechapparat R.-M. 7,65

Große Freude bringt in jedes Heim mein

Ia Trichter-Sprech-Apparat mit Kasten

Meine Apparate sind nach dem neuesten System gebaut und erzeugen **prächtige Klangfülle**. Reichspatent. Klare und reine Tonwiedergabe. **Die billigste Sprechmaschine der Welt!** Der Apparat ist mit Geschwindigkeits-Regulierung und Bremse ausgestattet. **Begeisterte Dankschreiben u. Anerkennungen beweisen die Güte meiner Apparate.** Infolge günstigen Abschlusses liefere ich den Apparat zum

Reklamepreis von nur R.-M. 7,65

Verlangen Sie Prospekt. Bereits viele tausend Stück verkauft. Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Versandhaus **Hans Kanter**, Lieferant der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten u. der Preuß. Preisrichtervereinigung, Berlin-Wilmersdorf 1205, Jenaerstr. 8

Jeder Apparat wird vor Versand geprüft!

Der Spiegel des Salomons oder das wunderbare Buch der wahren

Schwarzen Kunst

Die Geisterwelt u. der Schlüssel dazu. Die Wünschelrute u. ihre Zauberkräfte. Der Stein der Weisen. Gestohlenes Gut wiederzugewinnen. Die Kunst, Gold zu machen. Die Kunst, im Spiel und in der Lotterie stets zu gewinnen. Die Sterndeutungskunst.

Preis 3,— Mark.

Das 6. und 7. Buch Mosis

Magisch-sympathetischer Hauschat u. uralten Handschriften. Mit Abbildungen. Geheime Rezepte gegen alle Krankheiten bei Menschen und Vieh. **Außer erte und vollständige Ausgabe in deutscher Schrift, gebunden, mit 3 Siegeln. Preis nur 7,50 Mark.**

Das 8. und 9. Buch Mosis

über die Zauberei, Hexerei und magnetischen Wunderkräfte, sowie selten erprobte Experimente. **Außer erte Ausgabe, gebunden, mit drei Siegeln in deutscher Schrift. Preis nur 7,50 Mark.**

Sämtliche Bücher sind nur zu beziehen von:

Buchhandlung M. Luck, Berlin-Neukölln 26

Mahlowerstraße 8 :: Reichhaltige Bucherverzeichnisse gratis und franko.

Alle von anderen Handl. angebotenen Bücher liefere ich zu billigsten Preisen. Bestellungen erbeten



Das grosse Buch der Witze

Eine Million Dummheiten, aufgejagt von Berliner u. Hamburger Späßvögeln. **Preis 1 Mark.**

Das Buch zum Totlachen

Durchschlagenden Erfolg haben die darin enthaltenden Witze. Humor muß sein! **Preis 1,50 Mark.**

Der Witzbold

Köstlich! Einzig! Unbezahlbar! Ein Buch zum Tränenlachen, Anekdoten, Couplets, humor. Vorträge, Scherzfragen etc. **Preis 2,— Mk.** Obige 3 Bücher zusf. mit 1 Gratisbuch **4,— Mk.**



Der gewandte Zauberkünstler und Hexenmeister.

Kunststücke m. Ringen, Karten, Ziern, Geldstücken, Getränken, Blumen, Würfeln, Tinte, Feuer und Licht usw. **Preis 1,50 Mark.**

Die Kunst der Unterhaltung

oder: Was ein modern. Mensch wissen muß. Von Dr. C. A. Gärtner. Wollen Sie in Gesellschaften usw. z. Ansehen u. Bedeutung gel., woll. Sie bei in Damenkr. als angen. u. gern gel. Gesellschafter gelten, dann lesen Sie dies Buch. **Preis 2,— Mark.**

R a u c h e r h e i l

Zur Bekämpfung und Entwöhnung der lästigen und auch kostspieligen Leidenschaft des Rauchens ein erprobtes Mittel. Empfohlen durch zahlreiche Dankschreiben. Vollkommen unschädlich.

Preis per Schachtel Gm. 5.—, Doppelschachtel Gm. 8.50 per Nachnahme durch das

Generaldepot Apotheke

F r a n k

staatlich approbiert

Berlin S. 14

Alte Jacobstr. 69



Wolf & Comp.
Musikinstrumente aller Art
Klingenthal Sa., Nr. 261



Direkt Bezug! Herabgesetzt.
Fabrikpr.! Zieh- und Mund-
harmonikas, Bandonions, Con-
zertinas, Violinen, Gitarren,
Mandolinen, Lauten, Zithern,
Holz u. Messingblasinstr.
Signalinstrum. Drehorgeln,
Sprechapparate etc. Repara-
turen aller Instrum. Viele
Taus. Dankschr. Gr Kat ums.
Auftr. von 10 Mk. an portofr.



Epilepsie, Fallsucht, Krämpfe

Leidende wollen die kostenlose belehrende Broschüre über ein seit Jahren bewährtes Mittel verlangen von der

Luisenstädtischen - Apotheke
Berlin K 3, Michaelkirchstr. 34



Carl Siwon

Ratibor, Braustr. 11

Billigste Bezugsquelle

für Uhren-, Gold- und Silberwaren

Sprechapparate und Schallplatten

Optische Artikel / Reparatur-Werkst.

Möbel-Fabrik Josef Winkler

Tischlermeister

Beuthen O.G.

Fabrik und Büro:

Dyngosstraße 64

Telefon 708



Beuthen O.G.

Wohnung:

Gartenstraße 13

Telefon 708

Anfertigung von kompletten

Wohnungs-, Laden- u. Büro-Einrichtungen

sowie einzelnen Möbeln nach eigenen und gegebenen Entwürfen

Spezialität: Innen-Ausbau

Indisches Nerven-
Erfrischungs-
Massier- und
Belebungsmittel.
Preis Mk. 5.—

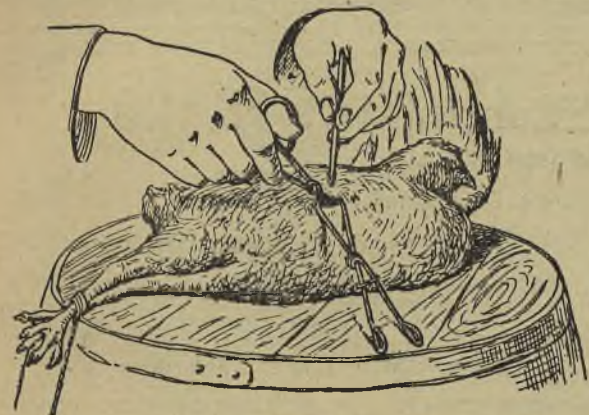


Bei Frauenleiden
Weißfluß, Unwohlsein, offene Püße, Krampfadern-
geschwülste, Krätze, Flechten, Bettlässigen, Gallen-
stein, Nierenstein (Leber- und Magenleiden), Rheu-
matismus und Gicht wenden Sie sich um Rat an:
H. S ch ä f e r, München, Arnulfsstraße 42.
Sie nur sofort vertrauensvoll Ihre Wünsche.
Sie werden mir dankbar sein.

Rat u. Hilfe
Wie wir
Ihre rück-
gratver-
krümmung
ohne
Brenn-
störung
bessern u.
ev. heilen, erfahren
Sie gegen Ein-
sendung v. Mk. 2.—
Anfrage bei
H. S ch ä f e r,
München, 42
Arnulfsstraße

Ischias, Gicht,
Rheuma,
Neuralgien,
Hergenschuß, Gelenk-, Gesicht-, Genick- und
Muskelschmerzen heilt rasch u. sicher **J. D. Zahn's**
Medizinische Heilölbe, Ober-Ingelheim a. Rh.

6. und 7. Buch Mosis
das „Echte“, versiegelt M. 8,50 frei Nachn.
Gehör- } befreit sofort.
Bettlässigen- } Leiden Schachtel je M. 5,—
Nerven- } frei Nachnahme.
Oscar Barnes, Stuttgart O. V., Neckarstr. 152



Effen Vin ymunn
Krugmann
Lesen Sie das reichillustrierte Buch
„Das Kapaunisieren“
Genau Selbstanleitung.
Paul Collignon, Bonn
Coblenzerstraße 40. M 150



Männer ganz umsonst!
Ich besitze das Originalrezept eines sehr wirksamen
Mittels gegen verböte Hinfälligkeit, Versagen des
Gedächtnisses, Kreuzschwäche, Nervosität, mangelnde
Willenskraft, sowie Schwäche infolge übermäßigen
Zigarettenrauchens, Alkoholausses, Ruheverlustes
oder Nachwirkungen von Jugendirrtümern und
Krankheiten des Krieges. Dieses Rezept ist gut für
Männer aller Altersstufen, die an ungewöhnlicher
Schlächternheit, Beklemmungen, geschwächten Augen,
Neuralgien, Magerkeit, Schlaflosigkeit, Verlust
des Mutes usw. leiden. Das Rezept stammt von
einem Arzte, der sein ganzes Leben an praktisches
Studium und Erfahrungen gekostet hat. **Männer,**
die schwach und verzagt waren, haben mit diesem
Präparat wunderbare Erfolge erzielt. Was ich hier
verspreche, ist die absolute Wahrheit. Ich will Ihnen
dieses Originalrezept aufgeben und Sie haben ab-
solut nichts dafür zu bezahlen. Wenn die Zeit
kommt, wo Sie wieder bei guter Gesundheit, starker
Willenskraft, magnetischer Fähigkeit sind, die Sie
beliebt macht, und zugleich völliger Ruhe des Geistes,
dann können Sie mir danken. Aber denken Sie daran,
daß dieses wertvolle Rezept Ihnen nur geg. Rück-
porto zugehen wird, wenn Sie mir schreiben u. mich
darum ersuchen. Ihre Adr. bitte z. deutl. z. schreib.
William A. Mahnen,
Berlin 601. SO 36, Grätzstraße 1.

Bücher Katalog über
interessante
Bücher für
Jedermann versendet gratis
W. MÄHLER, Leipzig 598. Schließfach 103.

Eheleuten und Erwachsenen
sendet kostenlos
Katalog über hyg. Artikel und mod. sanitären
Bedarf. Porto 20 Pfg. beifügen.
W. MÄHLER, Leipzig 598. Schließfach 103

Eine Goldgrube!

mit Tausend, bewährt u. glänzt erprobt giffreien Natur-
heilmitteln ist das weltbek. in 200.000 Exempl. bereits
verkaufte goldene Hausbuch mit dem Titel: **Maier, Weg**
zum Glück, oder die Kunst, das Leben zu verlängern
durch die Wunder und Erfindungen der giffreien Natur-
heilmethoden, 400 Seiten groß, Preis ca. 4 Mark.

Ein Dekan schrieb: „... nicht um 100 Mark geb' ich
dieses Buch mehr her.“ — Ein Gelehrter schrieb: „Dies
Buch hat eine glänzende Zukunft.“ — Ein Pfarrer
schrieb: „Es ist ein gottgewolltes Buch.“ — Eine Gräfin
schrieb: „Verasser ist ein großer Wohltäter der leidenden
Menschheit.“ — Ein Arbeiter schrieb: „Auch einmal ein
Buch, das man nicht umsonst gekauft hat, es ist wunderbar.“

Bestelladresse: Johannes Maier,
Verlagsbuchhandlung, München, Waltherstr. 22

(* Gratis für alle Leser dieses Jahrbuches!! *)
 Geltene Gelegenheit! Sofort schreiben!

Einführungshalber senden wir Ihnen gratis eine ausführliche astrologische Beschreibung über

Ihr Schicksal im Jahre 1926

betr. Liebe, Ehe, Beruf, Vermögen, Reisen usw.
 Hochinteressant! Verblüffend!
 Kein Wahrsagegeschwätz! Naturwissenschaftl. Untersuchung.
 Viele Anerkennungen aus allen Kreisen.
 Schreiben Sie sofort unter Angabe Ihres Geburtsdays an den
Neukultur-Verlag, Abt. S / Wln.-Schönebg.
Schließfach 40. Unkostenbeitrag nach Belieben.
 Ausschneiden! Aufbewahren oder weitergeben!

An Lungenleidende!

Ein Arzt schreibt: Ich freue mich, Ihnen wieder über einige Fälle mit offener Lungen-tuberkulose, die mit Ihrem „**Elgewe-Sanopulmon-Tee**“ und „**Elgewe-Sanopulmon-Syrup**“ behandelt sind, berichten zu können. Es handelt sich um 4 Patienten, die vor ca. 8 Monaten zu mir in Behandlg. kamen. Alle 4 sind heute auswurfrei und laut Untersuchungsbefund des Hrn. Inst. Halle bazillenfrei, ein Zustand, den man als völlige Heilung ansprechen kann.

Dr. med. G. B. i. B.

Packung Tee Mf. 1.75 / Flasche Syrup Mf. 3.60
 Erhältlich: Versandabteilung der **Edmenapothek**
 Wittenberg 156, Bez. Halle

P. Machaczek, Blumenfabrik, Ratibor

Marktplatz 5

empfiehlt sein großes Lager künstlicher

Papier- u. Stoffblumen, Vasenzweige, Fuchsschwänze, Blumenkörbe, Gold- u. Silberblumen, Altarbuschets.

■ Neuheiten in reizenden **Ansteckblumen** für Ball- und Gesellschaftskleider, ■
 moderne Haarranken u. Kränzchen

Wollen Sie

für Ihre Mutter, Frau, Tochter, Schwester usw. ein praktisches, dauernd Freude und Nutzen bringendes Geschenk kaufen, dann bestellen Sie einen oder beide von den folgenden Apparaten.

Ich empfehle den neuesten patentierten

Schnell-Nähapparat

mit welchem man 20 mal schneller und ebenso genau wie mit der Hand näht. Preis dieses Apparates 3,50 RM., portofrei. Ferner empfehle den neuesten, auch patentierten

Fließ- und Stopfapparat

mit welchem man in Augenblicken Strümpfe stopft, Kleider oder Säcke fließ wie neu und erast. Preis dieses Apparates 2.— RM., portofrei. Betrag ist voraus zu bezahlen. Geld kann im Brief gesandt werden.

Johann von Au jun. in Hopfau (Württ.)

Gelegenheitskauf in Heeres- und anderen Artikeln!

Empfehle englische Lederwesten, gebraucht, gefüttert u. gut erhalten, zum Säcketragen vorzüglich geeignet 9 RM. Getragene Leder-Chauffeur-Anzüge, gefüttert, gut erhalten, Joppen 35 RM. Hosen 25 RM. Getragene, gut erhaltene schwarze Tuch-Stiefel-Hosen, sehr guter, warmhaltender Stoff, 9 RM. Getragene, umgearbeitete deutsche feldgraue Militär-Röcke, gut erhalten 9 RM. Blaue holländische Militär-Röcke, gut erhalten, 5 RM. Englisch-braune, getragene, best erhaltene Militär-Wolljoppen. Äußerst gut warm haltend, 15 RM. Getragene feldgraue, gut erhaltene Militär-Mäntel 15 RM. Getragene, gut erhaltene, schwarze und graue Eisenbahner-Mäntel 15 RM. Neue feldgraue Kavallerie-Mäntel 28 RM. Schafpelzmäntel, gebraucht, gut erh. 65 RM. Neue feldgraue Flieger-Pelzmäntel, sauber kleidend 120 RM., gebraucht, gut erhalten. 90 RM. Pelzstiefel zum Ueberziehen 20 RM. Neue feldgraue lange Tuchhosen 10 RM. Getragene feldgraue Stiefelhosen 5 RM., auch lange Hosen (gleich. Preis) Neue Manchesterhosen, lang und Sport à 10 RM. Neue Tuch-Lederhosen, lang, schwarz od. feldgrau à 9 RM. Beste Arbeitshosen, Ledertuchhosen, neu 7 RM. Blaue und feldgraue Ueberanzüge 9 RM. Fausthandschuhe aus warm haltendem, starkem Mantelstoff pro Paar 120 RM. Neue Holzschmürchuhe mit starken Holzsohlen pro Paar 3 RM. Filzstiefel mit neuen Leder-sohlen pro Paar 10 RM. Extra prima Herren-Rindleder-Arbeitschuhe pro Paar 13 RM., dito Schafstiefel pro Paar 18,50 RM. Neue gelbe Reitstiefel pro Paar 23 RM. Gebrachte Leder-gamaschen pro Paar 4 RM. Neue feldgraue Wickelgamaschen aus Textil, stark und warm haltend 1,50 RM. Gebr. Kavallerie-Lederpacktaschen, gut erhalten, Stück 9 RM. Neue Militär-Pferde-Lederhalter ohne Gebiß 3 RM., dito mit Gebiß, neu, Stück 7,50 RM., dito gebraucht, gut erhalten Stück 3,50 RM. Neue extra schwere Pferddecken, genau 5 Pfund wiegend, 10 RM. Neue Kuhdecken ohne Riemen 2,50 RM. Neue Schlafdecken 5 RM. — Preise über Pferdgeschirre und Leinen, in handgenähter Ware, für schweren Zug, neu u. gebraucht, extra verlangen. — Alle Preise verstehen sich franko. Der Betrag ist voraus zu bezahlen, kann auch in Einschreibebrief mit der Bestellung gesandt werden. — Größe angeben, nicht vergessen.

Johann von Au jun. in Hopfau (Württ.)



Pfarrer Sebastian Kneipps Kräuterkuren



„Der Herr läßt die Arznei
aus der Erde wachsen
Und ein Vernünftiger
verachtet sie nicht“
(Sirach 38, 4.)



Pfarrer Sebastian Kneipp.

Pfarrer Kneipps Spezial-Tees:

Kneipps Tee gegen Arterien-
verkalkung
Kneipps Asthma-Tee
Kneipps Blasen- und Nieren-Tee
Kneipps Blutreinigungs-Tee
Kneipps Gallenstein-Tee
Kneipps Entfettungs-Tee
Kneipps Husten-, Brust- und
Lungen-Tee
Kneipps Herz-Tee
Kneipps Gicht- und
Rheumatismus-Tee
Kneipps Magen-Tee
Kneipps Krampf-Tee
Kneipps Nerven-Tee
Kneipps Wassersuchts-Tee
Kneipps Zuckerharnruhr-Tee

sind seit langer Zeit von zahllosen
Leidenden mit überraschendem Erfolge im
Gebrauch. Besser als alle öffentlichen An-
preisungen wirkt die eigene Überzeugung.

Jeder Leidende, der an

Pfarrer Kneipps Kräuterhaus Köln-Bickendorf 10

eine Postkarte schreibt, erhält ein Kräuter-
buch, sowie von dem für seine Krankheit
bestimmten Tee eine

Probe vollständig kostenfrei

und kann sich durch einen Versuch selbst
ein Urteil bilden, das ebenso ausfallen
wird, wie die nachstehend abgedruckten.
Irgendwelche Verpflichtungen entstehen
daraus nicht. Melden Sie sich sofort, so-
lange noch solche kostenlosen Proben
vorrätig sind.

Einige Danksagungen aus letzter Zeit:

Erbitte umgehend wie gehabt: 12 Pakete
Kneipps Tee gegen Arterienverkalkung und
12 Pakete Kneipps Entfettungs-Tee.

D. [Eifel], 18. 3. 25. Frau Bürgermstr. W.

Durch Bekannte hörten wir von den
guten Wirkungen Ihrer Teesorten. Bitte
schicken Sie uns ein Postpaket Arterien-
verkalkungs-Tee.

Erfurt, 21. 7. 25. Schwester B.

Bitte senden Sie mir noch 4 Pakete
Blutreinigungs-Tee und 4 Pakete Ent-
fettungs-Tee für meine Cousine.

Köln, 20. 4. 25. Frau A. J.

Erbitte wieder 5 Pakete Kneipps Asthma-
Tee, legen Sie mir auch wieder 2 Paket-
chen Verschleimungs-Tee bei. Ich fühle
mich jetzt recht wohl, trotz meines hohen
Alters von beinahe 85 Jahren und bin
Ihnen sehr dankbar.

Köln, 15. Mai 25.

E. G.

Bitte senden Sie mir noch einmal Ihren
Gicht- und Rheumatismus-Tee sowie Gallen-
stein-Tee. Ich sowie meine Frau danken
Ihnen bestens, da wir bedeutende Besserung
verspüren.

Pforzheim, 9. 8. 25. J. W., Ratsdiener.

Melchior Sauer, Ratibor

Tel. 200 Oberwallstraße Tel. 200

Inhaber: Kurt Sauer

Kunstschmiede / Bauschlosserei



Beachten Sie bitte
meinen
Ausstellungsraum



Georg Kustos

Elektrotechnisches Installationsgeschäft

Elektromechanische Werkstätten
Anlernwickelrei / Autolichtanlagen

Ratibor 26.

Telefon 284 — Oberwallstraße 21

Schreibers Beschäftigungsmittel

zur Bildung des Geistes, des Auges und der Hand

Von Lehrern und Künstlern herausgegeben.

Für malend. Zeichnen, Formen, Ausschneiden,
Karton-, Metall- u. Papparbeiten, Säub-
säge-, Gläschen- und Holzarbeiten

Zum Bauen und Basteln

Ausführliches Verzeichnis Bs. versendet
auf Wunsch kostenlos

Verlag J. F. Schreiber
Eßlingen a. N. u. München

Zungen- u. Milchranken

Ist unser Kräuter-Tea „Silvana“ von hervor-
ragender, vorbeugender Wirkung. „Ihr Tea
hat bei mir direkt Wunder gewirkt“, schreibt
G. W. in B. „Auswurf, Nachtschweiß, Fieber,
Husten, Atembeschwerden hörten sofort auf.“
„Unser Arzt freute sich selbst, daß der Tea mir
bekommt“, Appetit u. Wohlbe finden haben sich“,
so lauten täglich einlaufende Dankschreiben.
Pro Paket Mk. 1.— Nachn. Laut Verordnung
frei verkäuflich. **Silvana-Gesellschaft,**
Augsburg K 2.

Georg Holubek & Co. Ratibor

Großhandlung

Zwingerstraße 26

Telefon 664 und 696

Markenfahrräder

in erstklassiger Ausführung, größtes Lager, reelle Bedienung.



Nähmaschinen

Langschiff, Kreuzschiff, Rundschiff und Zentralspulen
vor- und rückwärts nähend

Weitgehendste Garantie



Kinderwagen

Promenadenwagen, Luxuswagen

Klappsportwagen

in reichhaltiger Auswahl



Die „ISMA“ - Stahlmatratze

aus bestem oberschlesischem Material, fachmännisch hergestellt, ist:

Erprobt

Bewährt

Beliebt

Die „ISMA“-Ideal mit einem Griff verstellbare Kopfstütze (Keilkissen). Für Kranke ärztl. empfohlen und unentbehrliche Wohltat.

Für Gesunde eine genußreiche Erholung. **Auflage-Matratzen** sowie **Schonerdecken** in nur bestem Material und Verarbeitung. In allen Geschäften zu haben, wo nicht, erhalten Sie Auskunft jederzeit bei:

J. Surma, „ISMA“-Stahlmatratzen und Federnfabrik
Kein Laden! Ratibor, Neustraße 21/23 Kein Laden!

Rudolf Staschik / Musikhaus / Beuthen OS.

Gr. Blottnitzastr. 40 Tel. 1823 Ecke Hospitalstr.

empfeilt zu bekannt mäßigsten
Preisen beste Qualitäten in

Flügel — Pianos

Grammophone — Streich- und Zupf-Instrumente
Sämtl. Zubehöerteile — Musikalien — Platten

Reparatur-Werkstätte
— Klavierstimmen —

Arzt im Hause!

Elektrogalv. Heilapparat „Jung-Vorn“. Best bewährt bei Leiden aller Art. Reform-Volktyp nur M. 8.—. la Anerkennungen. **Garantie für ausgezeichnete Funktion.** Interess. Brosch. gr.

Dr. Schwake, Oranienburg-Eden S.

Gebißgymnastik

ist die neue biologische Heil- und Vorbeugungsmethode g. Unschönheiten u. Fehler d. Gesicht- u. Kauapparats, g. Verzerrungen u. Mundatmung, g. Krankheiten aller Kopfgangane, g. Gefährlichkeit, Energielosigkeit u. a. **Sicherer Erfolg.** Apparat m. Anleit. M. 5.—. Illust. Brosch. gr.

Dr. Schwake, Oranienburg-Eden S.

Uhren

Direkt an Private

liefern ich wie Wanduhren, Westminsteralouuhren, Hausuhren, Kuckuckuhren, Schwarzwälderuhren, Tisch- und Schreibtischuhren, Weckeruhren in modernsten Ausführungen, sowie kleine Tischuhren wie nebenstehende Abbildung. **Schweizerhäusch.** m. 1 Tagewerk; vornehm u. geschmackvoll gearbeitet, Preis per Stück Mk. 6,80 porto- u. verpackgs.-frei. Mit Geh- und Weckerwerk p. Stck. Mk. 1.80 mehr. Die



Schweizerhäuschen sind in Naturfarbe gehalten, und sind solche ein äußerst begehrtter Geschenkartikel. Auch in allen anderen Gehäusen lieferbar. Außer allen den oben genannten Uhren liefere ich auch Herren- u. Damentaschenuhren von einfachster bis zur feinsten Qualität. Auch Schweizeruhren zu denkbar billigsten Preisen unter voller Garantie. Ernste Interessenten wollen Kataloge anfordern unter Angabe d. Gewünscht. Vertreter an allen Plätzen gesucht!

Wilhelm Müller, Uhren-Fabrikation
Villingen (Bad. Schwarzwald).

Kommende Weltkatastrophen!

Ein zweiter Weltkrieg 1927—33!

Aus altfranzösl. Geheimk. v. Prinz Gef. Oktaviano aus d. röm. Kaiserhaus, neu bearb. v. El. Bremig. Portofr. Zusendung gegen Einzahlung von 1 Mk (oder per Nachnahme). Verlag

R. Lindener & Co., Berlin W. 30.

Dr. Ad. Meier's Sanatorium
Bremen, Hamburgerstr. 29/29a

Spezial-Behandlung von Hautkrankheiten

Lupus, äuß. Krebs,

Fressflechte, Hauttuberkulose,
Fistel, Hautgeschwülste

ohne Operation, ohne Bestrahlung, nach eigener langjähr. erprobter Methode. Ausführl. Prospekt frei.

Die Postgebühren vom 1. Juni 1925 ab

Innerer deutscher Verkehr (einschließlich Saargebiet)

Postkarten		
im Ortsverkehr	3	§
im Fernverkehr	5	§

Briefe		
im Ortsverkehr bis 20 Gramm	5	§
über 20 bis 250 Gramm	10	§
über 250 bis 500 Gramm	15	§
im Fernverkehr bis 20 Gramm	10	§
über 20 bis 250 Gramm	20	§
über 250 bis 500 Gramm	30	§

Drucksachen	VollDrucksache	Teildrucksache
bis 50 g	3	5
über 50 bis 100 g	5	5
über 100 bis 250 g	10	10
über 250 bis 500 g	20	20
üb. 500 g bis 1 Kg	30	30
über 1 bis 2 Kg *)	30	30

*) für einz. versandte, unget. Druckbände.

Blindenschriftsendungen bis zum Meist-	
gewicht von 5 Kg	3 §

Geschäftspapiere bis 250 g	10 §
über 250 bis 500 g	20 §
über 500 g bis 1 Kg	30 §

Warenproben bis 250 g	10 §
über 250 bis 500 g	20 §

Mischsendungen bis 250 g	10 §
über 250 bis 500 g	20 §
über 500 g bis 1 Kg	30 §

Päckchen bis 1 Kg (nicht nach Saargeb.)	30 §
--	------

Postanweisungen (Meistbetrag 1000 M) in	
Reichsmark bis 25 M	0,20 M
über 25 bis 100 M	0,40 M
über 100 bis 250 M	0,60 M
über 250 bis 500 M	0,80 M
über 500 bis 750 M	1,20 M
über 750 bis 1000 M	1,60 M

Gilzustellung bei Vorauszahlung	
1. nach dem Ortszustellbezirk:	
a) eine Briefsendung	0,30 M
b) ein Paket	0,50 M
2. nach dem Landzustellbezirk:	
a) eine Briefsendung	0,60 M
b) ein Paket	1,— M

Zeitungsapakete			
bis 5 kg	0,20	0,40	0,40

Pakete	1. Zone	2. Zone	3. Zone
Meistgewicht	bis	üb. 75 b.	über
20 kg	75 km	375 km	375 km
	M	M	M
bis 5 kg	0,40	0,80	0,80
über 5 bis 6 kg	0,45	0,90	1,20
über 6 bis 7 kg	0,50	1,—	1,60
über 7 bis 8 kg	0,55	1,20	2,—

	M	M	M
über 8 bis 9 kg	0,60	1,40	2,40
über 9 bis 10 kg	0,65	1,60	2,80
über 10 bis 11 kg	0,70	1,80	3,20
über 11 bis 12 kg	0,80	2,—	3,60
über 12 bis 13 kg	0,90	2,20	4,—
über 13 bis 14 kg	1,—	2,40	4,40
über 14 bis 15 kg	1,10	2,60	4,80
über 15 bis 16 kg	1,20	2,80	5,20
über 16 bis 17 kg	1,30	3,—	5,60
über 17 bis 18 kg	1,40	3,20	6,—
über 18 bis 19 kg	1,50	3,40	6,40
über 19 bis 20 kg	1,60	3,60	6,80

Postschekverkehr (ausschl. Saargebiet)

Jede Einzahlung mit Zahlkarte

bis 25 M	10 §
über 25 bis 100 M	15 §
über 100 bis 250 M	20 §
über 250 bis 500 M	30 §
über 500 bis 750 M	40 §
über 750 bis 1000 M	50 §
über 1000 M (unbeschränkt)	60 §

Jede Vorauszahlung (Höchstbetrag unbeschr.)
 $\frac{1}{2}$ vom Tausend des Scheckbetrages und
außerdem eine feste Gebühr von 15 Pfg.,
jede Auszahlung mit Kassenscheck, die bar=
geldlos beglichen wird, ein Zehntel vom
Tausend des Scheckbetrages.

Telegraphengebühren

Gewöhnliche Telegramme *)
im Fernverkehr für jedes Wort 10 §
Orts- und Pressetelegr. jedes Wort 5 §

Dringende Telegramme *) das Dreifache der
Gebühr für gewöhnliche Telegramme.

Blitztelegramme *) für jedes Wort 1 M

Brieftelegramme für jedes Wort 5 §
Mindestens sind für ein Brief-Tele=
gramm 20 Wörter zu bezahlen.

*) Mindestens sind für ein Telegramm 10
Wörter zu bezahlen.

Verkehr mit dem Auslande

A. Ausland (ausgenommen die unter B auf=
geführten Länder).

Postkarten einfache	15 §
mit Antwortkarte	30 §
jedoch nach Tschechoslowakei und Ungarn einfache	10 §
mit Antwortkarte	20 §
nach Tschechoslowakei nur einfache Postkarten zugelassen.	

Briefe bis 20 Gramm	25 §
jede weiteren 20 Gramm	15 §
(Meistgewicht 2 Kilogramm)	
jedoch nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 Gramm	20 §
jede weiteren 20 Gramm	15 §

Drucksachen für je 50 Gramm	5 §
Meistgewicht 2 Kilogramm, für einzeln versandte ungeteilte Druckbände 3 Kilo- gramm.	
B. Freie Stadt Danzig, Litauen einschließlich Memelgebiet, Buzemburg, Oesterreich.	
Postkarten , einfache	5 §
mit Antwortkarte	10 §
Briefe bis 20 Gramm	10 §
über 20 bis 250 Gramm	20 §
über 250 bis 500 Gramm	30 §

Drucksachen	Volldrucksache	Teildrucksache
bis 50 g	3 §	5 §
über 50 bis 100 g	5 §	5 §
über 100 bis 250 g	10 §	10 §
über 250 b. 500 g	20 §	20 §
üb. 500 g b. 1 kg	30 §	30 §
über 1 bis 2 kg *)	30 §	30 §
*) Nur für einzeln versandte, ungeteilte Druckbände.		
Päckchen (siehe innerer deutscher Ver- kehr) (nur nach Freie Stadt Danzig)		
bis 1 Kilogramm		30 §

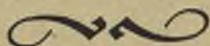
Inhalts-Verzeichnis

	Seite		Seite
„Glück auf!“ (Vorspruch)	3	Die Perle des Dramatales. Ein Schwei- zer Erlebnis v. Hubertus Kraft Graf Strachwitz	55
alendarium	4—26	Die Versuchung. Skizze v. Gertha Pohl	58
Sagen aus Oberschlesien, bearbeitet von E. Grabowski und R. Karger; illustriert von Herm. Großer	5—27	Sorgen. Eine ernsthafte Plauderei von Irma Erben-Sedlaczek	60
mat. Gedicht von Franz Cingia	28	Märznacht. Gedicht v. Gertr. Grabowski	60
Frühherbst. Gedicht von Irma Erben- Sedlaczek	28	Ruhland. Von Jsa Ernst	61
Vergänglichkeit. Gedicht v. Hede Bartsch- Wache	28	Auf dem Strome meiner Leiden. Gedicht von Hede Bartsch-Wache	61
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Erzählung von E. Grabowski	29	Beim Bildstüchlein. Gedicht v. Jsa Ernst	61
Die Welle. Gedicht von Elise Draub	32	Orgelkonzert. Von Hede Bartsch-Wache	62
Der Blinde. Novелlette v. Franz Cingia	33	Pfingstwunder. Von Joseph Kania	63
Sonntagmorgen. Gedicht v. Franz Cingia	34	Seerose. Gedicht v. Hede Bartsch-Wache	64
Die schwarze Trude. Legende von Hede Bartsch-Wache	35	Himmelsland. Gedicht von Gertrud Gra- bowski	64
Vaterland. Eine Erinnerung v. G. Hydel	41	Stille der Nacht. Gedicht v. Frdr. Keller	64
Mutter. Von Franz Cingia	42	Die oberschlesische Landschaft. Zehn Wan- derungen von A. Hellmann	65
Die alte Schützenflinte. Erzählung von Gertrud Grabowski	43	Pitschen. Federzeichnung v. A. Hellmann	66
Und sollte mir Gedicht von Gertrud Grabowski	47	Rückschau. Gedicht von Irma Erben- Sedlaczek	69
Ein Kinderweinen. Eine Großstadtge- schichte von Irma Erben-Sedlaczek	48	Burg Tost. Ein Denkmal oberschlesischer Vergangenheit. Von Alfons Handuck	70
Heimatklänge. Gedicht von Franz Cingia	50	Burg Tost mit Eichendorff-Mühle. Feder- zeichnung von A. Hellmann	71
Verzage nicht! Gedicht von Franz Cingia	50	Wie Kattowitz eine deutsche Stadt wurde. Von Prof. Dr. Paul Knötel	72
Ein Sonnenbruder und sein Ende. Von Paul Friebe	51	In Treue fest. Gedicht v. Gertrud Gra- bowski	75
Wege. Gedicht von E. Janower	54	Aus den Werdetagen unserer Heimat. Von Joseph Kania	76

	Seite		Seite
Alte Waldziegelei bei Matthesdorf. Federzeichnung von H. Brzóska	77	Mallied. Gedicht von Victor Kaluza . . .	118
Altes Haus in Mikultschütz OS. Federzeichnung von H. Brzóska	79	Erlebnis. Gedicht von R. Karger . . .	118
Der Ring im Brunnen. Gedicht v. Gertrud Grabowski	82	Der Weihnachtsgast. Erzählung v. Paul Friebe	119
Von der Industrie zur Kunst. Von Prof. Dr. Paul Knöfel	83	Wanderlied. Gedicht von Hede Bartisch-Wache	122
Tausend Dichter Gedicht von Irma Erben-Sedlaczek	85	Von den Schönwäldern. Von Dr. W. Mat	123
Hedenrosenstrauch. Gedicht v. R. Karger	85	Ueber das Siedlungswesen in Oberschlesien. Von Dir. Dr. Tietze, Landeshut i. Schl.	125
Kulturarbeit in Oberschlesien in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. Paul Klemenzy-Breslau	86	Die erste Fliege. Gedicht von R. Karger . . .	126
Wiegenlied. Gedicht von Hede Bartisch-Wache	95	Die Uffwertung. Mundart-Humoreske von Ge Lu	127
Das obererschlesisch-polnische Volkslied. Von Dr. Wilhelm Mat, Gleiwitz	96	Wert der Menschheit. Gedicht von Frdr. Keller	127
Waldkapelle. Gedicht von Gertrud v. Wahlen-Jürgaß	100	Die Notbremse. Humoristische Skizze v. V. Kaluza	128
Herbstabend. Gedicht v. Alfons Handuck	100	Der Wettlauf. Humoristische Skizze von V. Kaluza	128
Max Waldau. Von Dr. Wilhelm Mat	101	Schnurren und Schwänke. Dem Volksmunde nacherzählt von R. K.	129
Frostnacht. Gedicht von Frdr. Keller	103	Geprügelt wird doch. Humor. Märchen von Gertrud Grabowski	134
Christliche Haus- und Devotionalienkunst in Oberschlesien. Von Pfarrer Alfred Habelt, Altwette	104	Schematismus des Provinzial-Verbandes der Provinz Oberschlesien	135
Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben in Oberschlesien. Von Professor Dr. Theod. Schube, Breslau	109	Preisrebus	137
Keiner wie er. — Trink langsam. — Aus „Oberschlesische Volkslieder“ v. Franz Jedrzejewski	114	Verzeichnis der Messen und Märkte der Provinzen Ober- und Niederschlesien	138
Erinnerungen an mein obererschlesisches Falterparadies. Von Julius Stephan	115	Anzeigen	141
Kiewitt, Kiewitt! Plauderei von Julius Stephan	117	Postgebühren nach dem Stande vom 1. Juni 1925	150
		Inhaltsverzeichnis	151

Erfinder!

Gedankenblitze — Erwerbsmöglichkeiten. Broschüre gegen Porto. **Patent-Ing. Ebel, Breslau, Dofenerstr. 55.**





Schlesische Landtschaftliche Bank zu Breslau

Zweigniederlassung Ratibor

Eisenbahnstraße 17 (Landschaftsgebäude)

Wechselstube am Bahnhof (Barlejaal IV. Klasse)

Reichsbankgiro-Konto / Fernsprech-Anschluß Nr. 663

Postcheck-Konto : Breslau 12 227 / Telegramm-Adresse : Landschaftsbank



Ämtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder in
bar und Wertpapieren / Ausführung aller in
/ das Bankfach schlagenden Geschäfte /

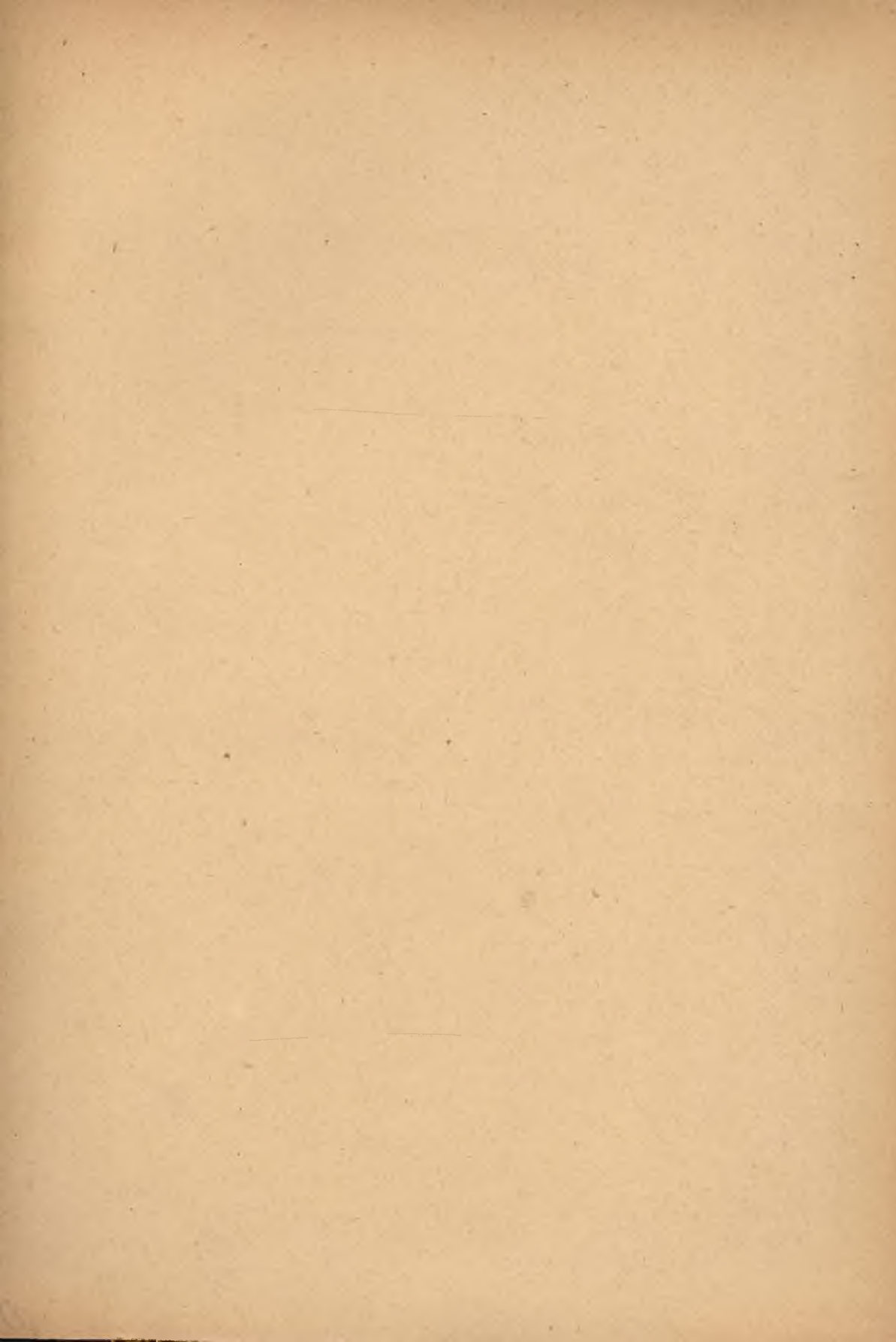


Annahmen von Spareinlagen zur
täglichen Verfügung und auf
Kündigung bei höchster Verzinsung

DAMEN-, BACKFISCH- U. MÄDCHEN- KONFEKTION



BAENDER & GLÜCKSMANN G.M.B.H.
VORNEHMSTES SPEZIALHAUS AM PLATZE
DOMSTR., ECKE ZBORPLATZ RATIBOR DOMSTR., ECKE ZBORPLATZ





Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000935967



II 137910/0/1926

SL

Biblioteka Śląska